

X 1980 TROISDORFER JAHRESHEFTE

Wiederholt vorkommende Abkürzungen in den Troisdorfer Jahreshften

- Annalen – Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein, Köln
- Binterim und Mooren – Binterim und Mooren, Die alte und neue Erzdiözese Köln, Mainz, 1828, 4 Bde.
- Clemen/Renard – Clemen, Paul, Die Kunstdenkmäler der Rheinprovinz, Bd. V Kunstdenkmäler des Siegkreises von Edm. Renard, Schwann, Düsseldorf, 1907
- Delvos – Delvos, Chr. Hub. Thaddäus, Geschichte der Pfarreien des Dekanates Siegburg, Köln, 1896
- Dr. Alb. Mooren – Binterim und Mooren, Die Erzdiözese Köln, Düsseldorf 1892 u. 93, 2 Bde.
- Ennen, Köln – Ennen, Quellen zur Geschichte der Stadt Köln, Köln, 1860–1879, 6 Bde.
- Ennen, Niederrhein – Ennen, Frankreich und der Niederrhein, Köln und Neuß, 1855 und 1856
- Fahne – Fahne, Geschichte der Kölnischen, Jülich'schen und Bergischen Geschlechter, Köln 1848
- Hamacher, Troisdorf – Hamacher, Troisdorf im Spiegel der Zeit, Siegburg, 1950
- HAK – Historisches Archiv der Stadt Köln
- HAEK – Historisches Archiv des Erzbistums Köln
- HbIS – Heimatblätter des Rhein-Sieg-Kreises, Siegburg, seit 1925
- HStAD – Hauptstaatsarchiv Düsseldorf
- Künster/Schneider – Künster, K. und Schneider, S., Der Siegkreis, Bonn, 1959
- Lac I–IV – Lacomblet, Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins, Düsseldorf, 1840–1858, 4 Bde.
- Lac Archiv – Lacomblet, Archiv für die Geschichte des Niederrheins, Düsseldorf, 1832–1870, 7 Bde.
- Maaßen, Königswinter – Maaßen, German Hubert Christian, Geschichte der Pfarreien des Dekanates Königswinter, Köln, 1890
- Müller, Siegkreis – Müller, Aegidius, Siegburg und der Siegkreis, Siegburg, 1859, 2 Bde.
- Müller, Pfarreien – Müller, Rolf, Geschichte der Troisdorfer Pfarreien, Siegburg, 1969
- Müller, 1962 – Müller, Rolf, Troisdorf 1952–1962, Siegburg, 1962
- Olligs – Olligs, Heinrich, Lülsdorf am Rhein, Lülsdorf, 1952
- Pers A Brühl – Personenstandsarchiv Brühl
- Roggendorf, Siegburg – Roggendorf, Hermann Josef, Heimatbuch der Stadt Siegburg, Bd. I–III, 1964, 1967, 1971
- Rutt, Sieg und Rhein – Rutt, Th., Land an Sieg und Rhein, Bonn, 1960
- Schulte, Sieglar – Schulte, A., 150 Jahre Sieglarer Gemeindepolitik, Sieglar, 1964
- Schulte, Kirchen – Schulte, A., Kirchen und Schulen der Gemeinde Sieglar, 1968
- Schwaben – Schwaben, Geschichte der Stadt, Festung und Abtei Siegburg im Hzgt Berg, Köln 1826
- StAK – Staatsarchiv Koblenz
- Trippen – Trippen, Peter Paul, Heimatgeschichte von Troisdorf, Köln, 1940
- T JH – Troisdorfer Jahreshfte, Troisdorf, seit 1971
- Wisp., Urk. – Wisplinghoff, Erich, Urkunden und Quellen zur Geschichte der Stadt und Abtei Siegburg, 1964

Die *Troisdorfer Jahreshfte* erscheinen jährlich im Herbst. Manuskripte müssen bis zum 1. Juli vorliegen.

Mitarbeiter dieses Heftes und ihre Anschriften

Lothar Ruschmeier, Heimbachstraße 7; Helmut Schulte, Lindlaustraße 4; Heinrich Brodeßer, Arndtstraße 39; Dr. Wilhelm Neußer, Maienstraße 13; Rolf Hönscheid, Mircourtstraße, 5300 Bonn-Beuel; Heinz Müller, Rheindorfer Straße 15; Manfred Huschner, Kupferstraße 2; Dr. Albert Schulte, Konstantinstraße 88, 5300 Bonn; Winfried Hellmund, Von-Loe-Straße 31.

Bildnachweis

Titelfotos, 1, 4, 5, 12, 13, 16, 18, 36, 67, 70–92, 117–132: Helmut Schulte; 2, 3: Rainer Gaertner; 6, 11, 14, 17: Klaus Schmitz; 7–10, 15: Rolf Schrader; 19: Archiv Spies von Büllesheim; 20, 21, 22, 27, 28: Fam. Weyer; 23: HStAD; 24, 25: Katasteramt Siegburg; 26: HStAD; 29–35: Heinz Müller; 37: Stadt Troisdorf; 38–47, 49–53, 55, 107–116: Heinrich Brodeßer; 48: HStAD; 54: HStD; 56–64: Josef Hawle; 65, 66, 68, 69: Familienarchiv Fred Birkhäuser; 93: HStAD; 94: Paul Schmetkamp; 95, 96: Reg.-Bauinspektor Heene, Siegburg; 97, 99: Josef Steinbach; 98: P. Bouserath; 100–106: Andreas Sartor; 134–146: Winfried Hellmund.

Titelseite: Marktplatz in Troisdorf-Sieglar

Titelrückseite: Kreuz von 1727, am Grandsgarten in Troisdorf-Oberlar

Redaktion: Arbeitskreis Troisdorfer Jahreshfte

Grafik, Layout und Umschlag: Helmut Schulte

Lithographien: Eugen Kuntzmann, Troisdorf-Spich

Druck und Gesamtherstellung: Max Jarschel & Sohn, Nordstraße 14–18, Troisdorf

Oktober 1980

TROISDORFER JAHRESHEFTE

herausgegeben von der Stadt Troisdorf

Jahrgang X 1980

INHALT

- Lothar Ruschmeier
3 DAS BÜRGERHAUS LEBT
Helmut Schulte
- 12 KOCHENHOLZ SPICH UND EINE FRÜHMESSEN-
STIFTUNG
Manfred Huschner – Heinz Müller
- 21 25 JAHRE FOTOCLUB DYNAMIT NOBEL
Heinrich Brodeßer
- 30 ESCHMAR – EIN RHEINISCHES BAUERNDORF IM
STADTGEBIET TROISDORF
Wilhelm Neußer
- 53 SU EN SAUPÄNZ
Rolf Hönscheid
- 69 TJH STELLT KÜNSTLER VOR: JOSEF HAWLE
Helmut Schulte
- 74 STREIT UM EINEN KLEINEN BACH
Helmut Schulte
- 79 ORNAMENTE IN METALL, HOLZ UND STEIN
Albert Schulte
- 87 DIE UNHEILIGEN EINSIEDLER VOM RAVENSBERG
TJH-Interview
- 94 ANDREAS SARTOR – KUNST DES LICHTES
Heinrich Brodeßer
- 100 WEGKREUZE UND HEILIGENHÄUSCHEN IN
ESCHMAR
Helmut Schulte
- 106 SANKT JOHANNES FARBIG UND SCHÖN
Winfried Hellmund
- 117 DREI SELTENE FARNE IM ALTENFORST

DAS BÜRGER HAUS LEBT

EINE
WANDERUNG
DURCH
DAS
HAUS
UND
SEINE
VERANSTALTUNGEN

VON LOTHAR RUSCHMEIER

Wie ein Schiffsbug lugt die kristalline Nase in die Poststraße hinein, wenn man einen Blick von der Wilhelmstraße in die Poststraße riskiert. Imposant überragt das „Mittelschiff“ den Betrachter des Bürgerhauses, der das Troisdorfer Begegnungszentrum durch den Haupteingang betritt. Blau und grün – abhängig vom Sonnenstand – schimmert die Fensterfront, die sich durch das gesamte Haus hinzieht, durch die die s-förmige Bürgerpassage mit Tageslicht durchflutet wird.

Schnell wird dem Besucher klar: Im Zentrum Troisdorfs ist – entworfen und gebaut vom Troisdorfer Architekturbüro Haas – ein Juwel entstanden, darin sich dem Bürger dieser Stadt ungeahnt viele Möglichkeiten der Selbstentfaltung, der Betätigung, des Ergehens, des Betrachtens bieten. Niemand hat bei der Planung, beim Bau noch nicht daran gedacht, im „Spielraum“ etwa würden einmal Schachturniere, würde Square-Dance für die etwas reifere Jugend durchgeführt werden. Der Spielraum heißt heute nicht mehr so, das Schachspiel hat für seinen neuen Namen Pate gestanden. Aber – unkoordiniert war dieser Ausflug in den Nordwestteil des Hauses.

DAS HAUS UND SEINE UMGEBUNG

Der äußere Eindruck – oben bereits knapp angerissen – ist der des Angemessenseins, der Maßstäblichkeit. Dies Haus paßt nach Troisdorf. Es ist nicht zu hoch und nicht

1
Das
Bürgerhaus
vom
Wilhelm-
Hamacher-
Platz
gesehen
mit dem
neuen
Brunnen



zu flächig, es erdrückt die Umgebung nicht und wird auch nicht von ihr erdrückt, es ist kein Prachtbau, aber auch kein „Nur-Zweckbau“. Das Haus kann durchaus als Ausdruck selbstbewußten Bürgersinns mit architektonischen Reizen betrachtet werden. Die etwas ungewöhnliche Farbgebung – über die wir zunächst heftig diskutierten, die unseren Widerspruch herausforderte – erscheint sie uns heute nicht harmonisch? Die Kombination des roten Backsteines mit grünen Fensterrahmen mit wiederum roten – aber diesmal anders roten – Türen, mit den großen Fensterflächen rundherum?

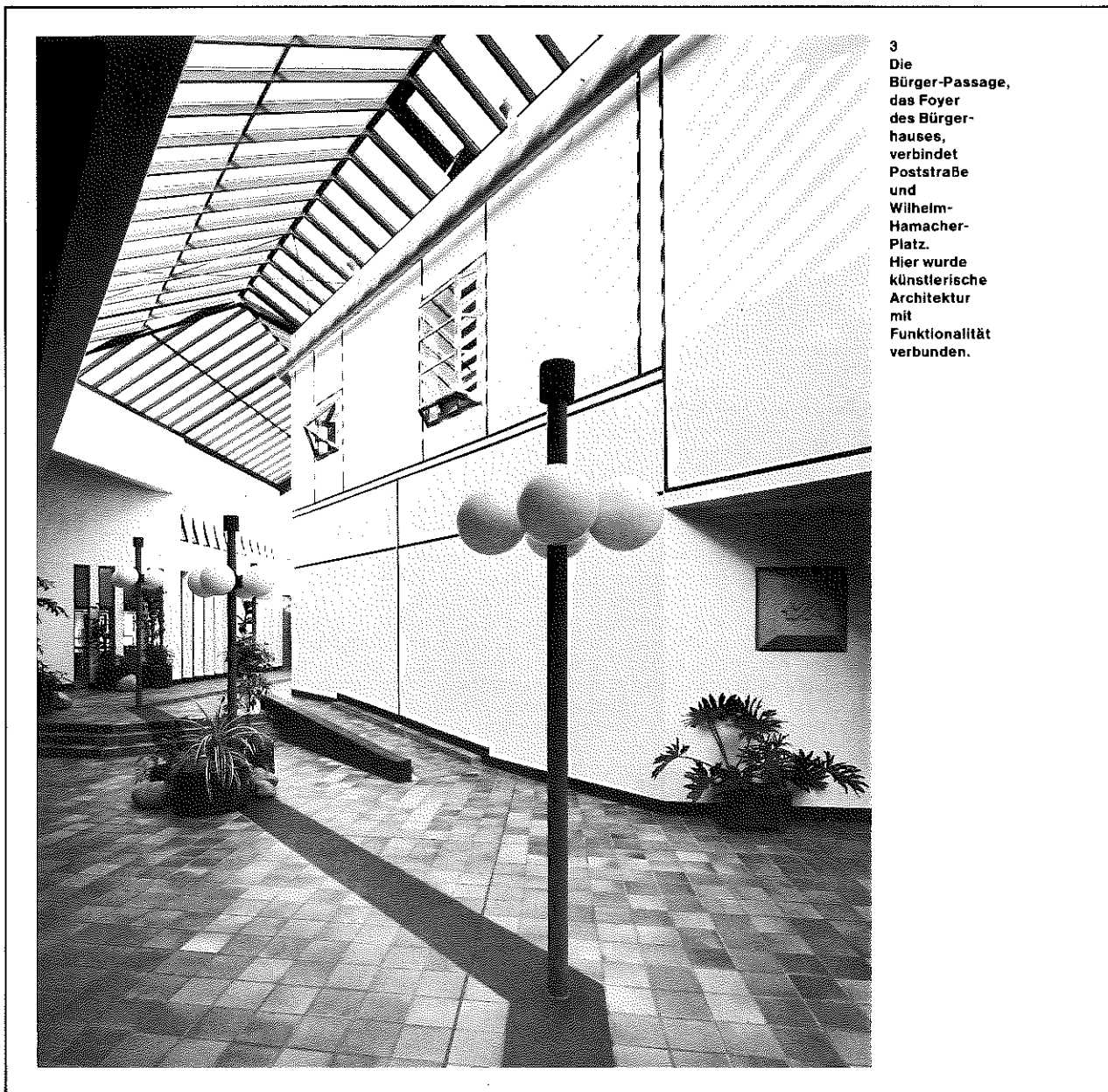


2
Wie ein
Schiffsbug
lugt die
kristalline
Nase
des
Bürgerhauses
in die
Poststraße
hinein

Das erhebt sich quasi „nahtlos“ aus dem Platz und der Straße, beide inzwischen von den – zumeist jugendlichen – Rollschuhfahrern nicht nur erobert, sondern vor allem belebt. Probleme treten auf gelegentlich durch das dichte, fast geräuschlose, aber immer sehr schnelle Dahinrollen, Probleme mit den Fußgängern, vor allem die Älteren sorgen sich um ihr körperliches Unversehrtheit. Tatsächliche Gefahr ergibt sich aber kaum. Etwas Verständnis, etwas Rücksicht regeln das Beieinandersein.

Winkel, in dem der Besucher trotz allen Getriebes die notwendige Ruhe findet, sich in seine Lektüre zu vertiefen.

Durch den „Schachraum“ geht es zurück Richtung Bürgerpassage, vorbei an den Werk- und Hobbyräumen. Ein Metallarbeitsraum, ein Textilarbeitsraum, ein Töpferraum, ein Fotoraum und zwei schalldichte Musikräume laden ein zur Betätigung. Vieles, was zu Hause nicht



3
Die Bürger-Passage, das Foyer des Bürgerhauses, verbindet Poststraße und Wilhelm-Hamacher-Platz. Hier wurde künstlerische Architektur mit Funktionalität verbunden.

STADTBÜCHEREI UND WERKRÄUME

Die Stadtbücherei hat im Bürgerhaus ihr neues Domizil gefunden. Ein Sturm setzte ein nach dem Umzug, vor allem die neu ins Angebot aufgenommene Möglichkeit, Schallplatten anzuhören, lockte junge Menschen in Scharen an. 60 000 Bücher finden in den neuen Räumen auf zwei Etagen Platz. Der Bestand wird jetzt langsam aber kontinuierlich bis auf diese Zahl aufgestockt. Leseecken hat die Bibliothek, manchen beschaulichen

geht, hier kann man es machen. Nicht nur die VHS oder andere organisierte Gruppen sollen hier ihr Betätigungsfeld finden.

CLUBRÄUME UND VHS

Im Foyer steigen wir die schön geschwungene Wendeltreppe ins Obergeschoß. Von hier kann der Besucher den wunderschönen Blick in die Bürgerpassage, das Foyer genießen. Bei Sonnenschein verweilt das Auge auf



4
Die
Troisdorfer
Jugend
hat das
Bürgerhaus
längst
auf ihre
Weise
angenommen



5
Die
Stadtbücherei
hat im
Bürgerhaus
ein
repräsentatives
Zuhause
gefunden.
Bücher,
Schallplatten
und
Kassetten
stehen zur
Auswahl.

den überraschenden Lichtspielereien auf den Wänden. Eine Wendung – der Blick ist auf die Clubräume gerichtet. Die Troisdorfer Stadtteile finden sich hier wieder. Die Clubräume tragen ihre Namen.

In jedem Raum ein Foto mit einem Charakteristikum des namengebenden Stadtteiles. Zum Teil gediegen, zum Teil zweckmäßig die Einrichtung, immer aber zum Wohlfühlen. Viele haben sich hier schon wohlgefühlt, beim Arbeitsjubiläum, bei Gold- und Silberhochzeit, bei Geburtstag, Konfirmation und Kommunion, bei Vorstands-

sitzungen und Seminaren. Die Raumgrößen reichen von 20 bis 60 qm, Teeküchen sind den Räumen zugeordnet, selbst kann man sich versorgen, man kann sich aber auch versorgen lassen. Es dürfte keine kleinere Feier geben, die hier nicht möglich wäre, die hier nicht einen angenehmen Rahmen fände. Der Besucher kann sich etwas auf den rundumlaufenden Balkons ergehen, alle Clubräume sind nach Süden und Westen hin orientiert.

Weiter gehts auf der Etage bis zur Verwaltung der VHS, die im Bürgerhaus eine dauerhafte Bleibe gefunden hat.



6
Am Tag
der
Offenen Tür
in der
Bürger-
Passage

7
Tischreihen
des
Großen
Saales
in Funktion



8
Funktionalität
der Decke,
Regie- und
Pressekabine
im Hintergrund



9
Tischreihen
im Großen
Saal
für ein
Fest mit Tanz
dekoriert



10
Der
Städte- und
Gemeinde-
bund NRW
tagte 1979
im Großen Saal

Hier die Treppe hinunter und der Blick fällt auf das Reisebüro im Bürgerhaus. Reisen in alle Welt lassen sich buchen. Das Reisebüro fungiert auch als Vorverkaufsstelle für Veranstaltungen im Bürgerhaus.

ESSEN UND TRINKEN IM BÜRGERHAUS

Der Rundgang hat Appetit gemacht. Wir wenden uns nach links in die Bürgerhaus-Gaststätten. Gediegene Gastronomie in gediegenen Räumlichkeiten wird hier

geboten. Durch den Kaffeegarten schweift der Blick bis hin zur Freiterrasse, auf der man bei schönem Wetter Getränke, Kuchen und andere Speisen im Freien genießen kann, eine einmalige Attraktion in Troisdorf.

Im Salon d'Evry lassen wir uns nieder. Das Speisenangebot reicht von der einfachen und schnellen Suppe bis zu den erlesenen Menüs aus der französischen Küche.

Nicht nur für jeden Gaumen wird hier Passendes angeboten, auch jeder Geldbeutel kommt zurecht. Biere und Weine von bester Qualität sind im Ausschank.



11
Der
Troisdorfer
Karneval
hat jahrelang
auf einen
geeigneten Saal
warten müssen.
Der große
Bürgerhaus-Saal
erwies hier
seine Qualitäten.



12
Die
ausländischen
Gäste der
Stadt fanden
schnell Gefallen
am Bürgerhaus

Nach der Stärkung verlassen wir das Restaurant – zu dem noch vier im Keller liegende Kegelbahnen gehören – durch die Heidekate, eine Kneipe, benannt nach dem Heidedorf Altenrath. Herzhaft rustikal ist hier die Ausstattung, entsprechend ist hier das Angebot ausgerichtet.

DER KLEINE, GROSSE, GANZ GROSSE SAAL

Nun aber auf zum Herzstück des Bürgerhauses, dem kleinen, großen und ganz großen Saal, den der Geschäftsführer des Bürgerhauses für zu klein hält, weil bestimmte Großveranstaltungen nicht möglich sind. Das „Alaaf“ der Karnevalsjecken schallt einem förmlich entgegen, wenn man die Tür zum Saal öffnet. Bereits festgebrannt in der Atmosphäre des Saales hat sich der



13
Die Pop-Gruppe
Wallenstein
lockte
2500 Zuhörer
in die
Säle des
Bürgerhauses

rheinische Frohsinn. Aber nicht nur die lauten und leisen Späße der Karnevalisten haften, ebenso klingelt die lautstarke und wortgewaltige Sprache des Vollblutpolitikers im Ohr, der hier vor wogendem Haus Stimmen für die nächste Wahl einwerben wollte.

Schwingende Tüllkleider und Rockschöbe der Turniertänzer rascheln und rauschen, heiße karibische Rhythmen lassen den Puls des Besuchers schneller schlagen. Alles ist hier möglich, heißer Rock fetzt durch die Halle, am anderen Tage erheischt die sonore Stimme des Aufsichtsratsvorsitzenden der Bank die Aufmerksamkeit der Gesellschafter, denen vorgetragen wird, wie Geld sich vermehrt und auch vermindert.

allein Wohltonendes, auch manche dissonante Störeinflüsse mußte der Gast mithören. Bei Theaterveranstaltungen sah und hörte man in den letzten Reihen kaum noch etwas. Fieberhaft wurde an allen Problemen getüfelt und gearbeitet. Mobile Tribünen wurden bestellt zur Verbesserung der Sichtverhältnisse, ab der neunten Reihe geht es nun bergauf. Maßnahmen zur Verbesserung der Raumakustik wurden ergriffen und durchgeführt, die elektroakustische Anlage einer gründlichen Überprüfung unterzogen. Störquellen wurden abgeschirmt, störende Einflüsse beseitigt. Die Beschallung der Säle ist nun problemlos.



14
Frauenbörse
im
Großen Saal
des
Bürgerhauses

Der große Saal kann erweitert werden um den kleinen, 600 qm plus 200 qm ergibt 800 qm, einen Teil des Foyers dazu und fertig ist der Maxisaal von rund 1000 qm. Bei Karneval schunkelten, sangen und feierten hier schon mehr als 900 Personen an langen Tischreihen.

Probleme hat es gegeben – nicht nur bei Theaterveranstaltungen. Die Lautsprecheranlage übermittelte nicht

DURCH DAS FOYER IN DIE KATAKOMBEN

Durch den kleinen Saal, der 150 bis 200 Menschen Platz bietet, geht es zurück in die Bürgerpassage. Hier wurden und werden Kunstausstellungen und Platzkonzerte, Matinees und Kaninchenzuchtausstellungen durchge-



15
Der
Spicher
Tennisclub
feierte 1979
im Großen Saal.
Bühnenstrahler
im Vordergrund



16
Bürgerhaus-
Garderobe



17
Bei
mehreren Feiern
drängten
sich die
Menschen
vor dem
Bürgerhaus

führt. Wie sagt man neudeutsch: Multifunktional nutzbar ist nicht nur die Passage, sondern das ganze Haus. Die Materialverwendung läßt auch starke Beanspruchungen zu, die Variabilität und die Flexibilität des Hauses gestattet 1001 verschiedene Nutzungen.

Wir sind am Ende unseres Bürgerhausrundganges. Ab geht es durch die Katakomben des Hauses, es geht durch die Tiefgarage. Der Lift bringt uns von der Kasse ins Untergeschoß. Lifte hat das Haus überall, Lifte und Rampen. Jede Ecke und jeder Winkel des Bürgerhauses

kann mit dem Rollstuhl erreicht werden, nicht nur die Tiefgarage, die riesige Ausmaße hat, 350 PKW's finden hier Platz, das alles zu konkurrenzlos niedrigen Tarifen.

Das Bürgerhaus lädt ein, zum Besuch und zur Inanspruchnahme.

Verfasser: Lothar Ruschmeier, Vorsitzender des Aufsichtsrates der Bürgerhaus Troisdorf GmbH, Vorsitzender des Sonderausschusses Bürgerhäuser.



18
»Mittwochs
in Troisdorf«
Der WDR
sendete
aus dem
Bürgerhaus

KOCHENHOLZ SPICH UND EINE FRÜHMESSEN STIFTUNG

VON HELMUT SCHULTE

Ein Straßenschild, ein paar Flurnamen und für die Spicher mit Erinnerung ein verfallenes Haus an der Lülsdorfer Straße sind die letzten Zeugen eines ehemals nicht unbedeutenden Gutes mit umfangreichem Besitz.

Kochenholz, so viel wie „bewaldeter Erdhügel in einem Moor“¹, erscheint als „Sattelgut“² in mehreren Erbschaftsverträgen, Besitzübertragungen und mit seinen Besitzungen in verschiedenen Katastern.

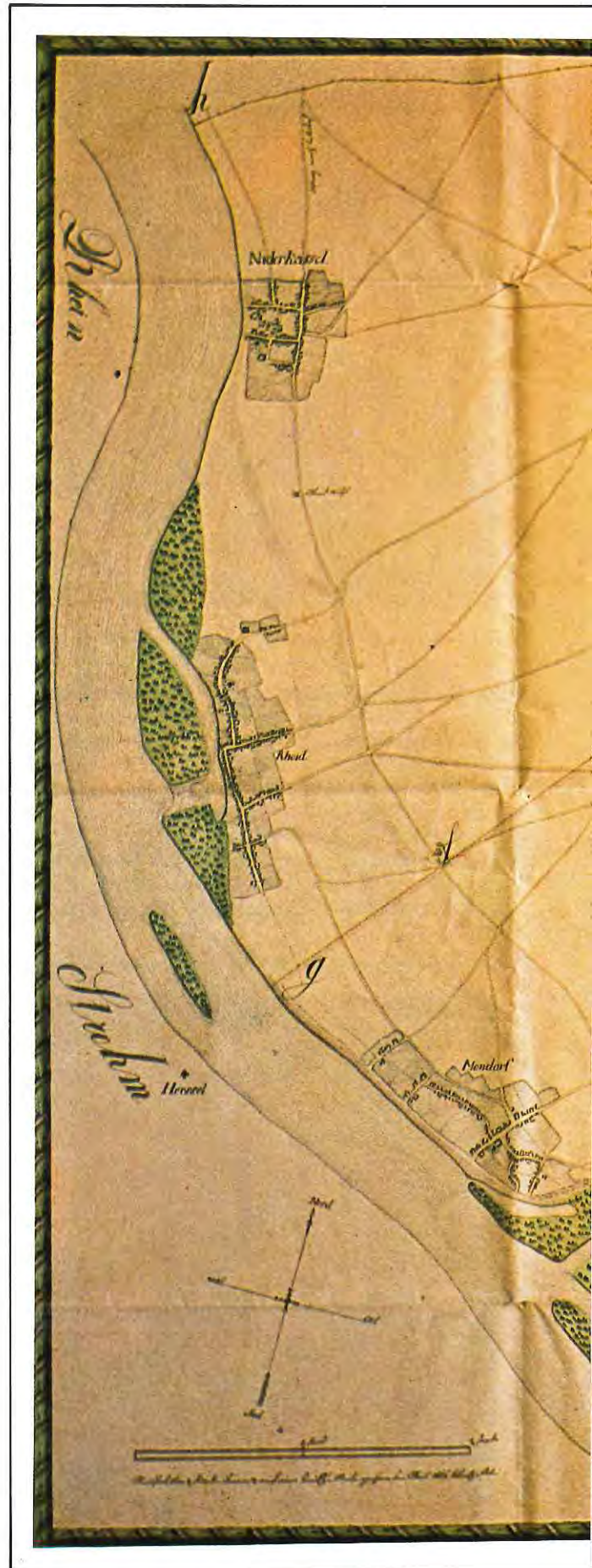
Sein Ursprung reicht vermutlich in die gleiche Zeit zurück, in der die umliegenden Häuser Rott, Spich und Broich entstanden, die 2. mittelalterliche Rodungsperiode im 12./13. Jahrhundert³.

In neuerer Zeit (eigentlich erst seit der Veröffentlichung von Delvos – vgl. Anm. 2 –) wird zwischen „Groß-“ und „Klein-Kochenholz“ unterschieden. Groß-Kochenholz wird an der Kochenholzer Straße lokalisiert, während Klein-Kochenholz bis 1977 an der Lülsdorfer Straße lag. Wenn wir den alten Karten glauben dürfen, ist Klein-Kochenholz das eigentliche geschichtliche Kochenholz, während Groß-Kochenholz in alter Zeit keine Bedeutung hatte. Als Erklärung bietet sich eine Erbteilung im 19. Jahrhundert an, bei der offensichtlich der größere Teil des Besitzes dem Eigentümer der Baulichkeiten an der Kochenholzer Straße zufiel.

DIE LAGE DER GEBÄUDE

Alte Pläne ermöglichen die Rekonstruktion der ursprünglichen Hofanlage. Während das noch vor kurzem vorhandene Hofgebäude der Familie Weyer westlich der Lülsdorfer Straße lag⁴, läßt sich der alte Hofbereich Kochenholz im Osten an der Ecke „Lülsdorfer Straße“/Landgraben lokalisieren. Mathias Menzenbach kennzeichnet 1807 in seiner Spezialkarte des Amtes Löwenberg Kochenholz als geschlossene Hofanlage, ein wenig näher zur heutigen Kochenholzstraße gelegen. Auf den Jagdkarten des Hauses Rott von 1811 und 1813⁵, die von hoher Genauigkeit sind, erscheint Kochenholz an der oben benannten Stelle, die mit vielen Details in Urrissen und Urkatastern von 1821 ff. bestätigt wird. Blatt IV der Flur IV betrifft den Bereich „Im Kochenholz“ und „Im Großen Garten“. Es zeigt die verwirrende Parzellierung dieses Gebietes.

1908 entstand die Unterführung für die Eisenbahnlinie

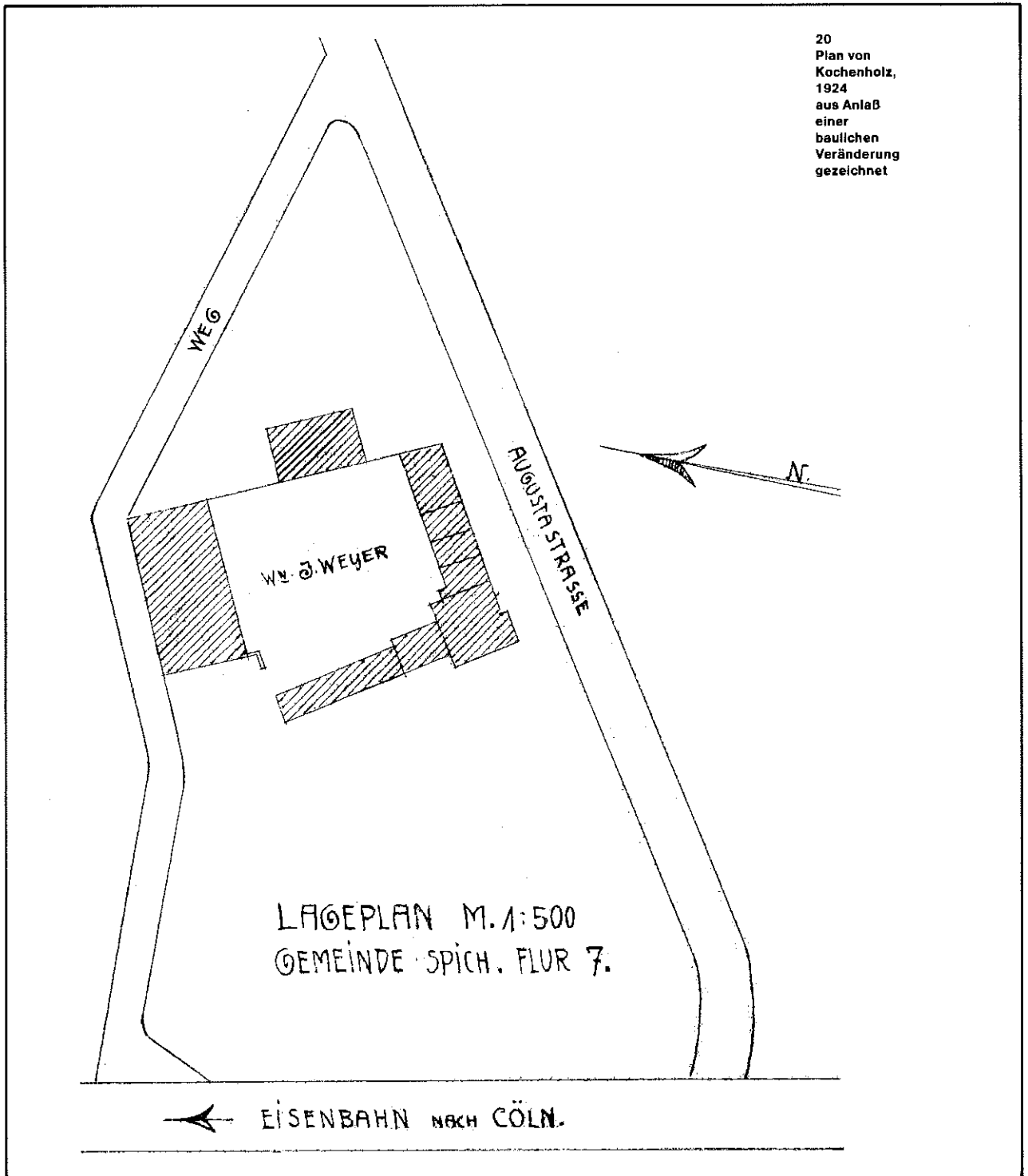




19
 An der rechten oberen Ecke dieser Jagdkarte von 1811 erkennen wir Spich. Unter dem »M« von Mülheim ist die geschlossene Hofanlage von Kochenholz eingezeichnet. Es liegt inmitten eines bewachsenen Gebietes.

Köln–Frankfurt. Zu diesem Zweck wurde im Osten der Hofanlage die neue Lülsdorfer Straße (früher: Augustastraße) angelegt. Zu diesem Zweck wurde der hinter dem Hof liegende große Garten durchtrennt und der um die Hofanlage verlaufende Wassergraben trockengelegt. Die Zufahrt zum Hof blieb weiterhin im Osten zur

mutlich aus dem 16. Jahrhundert stammende (er kann auch älter gewesen sein – Keller dieser Bauweise sind kaum datierbar) Keller, in Größe und Bauweise mit dem noch vorhandenen Keller unter Haus Spich (vgl. Anm. 3.1) fast völlig identisch, blieb bis zum Abbruch des Anwesens vor drei Jahren erhalten.



alten „Lülsdorfer Straße“ hin. Noch 1924 – dies zeigt der Plan (Abb. 20) ist die Hofanlage zum alten Weg hin orientiert.

1908 wurde das Wohnhaus von der Familie Weyer neu errichtet (vgl. Gemälde und Foto Abb. 21/22), der ver-

Der noch 1821 vorhandene Wald im Südwesten des Hofes fiel spätestens der Anlage der Eisenbahnlinie zum Opfer. Übrigens ging ein noch vor ein paar Jahren vorhandener rechteckiger Sandstein mit den Majuskeln CDN, der im Hofbereich stand, verloren.



21
Gemälde
von
Kochenholz
nach 1908.
Im Besitz
der Familie
Weyer.

DIE LÄNDEREIEN UND DIE BESITZER

Besitzungen des Hauses Kochenholz finden in Verträgen des ausgehenden Mittelalters und der Nachfolgezeit Erwähnung (vgl. alte Pläne, Abb. 19/23).

1537 teilen Bertram von Spich, Johann Veylinck und seine Frau Paycht auf der einen und Johann von Ockershausen, Besitzer von Haus Broich, auf der anderen Seite ihre Spicher Besitzungen. In den Flurbezeichnungen des Teilungsvertrages⁶ erscheint auch Kochenholz: „Trie-

nens Land zu Kochenholz“, „zwischen denen von Kochenholz und anstoßend an die Rheydter Straße“, „zwischen denen von Kochenholz und Hennen Kindern“. Die Rheydter Straße entspricht der heutigen Niederkasseler Straße.

Aus den Berichten über die Umgänge des Altenforstes (Akt zur Dokumentation geltenden Rechts, Kontrolle der „Lagsteine“) erfahren wir 1589: „längs die Kochenholzer auf das Rindtfeld . . . auf einen Stein zwischen Kochenholz-Erben und dem Altenforst“ und 1603: „von



22
Die Hofanlage
nach dem
Zweiten
Weltkrieg

dann recht über die Scheurenbach auff einen Stein, der zugleich eine junge Hambuch beigesetzt, folgends auff das Reinfelt, längs die Kochenholzer (,) die Herren von Bonn, Altenforst und Abtshart . . .“7.

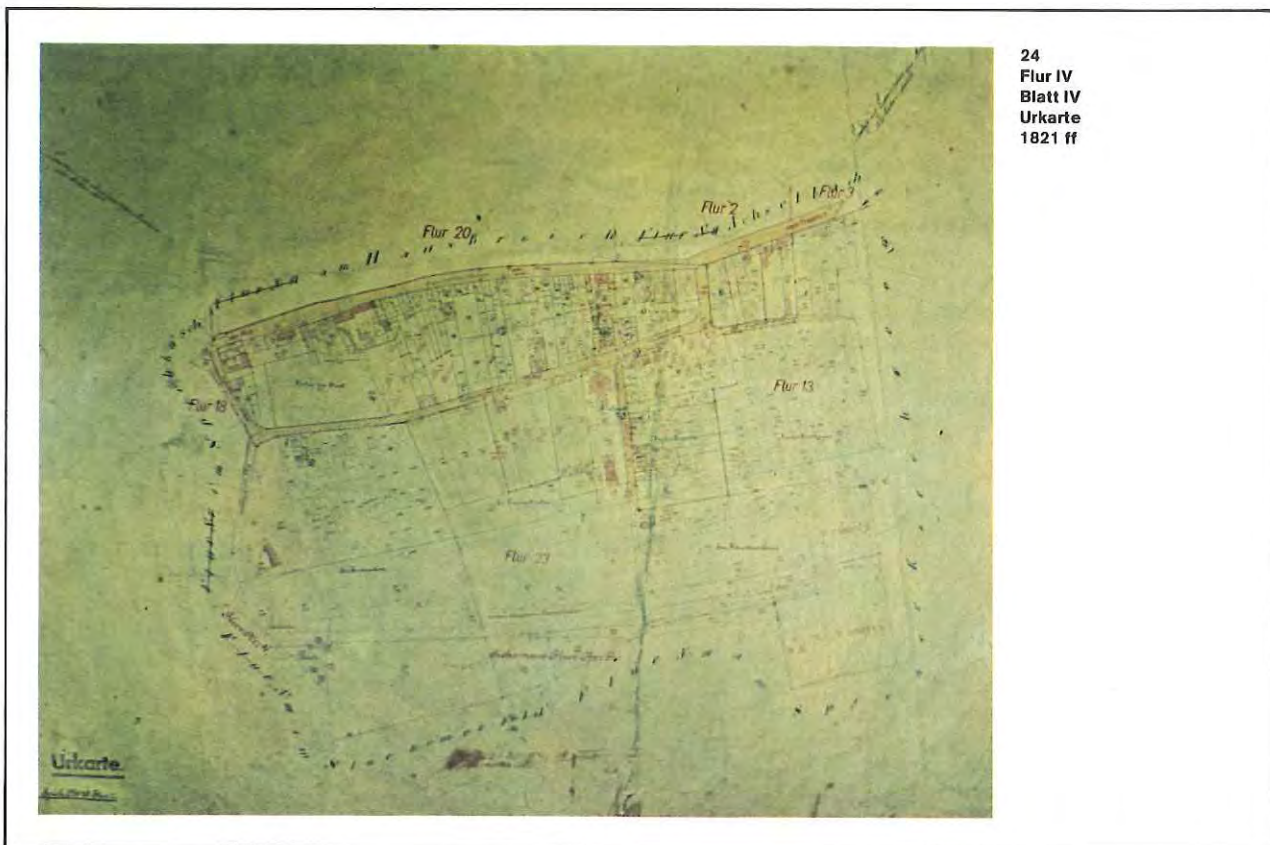
Aus einer Urkunde von 1686 (1. 4.) lesen wir rückdeutend, daß *Elisabeth von Hanff gent. Spich* den Rittersitz Spich und das „Gut Kochenholz im Spich“ erbte⁹. *Christoph Mumm von Schwarzenstein* nennt sich 1691 Herr zu Spich und Kocheng(h)olz⁹.

1713 ist Kochenholz im Besitz des *Johann Hilden*. Er steigt in eine auf *Anna Ehsers* zurückgehende Stiftung (1698) von 200 Reichstalern für eine Sonn- und Feier-

tagsmesse an der Spicher Marienkapelle ein und sichert sie durch Kochenholz ab. *Johann Hilden* zahlt dem Spicher Vikar *Gerhard Büscher* jährlich 10 rtr. für die Lesung der Messen. Als *Johann Hilden* 1715 stirbt, wird seine Witwe *Maria Agnes gen. Witten* Besitzerin von Kochenholz. Sie zahlt auch die Rente für die Spicher Kapelle weiter. Sie kann später Quittungen für die Jahre 1716 bis 1731 vorlegen. Es sind zwar nicht regelmäßig 10 rtr., aber dafür gibt es Zwischenzahlungen, so daß 1731 von den 200 rtrln. Stiftung genau 158 rtrl, 34 alb (Albus) und 4 hlr (Heller) gezahlt sind. *Maria Agnes Witten* hat vier Kinder aus erster Ehe. Sie heiratet 1731 Hof-



23
Spezial-Karte
des Amtes
Löwenberg,
von
Mathias Menzenbach
1807 gezeichnet
(Ausschnitt).
Links: Spich,
zwischen dem H.
und Spich
die Hofanlage
von Kochenholz.



24
Flur IV
Blatt IV
Urkarte
1821 ff

rath Leutnant *Karl Vinzent Rupprecht*. Mit dem Beginn dieser Ehe werden die Zahlungen an den Spicher Vikar eingestellt, und es entbrennt ein jahrelanger heftiger Streit zwischen den Spicher Schöffen¹⁰ als Vertreter des Vikars und der Gemeinde und dem Ehepaar Rupprecht-Witten. Das Hauptstaatsarchiv bewahrt eine vielseitige Akte auf, in der der fünfjährige Streit in allen Einzelheiten wiedergegeben ist. Durch geschickte Verzögerungs-

und Verwirrtaktik gelingt es dem Ehepaar – vor allem durch die verblüffende Einbringung eines „erfundenen“ Vergleichs – das adelsfreudig reagierende Löwenberger Gericht und den Kurfürsten hinzuhalten. Der Vikar weigert sich, Messen zu lesen.

Kochenholz wird zweimal von Spicher Bürgern besetzt, die versuchen sich an den Gütern, die der „Halbwinner“



25
Ausschnitt
aus dem
Urriß
zur Urkarte
von 1821

Jörg Schmitz bewirtschaftet, schadlos zu halten. Da der Prozeß von den Anwälten der Parteien geführt wird, kommt es zu einer Reihe von Mißverständnissen. *Maria Agnes Witten* gibt 1736 an, sie habe von dem ganzen Verfahren nichts gewußt, weil sie „in Aachen, abwesend, krank, gliederlahm, sich unter Gottes Medizin oder in der Gewalt der Chirurgen befunden habe“, während sich ihr Mann, zu dem sie wenig Kontakt habe, der ihr auch keinerlei Nachricht geschickt habe, in der kaiserlichen Armee in Ungarn befinde.

Karl Vinzent Rupprecht seinerseits beklagt sich über die Form der Arrestierung des Gutes Kochenholz und bittet wenigstens drei Monate in Ruhe gelassen zu werden, um die nötigen Gelder aufzutreiben. Die Spicher Bürger aber verlieren – mit Recht – die Geduld, eine von ihnen zugebilligte Zahlungsfrist von sechs Wochen verstreicht siebenmal. Daraufhin trifft man sich in der Wirtschaft Pleiß und beschließt Besetzungsmaßnahmen, die an drei Sonntagen durch Kanzelabkündigung in der Siegler Kirche publik gemacht werden sollen. Die Prozeßkosten waren 1736 schon auf über 500 Gulden angewachsen.

Einer anderen Nachricht zur Folge verkauft dann *Maria Agnes Witten* am 11. Oktober Gut Kochenholz, das nur einmal 1736 als „groß Kochenholz“ bezeichnet wird, mit *Haus, Hof, Garten, Land, samt allen anhängenden Privilegien und Rechten wie freie Schäferei, Jagd, Mast, Brennholz und (Ehren)Stuhl in der Spicher Kapelle an Franz Moritz, Freiherrn von Droste zu Senden*, um damit die Rentenforderung von Vikar Gerhard Büscher, eine Forderung von Vikar Ferdinand Herckenrath von St. Gereon, Köln, über 150 rtrl. für sieben Monate Kost und Logie (für die sechsköpfige Familie und Dienstmagd) und andere Verbindlichkeiten abzulösen¹¹.

Kochenholz war offensichtlich immer eine Art ritterliches „Bei-Gut“, das alleine seinen Mann nicht genügend ausstattete. So haben sich auch keine Namensträger erhalten. „Die von Kochenholz“ ist als Bezeichnung zu ungenau, um auf Namensträger zu schließen. So umging man wahrscheinlich, jeweils nachzuforschen, wer zu der entsprechenden Zeit Besitzer des Gutes war.

Eine gewisse Bindung an Haus Spich und deren Besitzer kann als gesichert gelten.

Im übrigen war Kochenholz wohl meist verpachtet, wie es z. B. aus der Akte Jülich-Berg II 1063 (1733 ff.) hervorgeht.

Um den Wert des Gesamtbesitzes Kochenholz, zu dem 1686 ausdrücklich auch Fischereirecht gezählt wird¹², zu ermitteln, ist die Verkaufssumme von 1736 (1200 neue Reichstaler) in Vergleich zu setzen. 1686 kosten die Häuser Spich und Kochenholz mit dem gesamten Besitz 3175 Reichstaler. 1705 wird *Haus Spich* (zu dem Kochenholz jetzt nicht mehr zählte – es mußte vorher abgelöst worden sein) für 4300 (neue) Reichstaler verkauft. Im 16. Jahrhundert war *Haus Broich* mit seinem Restbesitz nach der Teilung ca. 500 Goldgulden wert. Der umfangreiche Besitz von *Haus Rott* wurde zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit 80 000 preuß. Talern Taxwert angegeben. Es ist natürlich nicht einfach, die unterschiedlichen Währungen in Relation zu setzen.

Aus Mutterrollen, Urrissen und Urkatastern (Abb. 24/25) und durch Gespräche mit dem letzten Besitzer von „Kleinkochenholz“¹³ erfahren wir über die Besitzer von Kochenholz für die jüngere Vergangenheit folgendes:

In den Urrissen erscheint Johann Forsbach, dem die Häuser Rott und Spich gehörten, als Besitzer von Kochenholz und mehrerer dazu gehörender Ländereien. Auch ein Georg Schmitz steht in den Katastern.

Mitte bis Ende des 19. Jahrhunderts war die Familie Heuser, die von der Burg Dransdorf kam, Besitzerin von Kochenholz („Klein-Kochenholz“). 1886 ging der Besitz auf die Familie Weyer über, die bis zum Abriß Eigentümerin blieb.

EINE FRÜHMESSENSTIFTUNG VON 1757

Im Hauptstaatsarchiv Düsseldorf¹⁴ findet sich eine mehrseitige Urkunde (vgl. Abb. 26) über die Stiftung einer Frühmesse in Schlebusch, die aus Einkünften des Spicher Gutes Kochenholz finanziert wurde.

Um den Hintergrund zu verstehen, muß hier kurz auf die Geschichte der Schlebuscher Vikarie eingegangen werden. Dabei beziehen wir uns auf Mitteilungen des Leverkusener Territorialforschers Wilhelm Kaltenbach¹⁵. Eine ins 12. Jahrhundert zurückreichende Vikarie war nach 1722 untergegangen. 1659 hatte der Komtur des Deutschritterordens Moirsbroich die verfallene Gezelinkapelle wieder aufbauen lassen. Sie stand auf Ordensbesitz und wurde bis zur Säkularisierung baulich unterhalten. Daneben wird seit 1582 eine (Johannes)Kapelle im Dorf Schlebusch erwähnt, die ursprünglich wohl als Burgkapelle den Herren von Schlebusch gehörte. Sie wurde mehrfach zerstört, war aber seit 1664 wieder in Gebrauch. Wegen ihrer günstigen Lage in der Dorfmitte war sie bei den Dorfbewohnern beliebt. Da aber für sie keine bessere Rente vorhanden war, kam der Pfarrer von Schlebuschrath – die Kapelle war der Pfarre Schlebuschrath inkorporiert – nur immer jeden dritten Sonntag zur Hochamtfeier.

Als 1736 Kochenholz an Franz Moritz Droste zu Senden gefallen war, stiftete *Jobst von Droste*, Landkommandeur (bei Delvos „Landkomtur“) des Deutschen Ordens zu Miserlohe (bei Delvos „Moirsbroich“), der Vetter des neuen Eigentümers, aus den Einkünften der Verpachtung von Kochenholz eine sonn- und feiertägliche Frühmesse mit einer Jahresdotierung von 80 Reichstalern¹⁶, um der Gemeinde in Schlebusch jeden Sonn- und Feiertag eine Messe zu ermöglichen. Es war aber gar nicht so einfach, die kurfürstliche Kanzlei davon zu überzeugen, daß Franz Moritz mit der Verwendung der Einkünfte durch *Jobst* einverstanden war. Es bedurfte zahlreicher Schreiben der Schöffen des Lülisdorfer Gerichts (für das Amt Löwenberg) – unter Beifügung verschiedener Abschriften, Vollmachten und Beglaubigungen, um klarzustellen, daß die Verwendung der Einkünfte von Kochenholz ausschließlich für die Frühmessenstiftung in der Kapelle von Schlebusch gedacht war und nicht, wie die Kanzlei offensichtlich vermutete, dem Deutschen Orden zufloß.

Die überzeugendste Zusammenstellung an Unterlagen und Argumenten – *Jobst* erklärt hier, daß Franz Moritz für ihn als Käufer aufgetreten sei, um jede gedankliche Verbindung zum Deutschen Orden von vorne herein auszuschließen – wird am 16. Oktober 1753 an den Kurfürsten abgeschickt. Wir wissen nicht, ob Franz Moritz zuerst noch durch einen offiziellen Akt der Rechtsüber-

26
Ausschnitt
aus einem
Schreiben des
Freiherrn
von Droste
zu Senden an die
kurfürstliche
Kanzlei,
in dem er
nachzuweisen
versucht,
daß die
Frühmessen-Stiftung
seiner
ursprünglichen,
von Vetter
Franz Moritz
voll gebilligten,
Absicht entsprach.
16. Oktober 1753

Seiner Durchlaucht des Fürstlichen
Landeshauptmanns

Ich bin in der obigen Schlebuscher Kapelle die Frühmessen
gottl. Wohl zu sein was für eine gute ruhmreiche Kurfürstliche
Wortes Raum nicht zu lassen zu lassen, und
für die Kapelle im Jahr 1736 acquiriert in Speik und
Leutenberg von Landeshauptmann gütlich Cochenholzmann pro
fundo dotacionis pro novo et in perpetuum zu
absignieren beschloffen bin;
da Mein Herr Landeshauptmann die obige so wohl. als
sein ehrsüchtiger Copiar authentischer für mich;
zu dem Landeshauptmann bezeugt, daß die
Cochenholzer gütlich in predicto anno 1736 für
mein Stamm über 1200 v. Reichsgeldern ac-
quiriert worden seyn,
in welchem die obige so wohl für mich den
gütlich abzugeben zu sein Landeshauptmann das
zu beschloffen ist;
das obige Landeshauptmann sub dato d. 14. Jan. 1750
bezeugt, wie obige gütlich. Landeshauptmann
beschloffen ist Landeshauptmann Landeshauptmann
für die so wohl. als Landeshauptmann für mich
das Landeshauptmann ist auf mein
Muttermann Franz Moritz von Droste
zu Senden gütlich, welche Landeshauptmann
Landeshauptmann Landeshauptmann Landeshauptmann
Landeshauptmann Landeshauptmann Landeshauptmann
Landeshauptmann Landeshauptmann Landeshauptmann
Landeshauptmann Landeshauptmann Landeshauptmann

tragung auf Jobst von Kochenholz „befreit“ wurde, wie es die Kanzlei verlangt hatte – es fehlen einige Schriftstücke in der Akte –, jedenfalls dauerte es bis 1757¹⁷, ehe die Frühmessenstiftung genehmigt wurde und die 80 Reichstaler an den Priester ausgezahlt werden konnten, der in der Schlebuscher Kapelle den Dienst versah. 1754 (1. 11. 54) hatte der Generalvikar die Stiftung genehmigt, nachdem sich am 25. Juli 1754 33 Meistberbte mit Schöffen und Vorstehern des Kirchspiels be-

reiterklärt hatten, die Kultkosten zu übernehmen und für die bauliche Unterhaltung zu sorgen¹⁸.

Aber schon 1760¹⁹ gab es Klagen über die mangelhafte Ausübung der gestifteten Messe. Es war kein Priester da, der zuständig war, der Ortspfarrrer war gegen die Abhaltung der Messe, wollte sie vielmehr nach Schlebuschrath verlegt wissen. Außerdem stritt man sich, wer für Kerzenwachs, Wein, Brot, Paramente, für die Instandhaltung der Kapelle, die Beköstigung und die



27
Abriß
von Haus
Kochenholz

Unterbringung eines Geistlichen aufzukommen habe. Da der Stifter inzwischen verstorben war, fühlte sich sein Nachfolger (als Landkommandeur) *Freiherr von Roll* verpflichtet, i. S. des Stifters auf die Einhaltung der Verpflichtungen zu drängen. Wohin die Pacht inzwischen floß und wie lange die 80 Reichstaler für die Vikarie gezahlt wurden, geht aus der Akte nicht hervor.

Aus den Schlebuscher Akten des Pfarrarchivs erfahren wir²⁰, daß die Johannes-Kapelle 1802/4 neugebaut wurde, daß man ab 1807 plante, den Pfarrgottesdienst von

Schlebuschrath nach Schlebusch zu verlegen – das scheiterte an der Höhe der Einkünfte und an der Schwierigkeit, zwei Geistliche (Pfarrer und Primissar) in Schlebusch unterzubringen. 1810 wurde dann der Pfarrgottesdienst doch in die Johanneskapelle verlegt. Nach 1848 floß der Stiftungsbetrag aus der Drosteschen Stiftung in eine neuerrichtete Vikarie. Nachweislich wurde die Jahresrente aus der Verpachtung von Großkochenholz bis zum Jahr 1874 (zuletzt durch den Domainenfiskus) gezahlt.



28
Beim
Abriß
werden die
Bauperioden
des Hauses
sichtbar

Die Aktensammlung 1063²¹ macht im übrigen deutlich, wie hoch die Verpflichtungen der Maria Agnes Witten (Rupprecht), die Kochenholz 1736 an Franz Moritz Droste zu Senden verkauft hatte, gewesen sein müssen. Die Forderung der Spicher Kapelle wird mit 269 rflrn. angegeben. Entweder sind darin Teile der Prozeßkosten oder die von Gerhard Büscher 1731 genannten „Nettesheimischen“ und „Nielschen“ Kapitalien enthalten. Außerdem wird ein Vorschuß von 292 Reichstalern genannt, den Freiherr von Droste zu Wullen dem Ehepaar Rupprecht 1733 gegeben hatte. Die von Vikar Herckenrath angezeigte Forderung von 150 rflrn. wurde schon erwähnt. Sie war mit Nebenkosten 1736 auf 245 rflr. angewachsen. Herr Bendersen aus Aachen hatte Forderungen in Höhe von 50 Reichstalern und Peter Klein eine Kostgeldforderung von 140 rflrn.

Durch den Verkauf kam Maria Agnes einer gerichtlichen Distrahierung (Teilung) des Besitzes Kochenholz zuvor.

Literatur

Neußer, Wilhelm, Die Flurnamen von Troisdorf, Altenrath und Spich, 1955.

Delvos, Chr. Hub. Thaddäus, Geschichte der Pfarreien des Dekanates Siegburg, Köln, 1896.

Schulte, Helmut, Haus Broich, Haus Spich und die Reformation im Troisdorfer Raum, in: TJH 1973.

ders., Haus Rott, Namensträger und Besitzer, in: TJH 1975.

Trippen, Peter Paul, Heimatgeschichte von Troisdorf, Köln 1940.

Schmitz, F., Urkundenbuch der Abtei Heisterbach, Bonn, 1908.

ANMERKUNGEN

- 1 Neußer, 152, 128; Herr Weyer, in dessen Familienbesitz Kochenholz von 1886 bis zum Abbruch war, erinnert sich, daß die Hofanlage noch um 1908 von einem Wassergraben (Teich) umgeben war.
- 2 Delvos, 341; Frühmessenstiftung, HStAD Jülich-Berg II 1063.
- 3 Schulte, Haus Broich, 31, 55; ders., Haus Rott, 91.
- 4 Vorbereitende Sanierung zum Ausbau der Lülsdorfer Straße beseitigte 1978 die Restgebäude.
- 5 Nachzeichnung der Menzenbach-Karte mit Namenskorrekturen, TJH 1973, 32; Jagdkarten, TJH 1975, 112, 113. Wegen der historischen Bedeutung wird hier die Jagdkarte in Farbe, vergrößert, wiedergegeben.
- 6 HStAD Berg-Lehen Nr. 7.
- 7 Trippen, 337, 339; Neußer, 153.
- 8 HStAD Heisterbach Urk. 313; Schmitz, Urkundenbuch, 732 f.
- 9 Schulte, Haus Broich, 61.
- 10 HStAD Jülich-Berg II 1081.
- 11 Die Aufzählung folgt dem notariellen Muster der Zeit. Die genannten Privilegien kennzeichnen Kochenholz als freiadeliges Gut. Da Kochenholz als „Beigut“ diente, fehlen in den Berichten über den Altenforst Erwähnungen der Besitzer. Die Eigentümer der großen Häuser addierten wohl die Rechte für Kochenholz zu ihren anderen. Die Spicher Kapelle war 1694 errichtet worden. HStAD Jülich-Berg II 1063 und 1081. In der Aktensammlung 1081 wird für 1742 der Tod von Viktor Gerhard Büscher angezeigt, von dem zu erfahren ist, daß er laufend Brantwein trank und fast immer im Rausch war, daß ihm deshalb auch zahlreiche wichtige Dokumente verloren gingen, u. a. der Nachweis dafür, daß die Spicher Kapelle früher vom Kurfürsten den Rottzehnten erhalten habe, bis ihn „Vogt Mappius“ für jährlich sechs Malter Korn gepachtet habe. Büschers Nachfolger Johann Michael Breuer versuchte, wieder in den Genuß des Rottzehnten zu gelangen. Dabei wollten ihn die Spicher Schöffen Hendrich Pleiß, Lambert Daniels, Andreas Daniels, Johann Wilhelm Lohmar und Georg Schmitz (1747) unterstützen.
- 12 HStAD Heisterbach Urk. 313; Schmitz, Urkundenbuch 732 f.
- 13 Ich danke an dieser Stelle der Fam. Weyer, Wernerstr. 5, Spich – Herrn Weyer sen. I und II, Herrn Weyer jun. (auch für die Beifügung der Fotos) – für die wertvollen Hinweise.
- 14 HStAD Jülich-Berg II 1063.
- 15 Wilhelm Kaltenbach in einem Schreiben an den Verfasser, bezogen auf Akten des Pfarrarchivs St. Andreas, Leverkusen, und das Heimatbuch Leverkusen-Schlebusch von 1952, II, sowie auf Delvos.
- 16 Hier und nachfolgend wieder bezogen auf HStAD Jülich-Berg II 1063.
- 17 Delvos, 343, nennt 1752 als Stiftungsjahr. Aus der Akte Jülich-Berg II 1063 ist aber zu entnehmen, daß die kurfürstliche Genehmigung nicht vor 1757 erfolgte.
- 18 Wilhelm Kaltenbach.
- 19 HStAD Jülich-Berg II 1063. Die Aussagen dieser Akte stehen z. T. im Widerspruch zu den Mitteilungen von Herrn Kaltenbach.
- 20 Wilhelm Kaltenbach.
- 21 HStAD Jülich-Berg II 1063.

25 JAHRE FOTOCLUB DYNAMIT NOBEL TROISDORF

VON MANFRED HUSCHNER

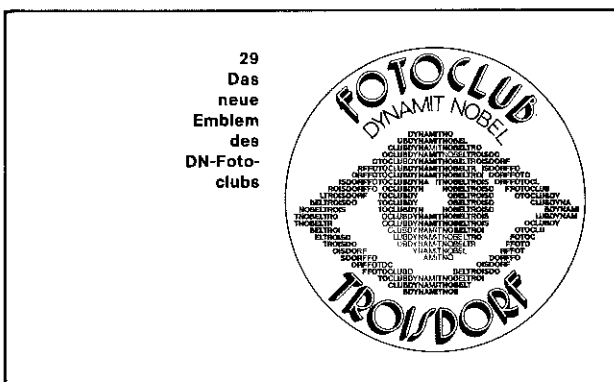
Die Mitglieder des Fotoclub Dynamit Nobel, Troisdorf, treffen sich regelmäßig am zweiten Montagabend im Monat und das jetzt schon seit 25 Jahren.

Seit einem Vierteljahrhundert geht es dabei allabendlich um nur ein Thema: um Fotografie.

Kann man denn wirklich 300 Abende lang nur über ein Thema sprechen, ohne sich in langweilige Wiederholungen flüchten zu müssen? Diese Frage wird sich wohl der Außenstehende stellen werden, wenn er diese Information erhält. Gewiß, in 25 Jahren ändern sich Mitgliederbestände. Einige Personen treten aus dem Klub aus, andere kommen neu hinzu. Trotzdem: blättert man in der präzise und liebevoll geführten Chronik des Vereins, erfährt man Erstaunliches: keines der vielen Programme der Klubtreffen gleicht einem der vorhergegangenen.

Da liest man von Bildbesprechungen und -diskussionen, von technischen Vorträgen, von praktischen Schulungen, von Diaschauen, dem Vorbereiten von Ausstellungsbeiträgen im In- und Ausland, von Exkursionsplanungen, vom Ausrichten interner Klubwettbewerbe, vom Engagement der Mitglieder in Schulen, bei öffentlichen Veranstaltungen, in Volkshochschulkursen etc.

Schon durch diese, sicher nicht vollständige, Aufzählung wird die große Vielfalt der Klubaktivitäten deutlich. Variation und Kontinuität sind immer Garanten für Abwechslung und Erfolgssicherung gewesen. Darin liegt das Erfolgsgeheimnis dieses so dynamisch geführten Troisdorfer Vereins.



Diese Aufzählung läßt ebenfalls deutlich werden, wo die Ziele und Intentionen des Vereins zu suchen sind. Über das Medium Fotografie stellt man die Kommunikation zwischen Menschen verschiedener Herkunft, Alters, Bildung, Nationalität und kulturellem Hintergrund her; man regt Bildungs- und Lernprozesse an, man ermuntert zur Aktivität durch das Initiieren einer sinnvollen Freizeitbeschäftigung, man führt hin zu kritischer Reflexion über künstlerische Medien – auch über solche, die nicht ursächlich mit der Fotografie verbunden sind, wie z. B. die Malerei, Musik, Architektur und Literatur.

Die Troisdorfer Fotografen diskutieren nicht nur den Sinn ihres fotografischen Tuns, sondern bemühen sich stets, auch die besonderen Ansprüche dieser Kunstgattung zu erkennen und ihnen Genüge zu tun. Der nachfolgende Text – ein Auszug einer Rede, die der Verfasser zur Eröffnung einer Fotoausstellung in Troisdorf gehalten hat – soll diese Postulate verdeutlichen helfen.

SINN UND ANSPRUCH VON FOTOGRAFIE

In den teuersten Auktionshäusern – bei Sotheby in London beispielsweise – werden Fotografien seit einiger Zeit zu schwindelerregenden Preisen versteigert. Das Augsburger Auktionshaus Petzold hat sich ausschließlich auf Fotografica spezialisiert und führt inzwischen mehrmals jährlich Auktionen durch. Selbst renommierte deutsche Auktionshäuser, wie Lemperz in Köln, nehmen Fotografien in ihr Versteigerungsprogramm. Überall im Lande entstehen Fotogalerien. Museen richten Fotoabteilungen ein. Die Zahl der Fotoausstellungen wird Legion. Teure Fotobände sind nun auch verlegerisch ein Geschäft geworden. Es wird offenbar: die Fotografie wird für die Kunst und die Kunstgeschichte erneut und vielleicht endgültig entdeckt!

Verschwiegen sei nicht, daß es gegenwärtig Fotografen auf dem ‚Markt‘ schwer haben. Galerien und Museen ziehen es vor, auf die fotografischen Altmeister des Bildjournalismus und der Kunstfotografie zurückzugreifen, als Zukunftsprognosen mit den Werken unbekannter Fotografen der Gegenwart zu wagen. Zu oft noch wird darauf verwiesen, daß die Öffentlichkeit kaum bereit ist, Fotografie als künstlerisches und gestaltendes Medium anzuerkennen. Immer noch plagt uns Fotografen das Vorurteil, daß Fotografie ja nicht mehr als ein Abklatsch der Wirklichkeit sei. Ein Vorurteil, das zur Zeit der bürgerlichen Gesellschaft sicher seine Berechtigung hatte. Zu einer Zeit, als noch die Fotografie als vollendetes technisches Produkt menschlichen Erfindungsgeistes feierte, mit dem man durch eine Art Kopiermaschine „die unachahmliche Schönheit der Bilder, die die Natur malt, durch eine Glaslinse der Camera dauerhaft dem Papier einzuprägen“ imstande war. Weitere Vorurteile gegen die künstlerische Anerkennung des Mediums Fotografie werden durch die immer weiter getriebenen Technisierungsprozesse in der Kameraherstellung (Vollautomaten, die durch Ultraschall Entfernungen messen kön-

nen) und die Möglichkeit der unendlichen Reproduzierbarkeit des fotografischen Bildes geschaffen.

„You press the button, we do the rest“ – dieser legendäre Werbespruch eines George Eastman aus Rochester läßt immer noch die Kunstinteressierten an der Eigenständigkeit individuellen künstlerischen Tuns von Fotografen zweifeln. Doch: eine Fotografie als Massenmedium, das jährlich Millionen Deutsche milliardenfach den Auslöser betätigen läßt, ist hier nicht Gegenstand der Betrachtung. Andre Kertesz, jener bekannte ungarische Fotokünstler, äußerte sich über sein fotografisches Tun mit den Worten: „Die Kamera ist mein Werkzeug; mit ihr mache ich alles um mich herum sinnvoll.“ Und Cartier-Bresson, jener heute 72jährige französische Fotograf sagt im Vorwort zu einer seiner Ausstellungen: „Der Fotoapparat ist für mich ein Zeichenblock, ein Instrument der Eingebung und Spontaneität, der Meister des Augenblicks, der – visuell gesprochen – fragt und gleichzeitig entscheidet. Um die Welt zu erklären, muß man einbezogen sein in das, was man mit dem Sucher ausschneidet. Kopf, Auge und Herz müssen also in dieselbe Zielrichtung gebracht werden.“

In diesen beiden Zitaten steckt verschlüsselt das, was man über das Künstlerische in der Fotografie aussagen muß. Mit den Worten ‚etwas sinnvoll machen‘ und ‚Kopf, Auge und Herz in dieselbe Zielrichtung bringen‘ werden Sinn und Anspruch der Fotografie lehrsatzhaf umschrieben. Etwas sinnvoll machen bedeutet einmal, daß man selbst tätig wird und zum anderen, daß es jemanden geben muß, mit dem man in Kommunikation treten möchte. Mit der Bildsprache der Fotografie ist ein Code entstanden, der eine Botschaft, die von einem Sender ausgeht, beim Empfänger sinnvoll machen soll. Auf Fotografie bezogen heißt das, daß das fotografierte Bild im Betrachter Vorstellungen auslösen muß, die ihm die Erfahrungen mitteilen, die der Fotograf in seinem Bild umsetzen wollte. Erst die Qualität und Wichtigkeit dieser Botschaft, sowie die Fähigkeit des Fotografen zur verständlichen Umsetzung erheben das Foto auf ein künstlerisches Niveau. Kunstwerke können ohne Betrachter nicht als solche identifiziert werden. Kunst übernimmt stets eine Vermittlerfunktion, die zu Bindungen zwischen sich unbekanntem Individuen führt. Damit kommt sie dem Verlangen nach einem der höchsten Ziele zwischenmenschlichen Kontaktes nach: dem Verlangen nach gegenseitiger Kenntnisaufnahme und Anerkennung des gemeinsamen Menschseins. Die universale Bildsprache von Fotografie kann dieses Postulat in allen Belangen erfüllen.

Wenn der Volksmund sich dazu äußert und sagt, daß „ein Bild mehr als Tausend Worte sagt“, dann macht er es sich – in Bezug auf Fotografie und anderen bildnerischen Medien, natürlich zu einfach. Irgendein Foto wird per se noch lange nicht zu einem Bild, das tausend Worte ersetzen kann.

Sicherlich gibt es gute und schlechte Fotografie, wie es gute und schlechte Gemälde und gute und schlechte Gedichte gibt. Wenn ein Foto technische, d. h. handwerkliche Mängel aufweist, dann sollte es tunlichst nicht einer Jury vorgelegt werden, sondern direkt in den Papierkorb wandern. Ebenso sind die auf einen tieferen Sinn hin gequälten manipulierten und damit durchschaubaren Fotos nichts anderes als leere, geistlose Makulatur. Zu oft lassen sich noch ernsthaft gesinnte Fotoauto-

ren von den Vorbildern der Fotografengilde in ihrem Schaffen allzu leicht beeinflussen. Haben einmal Foto-kunstzeitschriften in ausführlichen Portfolios das Bild-schaffen eines Fotografen besonders herausgestellt, ist meist sofort ein Trend geboren. Ein Trend, der sogleich eine Riesenschar von Fotojüngern nach sich zieht. Sie alle glauben auf einmal zu wissen, wohin die bildmäßige Reise der Zukunft gehen wird. Es ist so eine Art Echo-effekt zu konstatieren. Ist David Hamilton mal wieder in, dann stolzieren auch auf vielen anderen Fotos junge, in weite Gewänder gehüllte, mit Riesenstrohhüten be-deckte Teenagergirls über weichzeichnerverfremdete, nebelverhangene Parkwiesen im Morgenlicht. Sind mal wieder Fotosequenzen eines bedeutenden Vertreters der fotografischen Avantgarde gedruckt worden, dann springen auch in hundert anderen Fotos spärlich beklei-dete, unscharf-verwischte Frauengestalten durch dunkle Fensteröffnungen ins außer der Realität liegende Nirwana. Hier wird dann wohl Kunst mit Konsum ver-wechselt. Hier läuft man dem Zeitgeschmack hinterher, hier wird Trend zum Selbstzweck. Fotografie darf nie-mals auf die Ebene des unreflektierten Nachmachens herabsinken. Gute Fotos sind ehrlich und Dokumente des individuellen, künstlerischen Egos. Es ist vonnöten, der subjektiven Einstellung zu der uns umgebenden Realität treu zu bleiben und eventuell auch das Unver-ständnis des Betrachters einzukalkulieren.

Durch diese Postulate ergibt sich zwangsläufig auch ein Anspruchs-niveau für den Betrachter fotografischer Kunst. Er braucht Zeit, um sich in das im Foto darge-stellte Ereignis über den abgebildeten Gegenstand hin-aus einzudenken. Nur durch Denkprozesse kann künst-lerische Fotografie entschlüsselt werden. In dieser Entkodifizierung liegt der Weg zum Verständnis eines jeden Kunstwerkes. Darin liegt aber auch das Vergnü- gen, sich mit Kunst zu beschäftigen. Reine emotionale Betrachtung ohne rationales Engagement wird sich letztendlich nur im Konstatieren unwichtiger Äußerlich-keiten erschöpfen müssen. Das wäre zu wenig, wollte man der Fotografie als künstlerischem Medium gerecht werden.

Es gibt Fotografen, die ihre Aufgabe und Zielsetzung darin erschöpft sehen, einem staunenden Publikum eine Fotografie hochperfektionierter Technik zu präsentier- en. Technisch ohne Makel servierte Fotos, auf denen alles mit äußerster Schärfe, Brillanz und schillernder Buntheit serviert wird, sind nicht mehr als brave Gefällig-keiten an eben dieses staunende Laienpublikum. Uns muß eine Fotografie interessieren, die gestaltend und damit individualistisch in die uns umgebende Realität eingreift und sie in Ausschnitte packt, die repräsentativ und neue Erkenntnisse freisetzend für das Ganze ste- hen. Die artistische Anwendung technischer Hilfsmittel alleine kann immer nur Mittel zum Zweck sein und dar- mit ausschließlich zum Selbstzweck werden. Ein gutes Foto muß durch seine Bildsprache faszinieren. Sie muß den Betrachter treffen, bewegen, erschüttern, Ein künstlerisches Foto muß Auskunft darüber geben kön- nen, wie der Fotograf sein Sujet gesehen hat, was er an ihm berichtenswert fand und wie er es seinem Betrach- ter in dem von ihm gewählten Ausschnitt entschlüsselt haben möchte.

Im Freisetzen von Gefühlen, dem Auslösen von Erkennt- nissen und dem Beflügeln der Phantasie des Betrach-

ters liegt das Ziel einer wertvollen Fotografie, die mehr ist, als ein nett gemachtes Knipsbildchen. Realität ist die Summe aller Ereignisse. Es ist ein fundamentales Miß-verständnis, wenn man annimmt, daß Ereignisse sich nur im Bereich des Journalistisch-Lebendigen abspielen! Das Ergebnis an sich kann eine Landschaft sein, es kann im Menschen selbst, in der Architektur, im zerschlisse- nen Autoreifen sein. Ereignisse, die unsere Realität aus- machen, sind permanent. Sie müssen zu Erlebnissen ge- macht werden, indem wir Menschen sie für uns wieder- entdecken und damit unsere Wirklichkeit verdichten und erhöhen. Eine künstlerische Fotografie verdichtet und überträgt auf ein Stück Fotopapier. Im Sichtbar- machen und damit dem Permanentmachen von Ere-ignissen liegt der Sinn von Fotografie. Oft wird den Fo- tografen vorgeworfen, sich mit Blätter, Blumen und Blü- ten zu beschäftigen. Doch: im Sujet alleine kann einfach nicht das Maß für die Qualität einer Fotografie liegen. Diejenigen Spötter, sie sich ironisch-mitleidig über die, wie sie sagen, ‚typischen Amateurknipsbildchenmotive‘ äußern, beweisen einmal mehr ihr Ignorantentum!

AUS DER CLUBCHRONIK

VON HEINZ MÜLLER

Im Oktober des Jahres 1955 bildete sich im Zuge der sei- nerzeit von vielen Industrieunternehmen gebotenen so- zialen Leistungen auch im Werk Troisdorf der Dynamit AG. ein Fotoclub. Starthilfe dabei leistete die damals neue Werkzeitschrift. Auf Initiative der Schriftleitung, vertreten durch Herrn G. Buxell, sowie der Herren H. Schiffner und H. O. Siegler konnte sie zur Gründungsver- sammlung einladen.

41 an der Bildung einer solchen Hobby-Gruppe interes- sierte Werksangehörige trafen sich erstmalig im Lokal Heidekrug, Kölner Straße. Zu den damaligen Mitgrün- dern gehörten u. a. die heute noch im Club tätigen Mit- glieder H. P. Schamburger, H. Schiffner und H. Müller. Während die Mitgliederversammlung anfangs dem Herrn H. O. Siegler die Clubleitung anvertraute, wurde Herr H. Müller schon im September 1956 zu dessen Nachfolger gewählt.

Die Mitgliedschaft war zunächst beitragsfrei. Deshalb besteht über die genauen Mitgliederzahlen der Anfangs- jahre keine zuverlässige Statistik. Sie bewegte sich je- doch ständig um die 40 Personen – alles Mitarbeiter der Dynamit AG. Da die anfangs seitens der Firma dem Club gewährten materiellen wie ideellen Hilfen im Laufe der Jahre Zug um Zug abgebaut wurden, sah sich die Club- leitung im Mai des Jahres 1961 genötigt, von allen Mit- gliedern einen finanziellen Beitrag zu fordern. Das führte zu einer zeitweise stark rückläufigen Mitgliederzahl, was den Vorstand veranlaßte, den Beitritt nunmehr auch für Nicht-Werksangehörige freizugeben. Im gleichen Jahr schloß sich der Club dem Dachverband bundesdeut- scher Fotoamateure, dem VDAV an. Dank vielfältig ver- besserter Leistungen ließ in der Folgezeit ein ständiger Zuwachs neuer Interessenten die Mitgliederzahl bis heute auf über 60 ansteigen.

MITGLIEDER

31. 12. 1955	41 Mitglieder
1961	26 "
1964	33 "
1965	35 "
1966	34 "
1967 + 68	30 "
1969	31 "
1970	27 "
1971	25 "
1972	33 "
1973	40 "
1974	50 "
1975 + 76	55 "
1977	56 "
1978	61 "
1979	62 "

Heute ist immer noch $\frac{1}{3}$ der Mitglieder werksverbunden; an die ursprüngliche Verbundenheit der Firma zu einer ihrer Hobby-Gruppen erinnert nur noch der Name.

Der Weltfotoverband FIAP verleiht die Titel AFIAP (Artiste FIAP) nach mindestens fünf Jahren erfolgreicher internationaler Ausstellungstätigkeit; EFIAP (Excellence FIAP) für weitere drei Jahre nach AFIAP. Aus dem Kreis der Mitglieder sind Träger dieser begehrten Titel:

AFIAP	H. Müller	seit 1970
	M. Huschner	seit 1974
EFIAP	H. Müller	seit 1978

M. Huschner wurde bereits in den Jahren 1963 und 1964 mit den VDAV-Jugendnadeln für besondere Leistungen in SILBER und GOLD ausgezeichnet. Seit 1974 ist er berufenes Mitglied der „Deutschen Gesellschaft für Photographie“ (DGPh).

Mit der VDAV-Ehrennadel in Silber wurden ausgezeichnet:

1966 die Herren Kribben, Merkel, Müller, Röttgen, Schamburger, Steinhauer
 1970 Herr Langel
 1977 die Herren Huschner und Pickenhan
 1980 die Herren Lindlar und Schoroth

Mit der VDAV-Ehrennadel in Silber für 25jährige ununterbrochene Mitgliedschaft wurden geehrt

1980 die Herren Müller, Schamburger und Schiffner.

WICHTIGE DATEN ZWISCHEN 1955 UND 1980

Okt. 1955 Gründung des Fotoclub der Dynamit AG Troisdorf im „Heidekrug“, Kölner Straße.

9./10.11.1957 Organisation von 1. Wettbewerb und Ausstellung „Werksangehörige fotografieren“ im Vortragssaal der Hauptverwaltung (gefolgt von 3 weiteren in 1959/61/63)

1958	Einführung von Quartalswettbewerben (Themenwettbewerben) (Vorläufer der heutigen Clubmeisterschaften)
1960	Von jetzt an regelmäßige Monatsversammlung jeweils am 2. Montag im Monat zunächst im „Heidekrug“, später im Canisiushaus
1961	Einführung eines Monatsbeitrages
1. 8. 1961	Beitritt zum VDAV
15. 9. 1961	Erstmals Bildaufnahme bei einer Fotoausstellung auf Bundesebene (Leverkusen)
26. 10. 1961	Das erste „Jahresfest“ für alle Mitglieder
Nov. 1963	Der Vortragsraum des Betriebsrates beim Tor I wird Versammlungslokal
19. 9. 1964	Erster Medaillenerfolg bei einer Bundesfotoschau (Müller in Berlin)
9.–17. 4. 1966	Ausstellung „10 Jahre Fotoclub“ in der Schule Schloßstr. – Beschaffung eigener Bildwände
1. 3. 1968	Herr H. Langel übernimmt den Clubvorsitz. H. Müller wird Geschäftsführer
	Erste Fotoschau mit dem Volksbildungswerk in Bergheim
12. 4. 1970	Lehr- und Leistungsschau im Rathaus Sieglar
1972	Fotoclub übernimmt Durchführung der Landesfotoschau Rheinland in Troisdorf. – Es folgten die Landesdiaschauen 1975/77/79
1975	Stiftung eines „Wanderpreises der Stadt Troisdorf“ aus Anlaß der 1. Landesdiaschau Rheinland
11. 8. 1975	20 Jahre Club: Kleine Rathausausstellung in Sieglar
März 1976	Ausstellung „Bilder, die im Rahmen bleiben“ im Fotorama der AGFA/Leverkusen
27. 5.–31. 5. 1976	Fotofahrt in die Partnerstadt Evry
Jan. 1977	Der Club ist Mitbegründer des „Troisdorfer Freizeitringes“ – Ein Clublabor wird eingerichtet
29./30. 10. 1977	Beteiligung an der 1. Ausstellung Troisdorfer Freizeitvereine
15. 1. 1979	Eröffnung der Minigalerie
	Von nun an regelmäßige fotografische Sonntagsgespräche in Müllekoven
23. 3. 1979	Fotoclub erreicht Platz zwei beim Wettbewerb um das „Grüne Band der Stadt Troisdorf“
1980	Jubiläumsjahr „25 Jahre Fotoclub Dynamit Nobel Troisdorf“



30
Foto
aus
der
Club-
Chronik
Kriegsdorf



31
Foto
aus
der
Club-
Chronik
Bergheim



32
Foto
aus
der
Club-
Chronik
Troisdorf
Bergstraße
(heute:
Kaufhaus
Hertie)

**BEISPIEL FÜR EINE
AUFGABE FÜR DIE
CLUBMEISTERSCHAFT
1980
SPARTE SCHWARZ-WEISS**

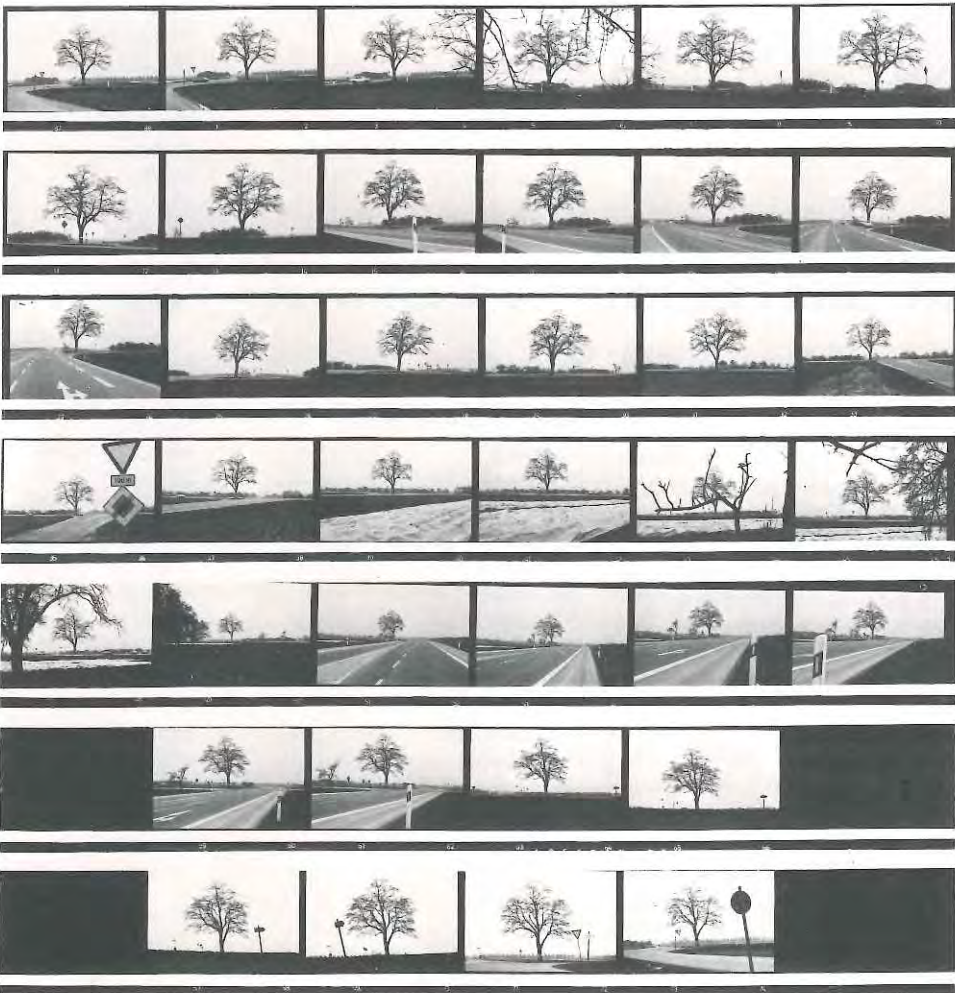
„Fotografiere ein Objekt in 36 Variationen – d. h. ein ganzer Kleinbildfilm – und mache hiervon einen Kontaktbogen.“ In diesem Falle diente als „Objekt“ der markante Baum an der Straßenkreuzung „Zum Kalkofen“ in Bergheim. Er wurde im Radius von 360° umwandert, wobei sich durch Einbeziehung von Wegen und Straßen, Feldern und Bäumen, Verkehrszeichen und Straßenmarkierungen unterschiedlichste Bildaussagen ergaben.

Für den Fotografen war es von Wichtigkeit

- a) für alle Aufnahmen beim Querformat zu bleiben
- b) den Baum jeweils in der Bildmitte zu plazieren
- c) alle Bilder mit gleichbleibendem Objektiv (hier 50 mm Brennweite) aufzunehmen.



33
Foto
aus
der
Club-
Chronik
Troisdorf



34
Bildserie
in
Schwarz-
Weiß



WANDERPREIS DER STADT TROISDORF

Anlässlich der „1. Landesdiaschau Rheinland, Troisdorf 1975“ stiftete die Stadt Troisdorf – vertreten durch ihren damaligen Bürgermeister Josef Ludwig – einen Wanderpreis. Es handelt sich hierbei um eine von der Firma Kümpel in Lohmar gestaltete Plexiglas-Plastik. Ein asymmetrisch eingelassenes Farbdia-positiv von der Burg Wissem schafft Bezugspunkte zur Stadt Troisdorf und zur Fotografie. Verliehen wurde der Wanderpreis bisher alle zwei Jahre an die hiermit besonders auszuzeichnenden Autoren für die beste Gesamtleistung der Veranstaltung. Verliehen wurde der Wanderpreis bei den bis heute in Troisdorf dreimal durchgeführten Landesdiaschauen

- 1975 an H. Müller vom Fotoclub Dynamit Nobel Troisdorf: Von 11 Bildnahmen wurden 4 Fotos ausgezeichnet.
- 1977 an M. Geyer vom Arbeitskreis für Fotografie an der VHS Neuß: Er erzielte 4 Bildnahmen, von denen zwei mit Medaillen ausgezeichnet wurden.
- 1979 an A. Grunewald vom Fototeam Dorsten: Es folgten 5 Bildnahmen, von denen eines eine Medaillenauszeichnung erhielt. Für zwei weitere Bilder gab es je eine Urkunde.

AUSSTELLUNGSERFOLGE

Clubmitglieder kamen in folgenden 30 Ländern zu Ausstellungserfolgen:

Argentinien	Jugoslawien
Australien	Liechtenstein
Belgien	Luxemburg
Brasilien	Malaysia
Canada	Mexiko
Chile	Neuseeland
China/Formosa	Österreich
Deutschland (Ost und West)	Portugal
England	Philippinen
Frankreich	Schottland
Guernsey	Südafrika
Hongkong	Thailand
Indonesien	Türkei
Italien	USA
Japan	Vietnam

In folgenden 38 deutschen Städten erschienen die Namen von Troisdorfern im Ausstellungskatalog:

Altena	Leverkusen
Amberg	Ludwigshafen
Augsburg	Mainleus
Berlin (Ost und West)	Merzig
Bochum	Mönchengladbach
Böblingen	Much
Bonn	Neunkirchen
Braunschweig	Neuß
Darmstadt	Plön
Dormagen	Overath
Düsseldorf	Porz
Duisburg	Remscheid
Essen	Rheydt
Gelsenkirchen	Schwalbach
Heidenheim	Siegen
Helmstedt	Solingen
Herrsching	Stommeln
Kapellen	Stuttgart
Köln	Troisdorf

88th TORONTO INTERNATIONAL SALON OF PHOTOGRAPHY



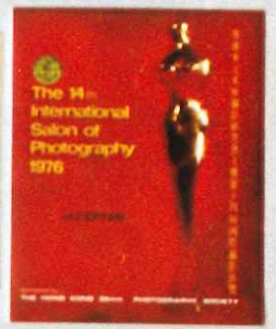
OCTOBER 1979 ACCEPTED

15th Border International Salon of Photography ACCEPTANCE 1974

II SALON INTERNACIONAL DE ARTE FOTOGRAFICO MEXICO 1978 CANADA



Karunakshi Line ACCEPTANCE 5.



INTERNATIONALE MOERSEL-FOTOWOECHE 1973

9th MALAYSIA INTERNATIONAL SALON OF PHOTOGRAPHY 1973 ACCEPTANCE

19th International 31st National Salon of Photography 1976 Accepted Slide



73rd International Salon of Photography

Accepted THE 19th NEW ZEALAND INTERNATIONAL COLOUR SLIDE EXHIBITION - 1975

15 salón internacional de fotografía artística foto-cine-club valparaíso chile

FOTO CLUB BUENOS AIRES SALON INTERNACIONAL 1976

八選獎 accepted

Regional National International Color Slide Exhibition 1973

SPECTRUM fourth international colour slide exhibition 1976 ACCEPTANCE

ACCEPTED Camera Luxembourg 20th SALON INTERNATIONAL DE PHOTOGRAPHIE EN COULEUR 1972

ACCEPTED 28th CHICAGO INTERNATIONAL COLOR SLIDE EXHIBIT 1973

il colore in trasparenza... 1976

11th PAISLEY INTERNATIONAL COLOUR SLIDE EXHIBITION ACCEPTANCE 1980



31st SALON 1978

ACCEPT EYE 1979



HER ORAGGI DISTINGUI... 1979

BSC International salon 1975



5th Smethwick Colour International Photographic Exhibition FPS ACCEPTED

ESCHMAR EIN RHEINISCHES BAUERNDORF IM STADTGEBIET TROISDORF

VON HEINRICH BRODESSER

Eschmar war immer ein kleines Bauerndorf, ein bescheidener Ort im toten Winkel von Rhein und Sieg, den wenigsten bekannt, bis zur Jahrhundertwende verkehrsmäßig kaum erschlossen.

An der einzigen langgestreckten Straße wohnten bis zu Beginn unseres Jahrhunderts nur wenige Einwohner. Und es will scheinen, daß bis dahin das große Weltgeschehen die unbedeutende Siedlung übersehen hat.

Lohnt es sich überhaupt, dem Dorfgeschehen in alter Zeit nachzugehen, die vergessenen Ereignisse in diesem stillen Winkel aufzuspüren, die Ortsgeschichte und -kultur aufzuzeichnen? Bei meinen Nachforschungen erwies sich die Vermutung, nur wenige erwähnenswerte Daten und Fakten zusammentragen zu können, als gänzlich falsch. Wir mußten erstaunt feststellen, daß Eschmar keineswegs ein von der Geschichte vergessenes Siegdörfchen gewesen ist, sondern daß der Ort, besonders im ausgehenden Mittelalter, sich einer eigenen Bedeutsamkeit erfreute und daß die Dorfgeschichte eine Fülle relevanter Geschehnisse aufzuweisen hat.

Ursprünglich war daran gedacht, die Eschmarer Geschichte anhand der Straßennamen darzustellen, wie das bereits für den Berghheimer und Müllekovener Bereich geschehen ist¹. Jedoch, bei der Durchsicht des Straßenplanes wurde bald deutlich, daß die wenigen ortsbezogenen und aussagekräftigen Namen nicht ausreichen, die Entstehung, Entwicklung und Kultur Eschmars, das Leben und Treiben seiner Dorfbewohner zu dokumentieren. Daher haben wir uns für eine chronologisch geordnete Darstellung entschieden, die wir mit einem Überblick über die geologische Grundlage beginnen möchten.

DIE GEOLOGISCHE GRUNDLAGE DES ORTES

Bevor wir das Erscheinen des Menschen im Raume Eschmars in Augenschein nehmen, werfen wir einen Blick auf die geologische Karte².

Eschmar liegt auf erdgeschichtlich jungem Boden. Erst gegen Ende des Diluviums (im Würmglazial, d. h., während der letzten Eiszeit) baute der Rhein eine 20–40 m mächtige Flußterrasse aus wechsellagernden Sanden, Kiesen und groben Schottern auf, die in unserer Breite etwa vom Hohlstein bei Spich bis zum Fuß der Ville reicht³. Und da sie die unterste Stufe eines mehrteiligen Terrassensystems darstellt⁴, wird sie als Niederterrasse (NT) bezeichnet. Sie deckt die blaugrauen fetten Tone und die Braunkohlenschichten des miozänen Untergrundes (der jüngeren Braunkohlenstufe) ab.

Die Kälteperiode der letzten Eiszeit hat die fluvialen Ablagerungen bis in eine Tiefe von etwa 5 m durchwirkt. Dabei entstanden die typischen Erscheinungen einer periglazialen Struktur⁵, d. h. unser Gebiet, südlich des den Norden Europas bedeckenden „Eiskuchens“ gelegen, selbst aber gletschereisfrei, stand unter der Einwirkung extrem niedriger Temperaturen eines ausgesprochenen Tundrenklimas, das den Boden zu einer kompakten Masse gefrieren ließ. Die in den Sommermonaten einsetzenden oberflächlichen Tautungen vermochten zwar, die Oberschicht des Frostbodens 2–4 m tief aufzuweichen, aber der Untergrund blieb gefroren, blieb „Dauerfrostboden“. Nach dem Ablauf des kurzen Sommers erstarrten bald auch wieder die hangenden Schichten des Oberbodens zu festen Massen. Der stete Wechsel von Gefrieren und Auftauen und die dadurch entstehenden Spannungen des sich ausdehnenden und zusammenziehenden Eises innerhalb der obersten Bodenschichten bewirkten eine Störung der horizontal ruhenden Flußablagerungen und wandelten sie in krypturbate Böden um. Aufschlüsse im Niederterrassenbereich zeigen solche frostgestörten Formen⁶.

Zur Zeit dieses Tundrenklimas war die Kältsteppe von einer Reihe höherer Lebewesen bevölkert. Zu den Vertretern der eiszeitlichen Tierwelt gehören Mammut, Wisent, Hirsch, Wildperde und Rhinoceros⁷.

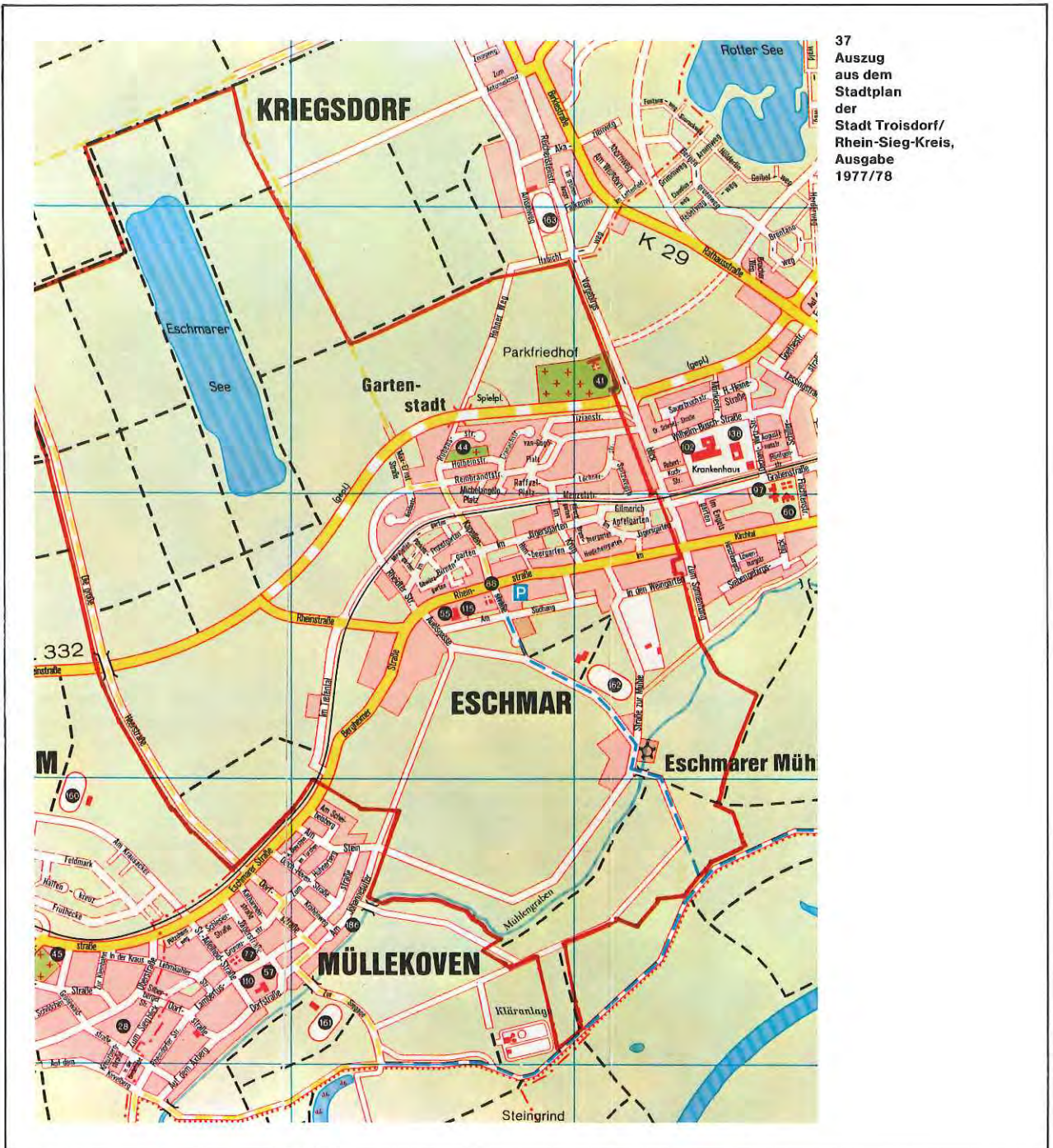
Darüber belehren uns zahlreiche Funde von Knochenresten in den Kiesschichten unserer diluvialen Niederterrasse⁸:

1934 wurde in einer Eschmarer Kiesgrube⁹ in 4,50 m Tiefe ein Mammutstoßzahn entdeckt, der ohne Spitze noch 1,18 m lang war¹⁰. In der Kiesbaggerei Limbach in der Eschmarer Gemarkung erschien im November 1963 ein Mammutbackenzahn von 28 cm Länge, 9,6 cm Breite, 13 cm Höhe¹¹.

Im Juli 1964 kam an gleicher Stelle ein Stoßzahnfragment zum Vorschein¹², ebenso 1967 und 1973.

In derselben Grube wurde 1973 ein Mammutbackenzahn geborgen. Knochenreste der übrigen obengenannten Tiere stammen aus Gruben bei Mondorf, Niederkassel, Lülldorf, Libur und Spich.

Eine postglaziale Eintiefung des Rheines in die von ihm selbst aufgeschüttete Terrasse läßt erstmals deren oberen Ränder erscheinen. Die Flußbettvertiefung vollzog sich indes langsam, gleichsam ohne Eile. Der Fluß schien unschlüssig, wo er sein endgültiges Bett eingraben sollte. Daher pendelte er mit vielen Armen über die Terrassen-Ebene und schuf dabei die vielen Alluvialrinnen, die sich heute als längst austrocknete Flußbette über-



37
Auszug
aus dem
Stadtplan
der
Stadt Troisdorf/
Rhein-Sieg-Kreis,
Ausgabe
1977/78

all auf der Terrassenfläche, besonders aber in deren westlichen Teil verfolgen lassen.

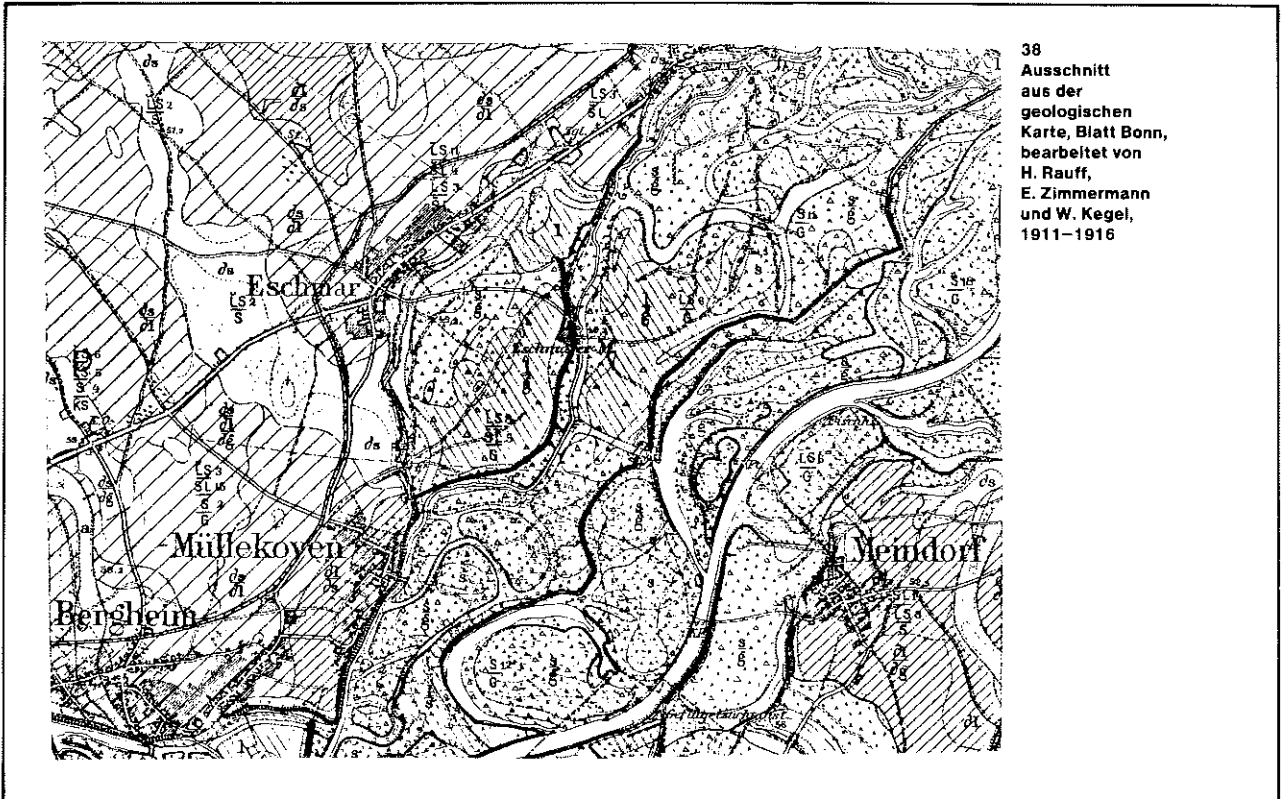
Bei dieser erodierenden Tätigkeit des Rheines wurden u. a. ganze Terrassenteile im Bereich der Ränder durch solche Rinnen von der Gesamfläche abgeschnitten oder aber gar abgeschwemmt, so daß solche, um wenige Meter erniedrigt, als eine Unterstufe der Niederterrasse in Erscheinung treten.

In diesem Stadium der Rheinbettvertiefung überschwemmte der Fluß immer wieder mit gewaltigen Hochwassern den gesamten Terrassenbereich, veränderte stets die Oberflächengestalt, vor allem die Randformen und lagerte zuletzt eine meterdicke Decke von Hochflutlehm ab, ein Geschenk an die Menschen, da sie

als besonders fruchtbare Ackererde die Grundlage für einen intensiven Obst- und Gemüse-, Getreide-, Kartoffel- und Rübenanbau darstellt.

Die fortschreitende Eintiefung des Rheines zog naturgemäß eine ebenso verstärkte Erosion der Sieg nach sich. Während der Rhein zuletzt seinen schlauchartigen Talgrund schuf, weitete sich der Talboden der Sieg, wenigstens nach ihrem Austritt aus ihrem Engtal in den Mündungsbereich, zu einer wenige Kilometer breiten Alluvialebene aus.

Sie bildet eine stratigraphisch selbständige, in die Niederterrasse eingeschachtelte Terrasse von einer 2–6 m mächtigen Aufschüttung, bestehend aus Sanden und



38
Ausschnitt
aus der
geologischen
Karte, Blatt Bonn,
bearbeitet von
H. Rauff,
E. Zimmermann
und W. Kegel,
1911–1916

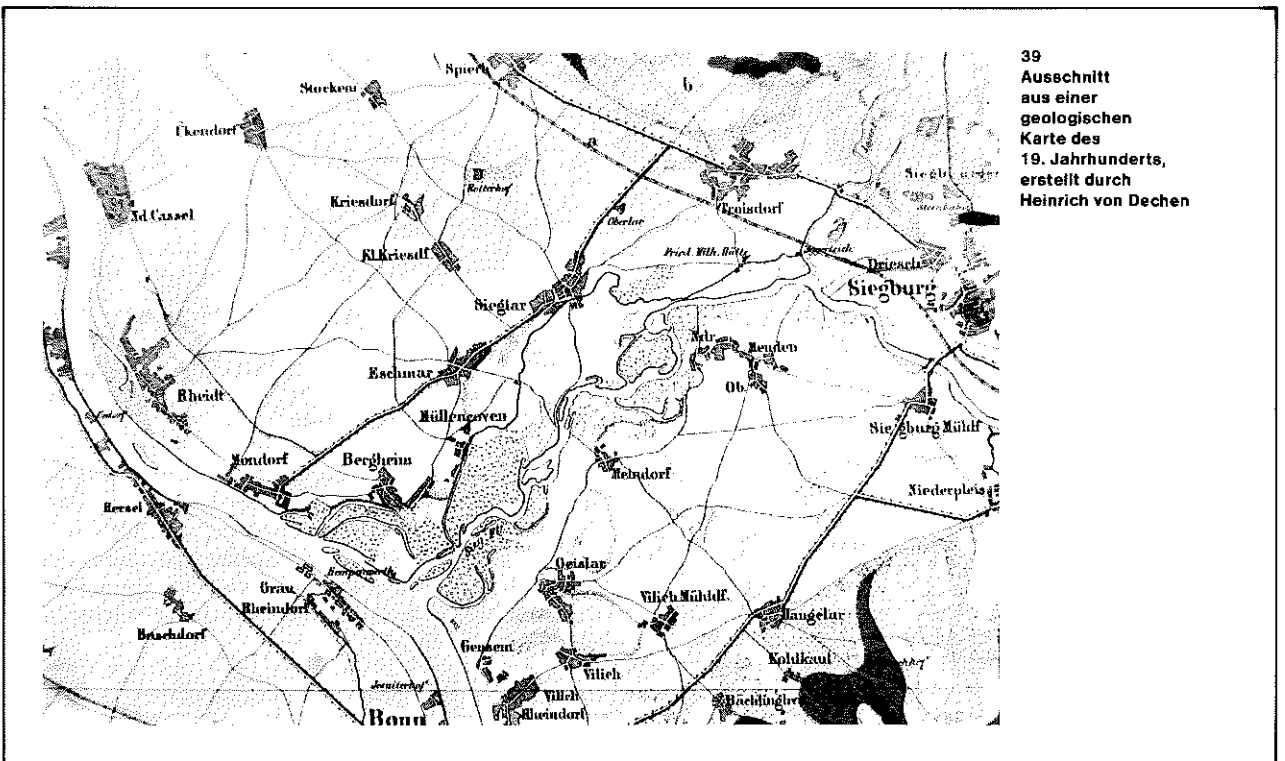
Kiesen bei nahem Grundwasser, abgedeckt mit teils humosem, teils kalkigem leichten Lehm.

Sie gliedert sich in eine untere Stufe, 45–48 m ü. NN, von zahlreichen Altwässern durchzogen und von jedem nennenswerten Hochwasser überflutet, die daher von einem lichten Auenwald bestanden ist und für Weidewirtschaft und zur Heugrasgewinnung genutzt wird, und eine unwesentlich höhere Talstufe, 48–51 m ü. NN, die,

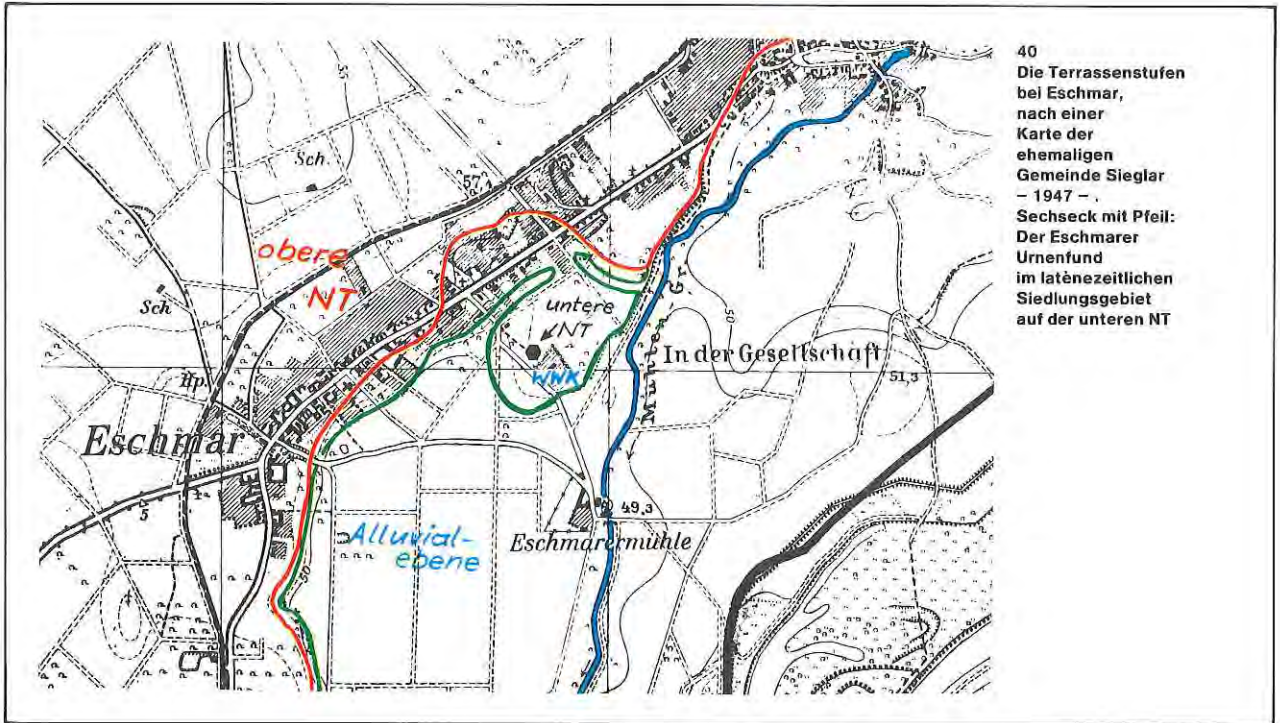
nur von überdurchschnittlichen Überschwemmungen erreicht, als Oberflächenbedeckung einen brauchbaren Ackerboden bietet.

Die zahlreichen Altwasserrinnen der Flußau verraten die unermüdete Erosionstätigkeit des Sieglflusses, ebenso die Steilhänge des Terrassenrandes, die meist durch spätere Seitenerosion der Sieg entstanden sind.

Da erstaunt der relativ sanfte Abfall des alten Sieglufers



39
Ausschnitt
aus einer
geologischen
Karte des
19. Jahrhunderts,
erstellt durch
Heinrich von Dechen



40
Die Terrassenstufen bei Eschmar, nach einer Karte der ehemaligen Gemeinde Sieglar – 1947 –. Sechseck mit Pfeil: Der Eschmarer Urnenfund im latènezeitlichen Siedlungsgebiet auf der unteren NT

bei Eschmar, der mit seiner sonnenfreudigen Südlage und seinem guten Boden einmal reiche Weingärten getragen hat. Und im Osten des Ortes erkennen wir bei genauem Hinschauen ein dem oberen Rande vorgelagertes Stück unterer Niederterrasse, das sich zungenartig nach Westen in die Alluvialebene verflacht. Verfolgen wir zum Zwecke der Untersuchung dieser Terrassenzone den Terrassenrand von Sieglar aus, so ist festzustellen, daß die zunächst parallel dem Mühlengraben fast südlich verlaufende obere Kante am Ende des Ortes rechtwinklig nach Westen abbiegt und sich in einem weit ausholenden, die Bahnlinie an einer Stelle nahezu berührenden Bogen allmählich wieder nach Südwesten wendet. Daher schneidet die ehemalige Hauptstraße (heute Rheinstraße) an zwei Punkten den Rand der oberen Niederterrasse, einmal an der Stelle, wo die Straße „Im Krug“ in die Rheinstraße einmündet, zum anderen, wo die Straße „Im Sonnenhang“ abbiegt, und verläuft über das genannte Stück der Niederterrassen-Unterstufe. Und obwohl die Straße kaum merklich fällt und steigt, registrierten die Eschmarer Dorfbewohner, die früher zum benachbarten Kirchort Sieglar zu den Gottesdiensten zogen – natürlich zu Fuß – unbewußt, daß sie das Niederterrassenniveau verließen bzw. in Sieglar wieder erreichten, indem sie diesen Straßenabschnitt das „Kirchtal“ nannten, eine Bezeichnung, die heute offiziell übernommen wurde.

Es ist eine interessante Tatsache, daß dieser Teil von unseren fränkischen Vorfahren nicht als Siedlungsraum angenommen wurde¹³ und bis zu Beginn unseres Jahrhunderts siedlungsleer blieb. Das mag damit zusammenhängen, daß sich zu Füßen des Ortes sumpfige Altwasser erstreckten, die bis in die Untere Niederterrasse reichten und diese z. T. von zwei Seiten einschlossen¹⁴.

Das bedeutet zugleich, daß die fließende Sieg vom Hochufer abgerückt war, ehe die Menschen hier zu sie-

deln begannen¹⁵. Der Hauptstrom hatte, entgegen seinem ursprünglichen Trend, eine südliche Richtung angenommen, floß nunmehr im Zuge des heutigen Mühlengrabens, seinem eigentlichen Bett, schnitt den alten Terrassenrand zwischen Eschmar und Sieglar an und schuf durch Seitenerosion den von Sieglar bis zum Wasserkwerk reichenden Steilhang, später als Mühlberg bezeichnet.

Es hat den Anschein, daß dieser Hang bis ins ausgehende Mittelalter hinein das Siegufer gebildet hat.

DIE ERSTE BESIEDLUNG

Die erste Besiedlung der Eschmarer Gemarkung scheint schon in vorchristlicher Zeit erfolgt zu sein. Allerdings mieden die Heideterrassenbewohner der Steinzeit offensichtlich noch den Niederterrassenbereich, wie die Fundlücken dieser Periode bezeugen. Einzelfunde bei Ranzel, ein Steinbeilstück und zwei kugelige durchbohrte Steine (vielleicht Netzenker), Werkzeuge des Neolithikums (um 2000 v. Chr.) weisen lediglich auf durchziehende Jäger und Fischer hin. Auch für die Bronzezeit (2000–800 v. Chr.) werden keine Siedlungen an Rhein und unterer Sieg belegt. Zwei Armringfunde, einer bei Niederkassel, der andere von Lülsdorf, beweisen nur die kurzfristige Anwesenheit von Menschen in der Nähe dieser Orte, die zudem auch noch später stattgefunden haben kann. Die unzugängliche Beschaffenheit des Niederterrassenbodens, häufige Überschwemmungen, infolgedessen zahlreiche, oft wechselnde Altflußrinnen, sumpfige Böden, Schwärme von Fiebermücken, hat wahrscheinlich eine Besiedlung in dieser Zeit noch verhindert.

Das ändert sich schlagartig mit der älteren Eisenzeit, der Hallstattzeit (800–500 v. Chr.). Die Heidebewohner rückten einmal aus dem Inneren ihres alten Siedlungsrau-

mes an den Mittelterrassenrand vor und zum anderen, was in diesem Zusammenhang entscheidender ist, sie besiedeln das gesamte Rheinufer von Lülsdorf bis Mondorf¹⁸.

Den Beweis dafür liefern zahlreiche Grabfunde. Wo der Mensch lebt und wohnt, dort begräbt er auch seine Toten. Daher dürfen wir von den vielen Urnenfunden (bzw. den sich darin befindlichen Resten des Leichenbrandes) auf ein Seßhaftwerden der Hallstattmenschen auf dem Hochufer des Rheines schließen. Wahrscheinlich gehörten jene Siedler der Grabhügelkultur an. Interessanterweise fehlen Graburnen dieser Zeit am Siegufer. Die beiden aus jener Zeit stammenden Funde von Oberlar und Sieglar, die hallstattzeitliche Gefäßscherben zutage brachten, reichen nicht aus, um eine Besiedlung zu belegen. Damit sei wiederum nicht gesagt, daß eine solche ausgeschlossen werden muß. Für die beginnende Latènezeit (500–Chr. Geb.) ist das Fundgut im ganzen sehr gering. Dennoch kann ein Fortbestand der alten Siedlungen angenommen werden: Fundstücke bei Niederkassel, Urnen, Töpfe, Schalen, und bei Lülsdorf Vorratstöpfe, Schmuckstücke, Spinnwirtel, Mahlsteine u. a., verweisen auf Siedler der Hunsrück-Eifel-Kultur¹⁷.

umgrub, stieß er auf Scherben von Tongefäßen, die er zwar mit nach Hause nahm und in seinem Schuppen unterbrachte, sie hier aber unbeachtet stehen ließ und zunächst wieder vergaß. Zwischen altem Gerümpel und abgestelltem Hausrat fand sie dort in den 60er Jahren der gebürtige Eschmarer Bernd Vielz. Da er sich als angehender Lehrer für solche Dinge interessierte, erkannte er sogleich das hohe Alter der Gefäße und ließ sie bestimmen. Dabei zeigte sich, daß es sich um eine Graburne und ein napfartiges Beigefäß der Früh-Latènezeit handelte. Damit ist die Besiedlung der Niederterrasse bei Eschmar spätestens zu Beginn der Latènezeit belegt. Und da an dieser Stelle noch nie gezielte Grabungen stattgefunden haben, kann vermutet werden, daß der Boden noch weiteres Fundgut birgt.

Von der gefundenen Urne war nur der Fußteil erhalten geblieben. Der untere Durchmesser betrug etwa 10 cm, die Höhe der Gefäßscherben ca. 15 cm, der obere Durchmesser rund 25 cm. Der Scherbenrand läßt allerdings an einer Stelle erkennen, daß das fehlende Ober- teil der Urne in die Höhe wieder kegelförmig abknickt, so daß wir mit Sicherheit auf ein doppelkonisches Gefäß von vielleicht 30 cm Höhe schließen dürfen. Im Innern



41
Eschmarer
Graburnenfund,
Scherbe
mit
Beigefäß

In die Reihe dieser Fundstücke gehört ein für uns besonders wichtiges Fundgut von Eschmar:

Auf dem unteren Niederterrassenstück im östlichen Teil des Ortes wurde nämlich vor wenigen Jahrzehnten – wahrscheinlich Anfang der 40er Jahre – ein sehr bedeutender Graburnenfund gemacht, der wenig bekannt und kaum beachtet ist. Allerdings waren die Fundumstände auch in keiner Weise sensationell.

Als nämlich der Eschmarer Stellmacher Johann Esser seinen in der Nähe des Wasserwerkes liegenden Acker

fanden sich noch Reste des Leichenbrandes und das kleine halbkugelförmige Beigefäß mit Spuren vermutlicher Speisen. Auch wurden Kupferspuren vorgefunden, die evtl. auf Bronzschmuck zurückgeführt werden könnten¹⁸. Die Form wie auch die Anordnung dieses Grabfundes gleicht zahlreichen Funden auf der gesamten Heideterrasse von der Sieg bis zur Ruhr, die vor allem der Hallstattzeit zuzuordnen sind¹⁹.

Die Bestimmung der Fundstücke nahm das Archäologische Institut Köln vor, das die Datierung für das 6. vorchristliche Jahrhundert festlegte. Das ist genau die Zeit

des Überganges von der Hallstattzeit in die Frühlatènezeit.

Allein, der geringe Umfang des Eschmarer Fundgutes vermag uns wenig Genaueres über das Leben der Menschen jener Zeit zu verraten. Waren jene Siedler Kelten, waren sie Germanen? Die Begräbnissitte der Leichenverbrennung²⁰ spricht gegen erstere, die wahrscheinlichen Schmuckbeigaben²¹ und vor allem einige Ergebnisse der Namenforschung sprechen für sie. Im übrigen ist für diese Zeit auch die keltische Sitte der Körperbestattung für die untere Sieg bezeugt²².

Ernstzunehmende Wissenschaftler lassen die Frage nach der Stammes- bzw. Volkszugehörigkeit jener Siedler offen²³. Sie sehen den Kulturraum zwischen Siebengebirge und Wupper als ein Zwischenfeld zwischen der eigenständigen niederrheinischen Grabhügelkultur und den keltisch bestimmten Einflüssen der Hunsrück-Eifel-Kultur an, gleichsam als eine „Misch- und Ausgleichszone“ beider Kulturprovinzen²⁴.

Vergleiche mit anderen Bodenfunden jener Zeit lassen Rückschlüsse auf die Wohn- und Lebensgewohnheiten der damaligen Bewohner des Siegmündungsbereiches zu.

Gegen Ende der Hallstattzeit lebten unsere „ersten Eschmarer“ in kleinen Rechteckhäusern. Kräftige Zäune oder Mauern, die die Gehöfte umgaben, hielten eher das Vieh zusammen und schützten es vor diebischen Waldtieren, als daß sie zur Verteidigung gegen Feinde gedient hätten²⁵. Diese Form der Umzäunung der einzelnen Gehöfte hält sich über das Mittelalter bis in die Neuzeit hinein, dient aber zuletzt nur mehr als Schutz der Hausgärten gegen das Weidevieh.

Im Verlaufe der Hallstattzeit setzte sich der Gebrauch von eisernem Gerät, das neben die bronzenen Gerätschaften und die reich verzierten Schmuckstücke trat, durch.

In der Latènezeit wurde das Siedlungsbild bunter. Da gab es befestigte Höhensiedlungen, in der Ebene kleine Herrensitze, daneben große Dörfer, Einzelhöfe oder kleine Hofgruppen. Dem Wohnhaus wurden separate Bauten zugeordnet, Ställe, Speicher, Scheunen, Werkstätten²⁶. Mangelndes weiteres Fundgut läßt uns indes über die Entwicklung unserer Eschmarer Siedlung im Unklaren. Für den Ort fehlt von den folgenden Jahrhunderten jedwedes archäologisches Zeugnis.

Jedoch scheint es, daß nach einer verhältnismäßig ruhigen Siedlerzeit in der Spätlatènezeit wieder eine unruhige, bewegte Epoche hereingebrochen ist. Gegen Ende des 2. oder zu Beginn des 1. vorchristlichen Jahrhunderts wurden Fliehburgen gebaut. Bei Bensberg entstand die Erdenburg, ein vielfaches Ringwallsystem zum Schutz gegen anrückende Feinde. Für die gleiche Zeit ist eine kleinere, aber gleich geartete Befestigung auf dem Petersberg nachgewiesen. Die genau in der Mitte dazwischenliegende Ringwallanlage auf dem Gildenberg über der Agger bei Lohmar ist möglicherweise schon in der mittleren Latènezeit oder früher erbaut worden²⁷. Wozu nun die Herrichtung solch gewaltiger und aufwendiger Befestigungsanlagen, von denen nicht einmal feststeht, ob sie überhaupt benutzt worden sind? Auf längere Zeit sind sie sicherlich nicht in Gebrauch gewesen. Dafür spricht das geringe Fundgut, das trotz ge-

zielter Grabungen nur in einem recht bescheidenen Umfang zutage trat. Dennoch weist die Existenz dieser und mehrerer anderer Fluchtburgen am Rande des Bergischen Landes auf uns unbekanntere Ereignisse hin, aus deren Dunkel in der Mitte des 1. Jahrhunderts vor Christus die germanischen Sugambrier im Vorfeld des Berglandes, zwischen dem Rhein und dem Mittelgebirgsrand, auftauchen.

Haben nun jene Sugambrier auch in der Eschmarer Siedlung gewohnt und gelebt? Wir wissen es nicht. Jedenfalls zählten sie zu den gefürchtetsten Gegnern der Römer, die unter ihrem Heerführer Julius Cäsar gegen 55 v. Chr. den Rhein erreichten und das gesamte linksrheinische Gebiet okkupierten.

Der Versuch Cäsars, von dort aus die Sugambrier unter seine Botmäßigkeit zu bringen, schlug mehrfach fehl. Mit den Kämpfen gegen diesen rechtsrheinischen Germanenstamm bahnt sich jedoch der Versuch an, das rechte Rheinufer unter römische Kontrolle zu bekommen²⁸.

Auch in der Folgezeit widersetzten sich die Sugambrier heftig den römischen Unterwerfungsversuchen²⁹.

Erst 8 v. Chr. fanden die Auseinandersetzungen ein Ende, indem Tiberius die Anführer der Sugambrier hinterhältig zu Verhandlungen einlud, die Ahnungslosen einfach gefangen setzte, anschließend den Stamm, der nun seiner Führer beraubt war, unterwarf und auf die linke Rheinseite zwangsweise umsiedelte. Nach römischen Berichten sollen es 40 000 Menschen gewesen sein. Die nicht erfaßten Stammesangehörigen zogen sich ins Hinterland zurück und mieden seitdem die fruchtbare Rheinebene.

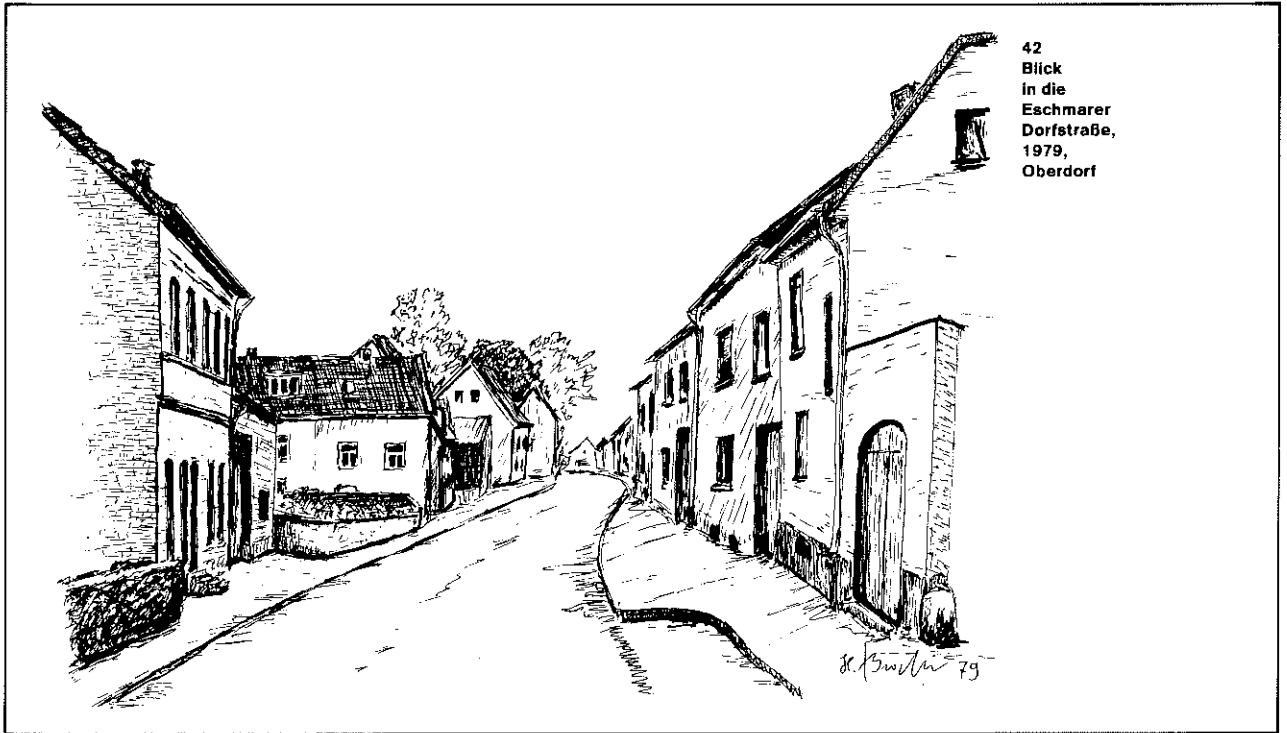
Daher ist die Folgezeit gekennzeichnet durch eine ausgesprochene Siedlungsleere des rechten Rheinufers. Die alte Siedlungstradition ist hiermit abgebrochen. Sicherlich waren um die Zeitwende die letzten Behausungen im Eschmarer Siedlungsraum längst aufgegeben.

Zur Sicherung der Rheingrenze hielten die Römer das Niemandsland der rechtsrheinischen Niederterrasse vor den Toren des Bonner Legionslagers aufrecht. Damit war ein militärisches Vorfeld geschaffen, das sie durch Vorposten kontrollierten³⁰.

In der Mitte des 3. Jahrhunderts schlossen sich die freien Germanen zu Großstämmen zusammen. Am unteren Rhein waren es die Franken, die 257 erstmals von sich reden machten, als sie die römische Grenzlinie überrumpelten und weit nach Gallien vorstießen. Die römische Herrschaft wurde damals zwar noch einmal gerettet, aber die landsuchenden, ins römische Gallien drängenden Stämme ließen sich auf Dauer nicht mehr zurückhalten. Mit dem 4. Jahrhundert ist die fränkische Landnahme eingeleitet.

DIE FRÄNKISCHE LANDNAHME

Als die Römerherrschaft am Rhein unter dem Druck der germanischen Stämme zerbrach, besetzten die landnehmenden Franken zuerst den römischen Kulturraum der linken Rheinseite. Dabei mieden sie weitgehend die Städte, verteilten sich vielmehr über das fruchtbare



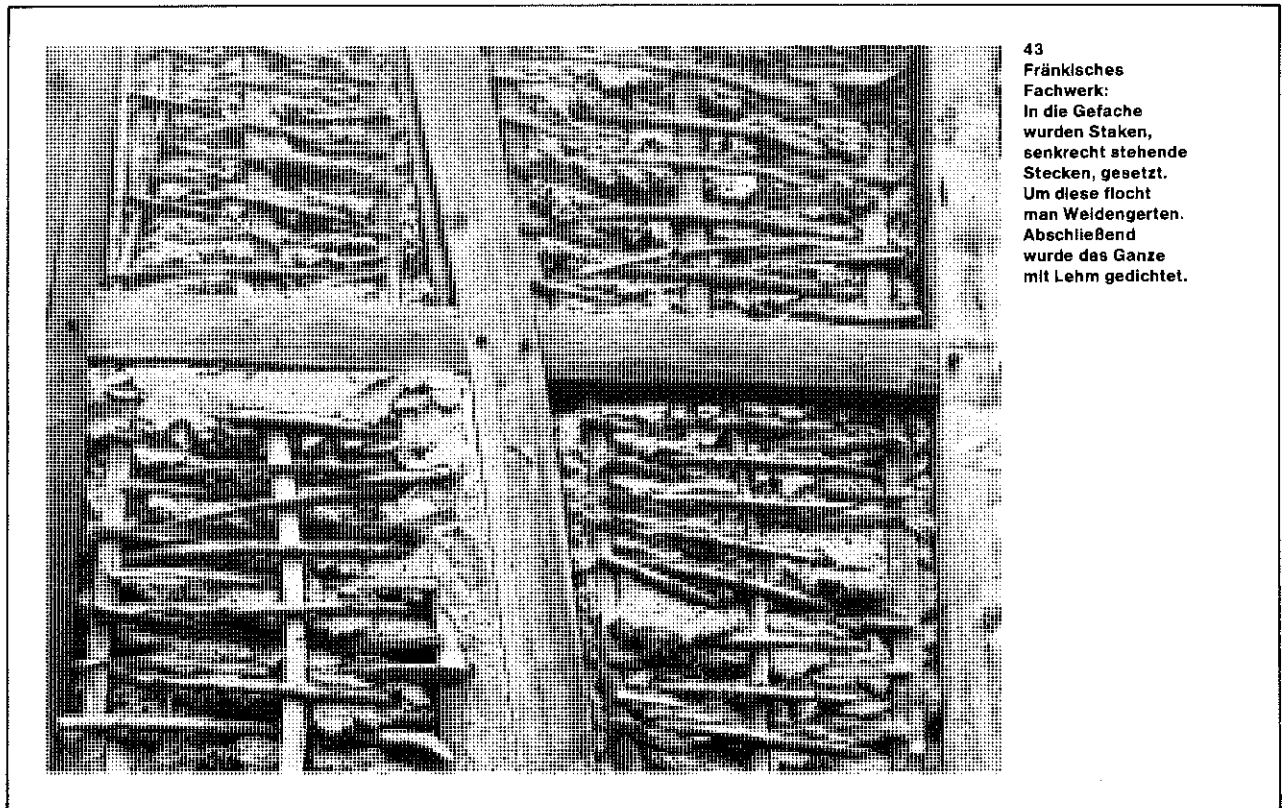
42
Blick
in die
Eschmarer
Dorfstraße,
1979,
Oberdorf

offene Land, übernahmen die ländlichen Wohnplätze und gründeten neue Siedlungen.

Der älteste fränkische Ort rechts des Rheins entstand gegenüber der alten Bonner Fährstelle, das Dörfchen Gensem, das Geiserichsheim³¹, heute ein Ortsteil von Schwarzhof. Von hier erfolgte im 5. Jahrhundert der erste Siedlungsstoß rheinab bis Lülsdorf, rheinauf bis Honnef und siegaufwärts³².

Im Zuge dieser ersten Besiedlungsphase muß auch

Eschmar entstanden sein. Unsere fränkischen Vorfahren knüpften dabei nicht etwa an die latènezeitliche Siedlungstradition an. – Der alte Siedlungsplatz auf der unteren Niederterrassenstufe in der Nähe des heutigen Wasserwerkes war sicherlich eine nicht mehr erkennbare Wüstung. – Sie siedelten vielmehr rund 500 m westwärts auf dem Rande der oberen Niederterrasse über nahem Wasser etwa im Bereich zwischen der heutigen Kirche und dem Gutshof Braschos.



43
Fränkisches
Fachwerk:
In die Gefache
wurden Staken,
senkrecht stehende
Stecken, gesetzt.
Um diese flocht
man Weidengerten.
Abschließend
wurde das Ganze
mit Lehm gedichtet.

Hier standen seitdem immer die alten Bauerngüter, und von hier aus hat sich der Ort später in beide Richtungen erweitert. Auf die einzelnen Bauerngüter wird später näher eingegangen werden.

Wie die Dorfgründung im einzelnen vor sich gegangen ist, wissen wir nicht. Wir dürfen aber davon ausgehen, daß es zunächst, der Gepflogenheit der Besiedlungszeit entsprechend, zur Gründung von wenigen Einzelhofanlagen kam. So wenigstens wird für den ehemaligen Siegkreisbereich die Entstehung der Dörfer im allgemeinen angenommen³³.

Der Einzelhofcharakter blieb jedoch nicht lange gewahrt. Zwischen den Großgütern der Edelfreien, die noch das ganze Mittelalter hindurch als Herrenhöfe das Ortsbild bestimmten, siedelten die Freien und die halbfreien Bauern und Handwerker. So kam es zur Verdichtung des Siedlungsraumes und zur Bildung des eigentlichen Dorfes.

Uns ist nicht bekannt, wann die Entwicklung des geschlossenen Ortes zum Abschluß kam.

Kern, Ausgangspunkt und zugleich Voraussetzung eines eigenen fränkischen Hofes war das Wohnhaus, die Wohnstatt, der rauchende Kamin.

Im Gegensatz zur römischen Bauweise, den mit Steinen und Ziegeln *aufgemauerten* Bauten, errichteten die Franken zum Hausbau ein tragendes Balkengerüst, dessen Fächer, Gefache, sie mit einem Weidengeflecht versahen und mit Lehm dichteten. Dieses typische fränkische *Fachwerk* blieb für uns Heutige beispielhaft in einigen Häusern bis in unsere Zeit erhalten. Anstelle der römischen *Mauer* war die fränkische *Wand* (von winden = flechten) getreten.

Als separate Bauten, getrennt von dem vielleicht 5 × 8 m im Grundriß messenden Wohnhaus, diesem jedoch meist in einem mehr oder weniger geschlossenen Geviert zugeordnet, wurden Hütten für die Unfreien, Ställe für das Vieh, Scheunen, Speicher, Schuppen und Werkstätten errichtet. Diese Anordnung entsprach dem Schutzbedürfnis der damaligen Zeit. Die ganze Anlage wurde, einschließlich dem kleinen Hausgärtchen und den Auslaufplätzen für das Vieh, mit einem Zaun rundum eingefriedet und galt als dem Hausherrn zugehörige Hofstätte.

Wald, Wasser und Weide, die Allmende, wurden gemeinsam besessen. Die umliegende Feldflur wurde für den Ackerbau und die Viehhaltung genutzt. Die Feldgraswirtschaft wurde von den fränkischen Siedlern dieser Epoche zugunsten der Dreifelderwirtschaft aufgegeben, d. h. bis etwa zur Landnahme hatten die Franken den mit dem einfachen Hakenpflug bearbeiteten Boden nach einer kurzen Benutzung in einem Jahr oder auch mehreren Jahren wieder veröden, brach liegen lassen und allenfalls noch als Viehweide genutzt. Nun aber wurde das Land in der Reihenfolge Sommerkorn, Winterfrucht, Brachweide entschieden intensiver bewirtschaftet. Dazu setzte der fränkische Bauer als neue Errungenschaft den schweren Räderpflug ein.

Die Übernahme der Dreifelderwirtschaft beschleunigte zugleich die Bildung der Dorfgemeinschaft, da die Reihenfolge von Brache und Bestellung und die damit verbundene stete Neuaufteilung der Dorfflur immer wieder geregelt werden mußte. So entstand die sogen. fränki-

sche Markgenossenschaft mit einer verbindlichen Dorfverfassung.

Wie das Zusammenspiel der einzelnen Großgüter und der mittleren und kleineren Hofanlagen im Ort funktioniert hat und wie zuletzt der Privatbesitz der einzelnen Flurstücke zustande kam, muß hier unbearbeitet und einer noch zu leistenden einschlägigen Forschung vorbehalten bleiben³⁴.

Es hatten sich nicht nur die Lebensgewohnheiten, die Art und Weise der Bodenbebauung, die Siedlungsgewohnheiten, die ganze Dorfordnung mit der fränkischen Landnahme geändert, sondern auch die Bestattungssitten. Die Totenverbrennung wich der Körperbestattung. Die Männer, soweit sie freie Krieger waren, wurden mit ihrem Heergerät, mit ihren Waffen, die Frauen mit der Gerade, mit Schmuck und Gebrauchsgerät, beigesetzt³⁵. Die Gräber wurden reihenweise angeordnet, die Toten darin nach altem heidnischen Brauch in Süd-Nord-Richtung niedergelegt.

Gegen Ende des 7. Jahrhunderts wird hierin eine Wende sichtbar: Man begrub nun die Toten mit dem Kopf nach Westen, so daß sie gleichsam die im Osten aufgehende Sonne „schauen“ konnten. Wir sehen hierin einen Hinweis auf die einsetzende bzw. fortschreitende Christianisierung. Die Grabbeilagen wurden mit der Zeit immer seltener und setzten schließlich ganz aus.

Aus dieser Zeit der fränkischen Besiedlungsperiode ist uns eine ganze Reihe von Grabfunden aus unserer Gegend bekannt. Sie stammen vorwiegend aus fränkischen Reihengräberfriedhöfen in der Nähe von Gewässern, meist auf dem Hochufer des Rheines gelegen. In diese Reihe gehören zudem noch zwei Reihengräber aus Bergheim³⁶.

Die Eschmarer Flur hat dagegen noch kein fränkisches Fundgut freigegeben. Gleichwohl gilt die Ortsgründung zur Frühfrankenzeit als erwiesen. Der Ortsname spricht dafür sowie die recht frühe urkundliche Nennung in den ältesten Urkunden des Bonner Cassiusstiftes.

Letztes strahlte seinen Einfluß auf die nähere und weitere Umgebung Bonns aus und erschloß das Bonner Umland auch weitgehend wirtschaftlich, indem es den heutigen Rhein-Sieg-Kreis mit einem Netz von Gutshöfen überzog³⁷.

ESCHMARS ERSTNENNUNG IN ALTEN URKUNDEN

Die älteste urkundliche Erwähnung geschieht also in den alten Bonner Urkunden des Cassiusstiftes, vermutlich um 832.

Die Originalurkunde ist indes längst verlorengegangen. Dagegen blieb ein Kopialbuch mit den Urkunden des 7. bis 10. Jahrhunderts im Stiftsarchiv lange erhalten. Diese mit dem Jahr 643 beginnende Abschriftensammlung, wohl die am weitesten zurückreichende dieser Art innerhalb Deutschlands, wurde in den Wirren des Truchseßschen Krieges (1583–89) wahrscheinlich bei der Verwüstung des Stiftes und seines Archives durch die Schenkschen Truppen vernichtet; jedenfalls gilt sie seit dieser Zeit als verschollen.

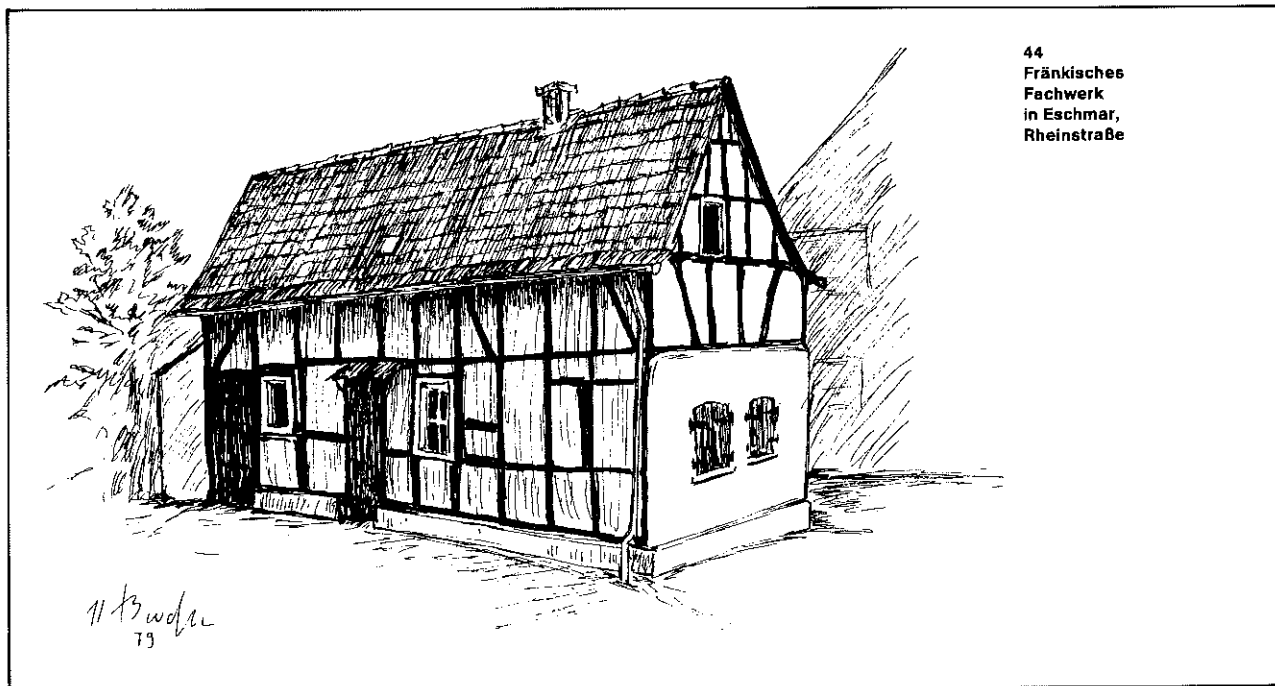
Zu unserem Glück wurde sie kurz zuvor, wenn auch nur

auszugsweise, von dem Kölner Patrizier und Altertumsfreund Johann Helman – gest. 1579 – abgeschrieben.

Wir müssen bedauern, daß dies teilweise sehr bruchstückhaft geschah. Allein, die Helmanschen Notizen, die einer späteren Urkundensammlung der Herren von Motzfeldt eingefügt wurden und uns so überkommen sind, bedeuten für uns die einzigen dergestalteten Quellen für die Frühgeschichte unseres Raumes.

Die Erwähnung Eschmars findet in Verbindung mit der gleichzeitigen Erstnennung Sieglars statt. Wir lesen wörtlich: In Auulgauuw vel in marca Asiamariorum et in marca Lareriorum in fluvio Segen 7.“ Übersetzt: „Im Auelgau sowohl in der Gemarkung von Eschmar als auch in der Gemarkung von Sieglar an dem Siegfluß.“

Wir fragen uns zunächst, was war in dem zum Auelgau gehörenden Eschmar? Wir dürfen mit ziemlicher Sicher-



44
Fränkisches
Fachwerk
in Eschmar,
Rheinstraße

In ihnen stoßen wir dann auch auf den Siedlungsnamen Eschmar, in der ursprünglichen Form als „marca Asiamariorum“ bezeichnet.

Jedoch stößt die Datierung dieser ersten Namensnennung wie ebenso die Einordnung in einen bestimmten Zusammenhang auf Schwierigkeiten. Es zeigt sich nämlich bei Durchsicht der Helmanschen Abschriften, daß nicht nur die Urkunden in knappen Kurzfassungen abgeschrieben, sondern auch eine Reihe von Urkunden ganz übergangen wurden. Helman notierte oft nur die ihn interessierenden Ortsnamen. Auf den Seiten 69 bis 71 seiner Niederschrift legte er ein Ortsnamenverzeichnis der in den Urkunden erwähnten Siedlungsnamen an³⁸, von dem Levison behauptet, daß sie „nach der Folge der ersten Erwähnung und mit Angabe der Seiten“ geordnet seien³⁹.

Unter 69 Namenserwähnungen finden wir Eschmar an 14. Stelle. Von hier aus rückschließend und unter Beachtung der benachbarten und datierten Ortsbezeichnungen mag der ganz vorsichtige Versuch gestattet sein, die Ersterwähnung in das Jahr 832 einzuordnen. Dabei gehen wir von der Tatsache aus, daß auf fol. 6 eine von Helman ausgezogene Urkunde vom 8. November 832 beginnt und auf fol. 8 erst die nächste folgt. Den Namen Eschmars gibt Helman als auf fol. 7 stehend an. Das bedeutet: Nur wenn Helman von fol. 6 bis fol. 8 keine Urkunde übergangen hat, kann mit Sicherheit auf das Jahr 832 als Ersterwähnung geschlossen werden. Die Vollständigkeit bzw. Unvollständigkeit der Abschrift an dieser Stelle kann allerdings auf keine Weise belegt werden⁴⁰.

heit davon ausgehen, daß es sich um Grundbesitz des Cassiusstifts handelt, vielleicht um ein Bauerngut, wie uns zu der nämlichen Zeit für Rheidt bezeugt wird⁴¹.

Dort wurden am 18. April 832 ein Hof und eine Kirche dem Stift übereignet⁴². Es hat den Anschein, daß für Eschmar und Sieglar das Bonner Cassiusstift auch die kirchliche Betreuung wahrnahm; denn noch im ausgehenden Mittelalter besaß das Stift einen Teil des Patronates der Pfarrkirche zu Sieglar, zu deren Bezirk auch Eschmar gehörte⁴³.

Das Bonner Cassiusstift, eine der ältesten und wichtigsten geistlichen Grundherrschaften unseres Raumes, hat die Entwicklung des Siegmündungsgebietes in dieser Zeit der Frühgeschichte maßgeblich beeinflusst⁴⁴.

Nun aber zur Bezeichnung marca Asiamariorum selbst:

Sie läßt sich mit „Eschmarer Mark“ übersetzen. Mark geht zurück auf die althochdeutsche Wurzel marcha oder gotisch marka mit der ursprünglichen Bedeutung einer gekennzeichneten Feldgrenze. Später erweiterte sich der Begriff auf das durch die Grenzzeichen (durch die Marken) kenntlich gemachte (markierte) Gebiet selbst. Schließlich fand das Wort Mark Anwendung für den Dorfbezirk einschließlich der dazu gehörenden Feldflur. In diesem Sinne wird der Begriff marca in unserem vorliegendem Falle gebraucht. Wir verweisen hierzu auf die Rheidter Urkunde aus derselben Zeit, in der es ausdrücklich heißt: „in villa vel marca“, also, im Dorf oder vielleicht der Mark.

Das Wort Mark ist als „Gemarkung“ noch heute im Sprachgebrauch und bezeichnet die Gesamtfläche

eines Gemeindebezirkes, die in Flurkarten gefaßt und, in alle Einzelgrundstücke gegliedert, aufgezeichnet ist.

Der eigentliche Ortsname „Eschmar“ gliedert sich in die zwei Wortstämme Esch und Mar.

Ersterer kann sicher nicht auf Esch im Sinne eines Saatfeldes⁴⁵ oder einer genutzten Ackerfläche⁴⁶ zurückgeführt werden; dem widerspricht die althochdeutsche Wurzel ezzisc. Die Erstnennung Asiamariorum, deutlicher noch die spätere (um 1064) gebräuchliche Bezeichnung Ascmere⁴⁷ belegen das althochdeutsche asc = Eschenbaum⁴⁸.

Die Esche wurde wegen der Härte und Zähigkeit ihres Holzes früher wie heute sehr geschätzt. Die Germanen fertigten aus Eschenholz die Schäfte ihrer Speere. In der nordischen Mythologie spielte die Esche als Weltenbaum Yggdrasil eine besondere Rolle. So finden wir den Wortstamm Esch in vielen deutschen Ortsnamen besonders in den Rheinlanden allgemein verbreitet⁴⁹.

In der jungen Siedlung mögen zur Gründungszeit des Ortes größere Eschenbestände gelegen haben (oder mögen damals angelegt worden sein), vielleicht mit auffallenden prächtigen Exemplaren, wie wir heute noch wenige in der Siegniederung bei Meindorf und Menden finden und auch an der Eschmarer Mühle.

Der zweite Wortteil die Mar oder auch Maar ist abzuleiten vom althochdeutschen mari oder meri (mittelhochdeutsch mere) und bedeutet stehendes, verlandendes oder versumpftes Gewässer⁵⁰.

Während aber linksrheinisch kleine, rundliche Tümpel, oft mehr oder weniger versumpft, von Binsen umstanden, teilweise mit einer Rasenschicht überdeckt, also überwachsene Moorlöcher in sumpfigen Wiesen, Wassertümpel in der Feldflur, Quelltöpfe, die das Wasser erst sammeln, ehe sie es als Bächlein abfließen lassen⁵¹, als Maar⁵² bezeichnet werden, sind im rechtsrheinischen Raum, vornehmlich auch an der unteren Sieg, damit die Altarme der Flüsse, verlandende Flußbettstücke, abgeschnittene Bachteile gemeint. Am Rande der Hangeler Heide gab es die Öhlsmaar oder Oelsmar⁵³, ganz in der Nähe in einer alten Siegrinne die Heckelsmaar, im Rheidter Feld in einer alluvialen Rheinrinne auf der Niederterrasse die leegers Maar⁵⁴, bei Troisdorf lag an dem vom Heimbach gespeisten abflußlosen Burgweiher der Marender oder Marner Hof⁵⁵; und die Altarme der Agger, heute ganz verlandet, nur bei Hochwasser noch gefüllt, wurden als Maar oder Spich bezeichnet⁵⁶.

Der Tatsache, daß bei uns im Siegmündungsgebiet Maar gleichbedeutend ist mit Altflußwasser, kommt für die Bestimmung der Lage Eschmars zur Gründungszeit eine besondere Bedeutung zu: Als die Franken vielleicht um 500 am Niederterrassestrand ihre ersten Häuser bauten, hatte die Sieg bereits ihr Hochufer verlassen, d. h., die junge Siedlung entstand über einem verlandenden Altsiegarm, der sich zu Füßen des Ortes hinzog.

ESCHMAR WÄHREND DER ENTWICKLUNG DER POLITISCHEN VERHÄLTNISSE DES AUELGAUES

Unser Eschmar lag also, wie schon erklärt, im Auelgau. Die Bezeichnung Auelgau erscheint erstmalig 722/23 als Auelgawe in einer den Ort „Cassele“ betreffenden

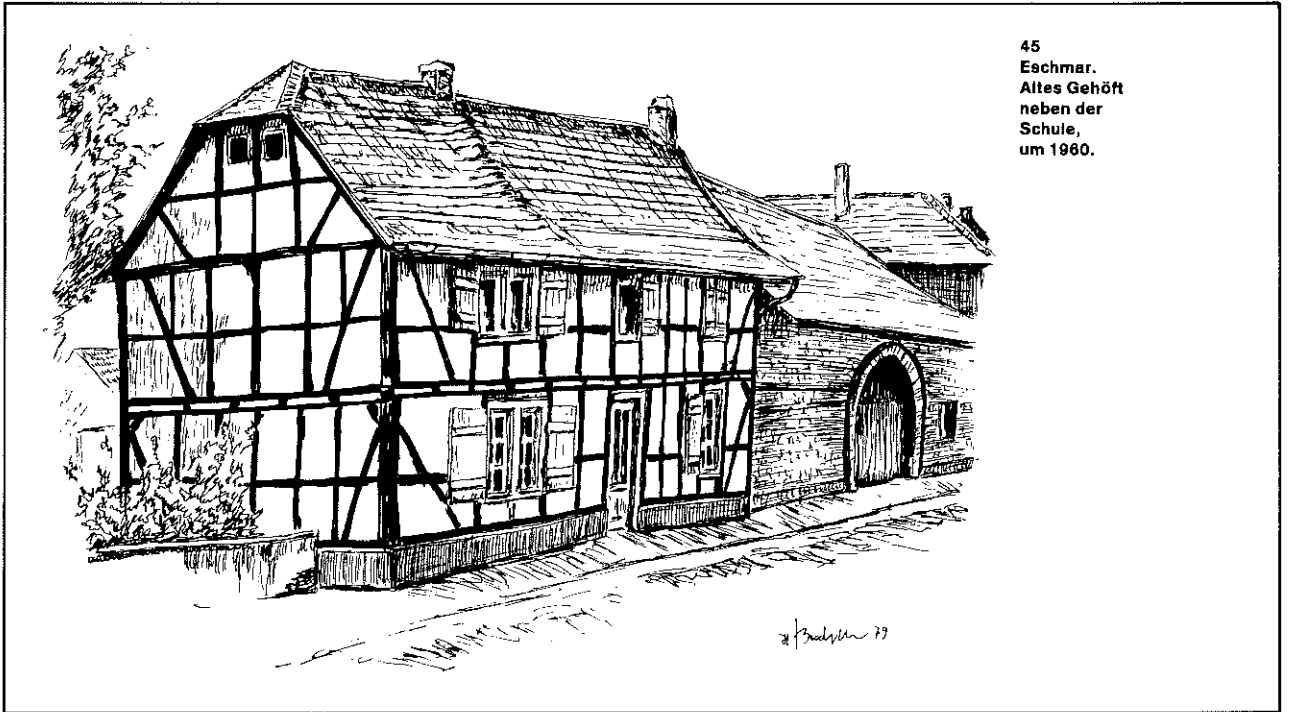
Urkunde. Im 9. Jahrhundert folgen dann in den Urkunden des Cassiustiftes wiederholte Auelgaunennungen, meistens als Zusätze zu Ortsbezeichnungen zum Zwecke einer genaueren Lokalisierung. Immer handelte es sich dabei um Ortschaften des weitgefaßten Siegmündungsgebietes, den Rhein entlang von Niederkassel bis Rheinbreitbach, siegaufwärts von Eschmar bis Geistingen⁵⁷, also um rechtsrheinische Neusiedlungen der landnehmenden Franken. Der Siegmündungsbereich ist daher als Kerngebiet des Gaus anzusehen, der bis ins beginnende 10. Jahrhundert in drei weiteren Besiedlungsphasen⁵⁸ noch erweitert und bis zu den Grenzen des ehemaligen Siegkreises – besser des alten Dekanates Siegburg – ausgedehnt wurde, wobei die Gaugrenzen nicht als scharf gezogene Linie, sondern als breite Säume angesehen werden müssen⁵⁹. Der Gauname leitet sich von der heute noch im Volksmund gebräuchlichen Bezeichnung „Auel“ ab. Wenn die Eschmarer von dem auf der Niederterrasse gelegenen Ort in die Niederung, in die Flußau, hinabsteigen, begeben sie sich in den Auel. Und die schmale, abschüssige Straße, die im westlichen Teil des Ortes in die Überschwemmungsebene hinunter führt, heißt daher *Auelsgasse*. Mit Auel wird also ein Stück Flußniederung bezeichnet, ein mit vereinzelten Bäumen bestandenes Wiesengelände, von Wasser umgebene Grasflächen, ein feuchter Grund⁶⁰. Nahes Wasser ist immer dabei⁶¹.

Das alles traf zur Gründungszeit des Ortes mehr zu denn heute, und nicht nur für Eschmar, sondern auch für das gesamte Siegmündungsgebiet, über das sich denn auch die Flur- und die Ortsbezeichnungen auf „auel“ in einem dichten Netz legen.

Der Auelgau war die erste territoriale Einheit unseres rechtsrheinischen Siedlungsraumes. Er entstand ursprünglich als Personenverband⁶² der hier sesshaft gewordenen Franken und wurde als „pagus“ (lat. Gau) oder „gowe“ (ahd. Gau) bezeichnet.

Aus diesem locker gefügten Verband der Neusiedler entwickelte sich aber zur karolingischen Zeit, als das fränkische Großreich straffer organisiert wurde, eine festere Verwaltungseinheit, der von einem Gaugrafen, dem „comes“, betreut wurde. So wird denn der Auelgau ab 948 stets zugleich auch als „Grafschaft“, als „comitatus“, bezeichnet. Der Graf, ursprünglich ein königlicher Kommissar mit besonderen Machtbefugnissen, ein Getreuer des Königs, mit speziellen Aufgaben betraut, wurde seit dem 8. Jahrhundert mit der Verwaltung eines festen Bezirkes beauftragt und hatte im Kriegsfall den Heerbann aufzubieten, d. h. er mußte die Kriegspflichtigen einberufen. Das nunmehr erblich gewordene Amt wurde an den Grundbesitzadel des jeweiligen Gebietes gebunden. Für den Auelgau ist uns von 948 ein Graf Hermann bekannt, 966 wird ein Gaugraf Eberhard erwähnt und 970 dessen Bruder Gaugraf Gottfried. Neben den Gaugrafen trat gegen Ende des 10. Jahrhunderts der Pfalzgraf, der „comes palatinus“. Zur merowingischen Zeit verwaltete er die königliche Pfalz, den Aufenthaltsort des Königs, später den gesamten über das Land verstreuten Königsbesitz⁶³.

Nach der Eroberung der römischen Gebiete hatte der fränkische König das Erbe des römischen Fiskus angetreten und zahlreiche Höfe, Hufen und befestigte Plätze in Besitz genommen. Auch das rechtsrheinische



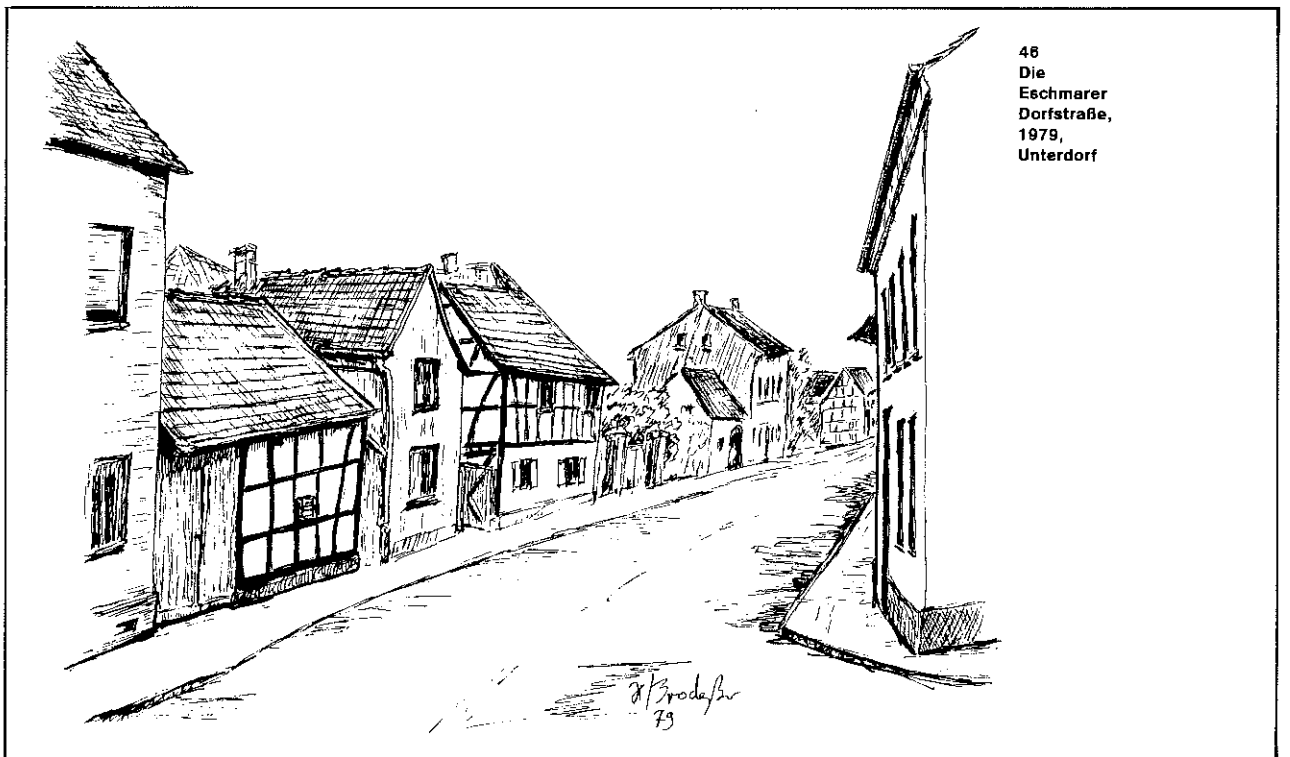
45
Eschmar.
Altes Gehöft
neben der
Schule,
um 1960.

Weide- und Übungsland der Legion war ihm zugefallen, so daß gerade in der Siegmündung die königlichen Besitzungen recht ausgedehnt, wenn auch im ganzen unzusammenhängend waren. Mit zunehmender Entfernung vom Rhein wurden die Königsgüter immer seltener, da die Rodungsgebiete des rheinabgewandten Auelgaus mehr in die Hände des dort fußfassenden Adels fielen.

Allein, auch in der Siegmündung scheint das Königsgut als Streubesitz von vornherein zersplittert. Und da der König wiederholt seine getreuen Gefolgsleute mit seinen Gütern beschenkte, unterlag der königliche Besitz einer ständigen Minderung.

Es waren nun vor allem die Pfalzgrafen Niederlothringens, ursprünglich die Verweser der Kaiserpfalz zu Aachen, die in den Besitz von umfangreichem Königsgut im Kernland des Auelgaues, im Siegmündungsbereich, gelangten, u. a. auch ausgedehnten Königsbesitz in Eschmar erhielten, ohne daß jedoch der Ort in seiner Gesamtheit den Pfalzgrafen zugefallen wäre. Ein Teil blieb Königseigentum, ein anderer war bereits in privater Hand oder gehörte, wie oben dargelegt wurde, dem Casusstift zueigen.

Gegen 1000 hatten die Aachener Pfalzgrafen, die das ganze Gebiet Lothringens vom Niederrhein bis an die



46
Die
Eschmarer
Dorfstraße,
1979,
Unterdorf

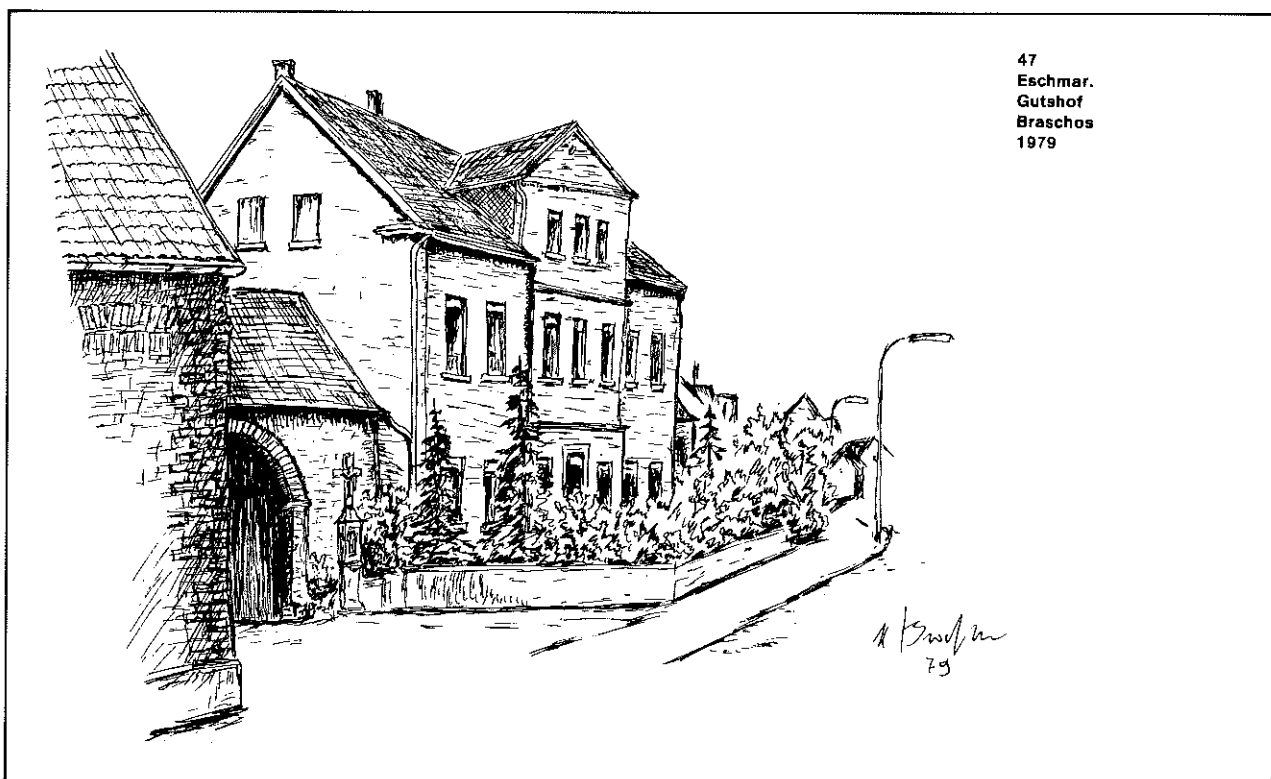
obere Mosel betreuten, u. a. zugleich auch das Amt des Gaugrafen für den Auelgau übernommen⁶⁴. Als Verwaltungssitz besaßen sie eine Feste auf dem Siegberg, dem Basaltkegel mitten in der heutigen Stadt Siegburg. Diese ursprünglich merowingische Burg lag an zentraler Stelle und beherrschte die Siegebene und kontrollierte die Fernstraßen vom Rhein zum Siegerland. Als erster für den Auelgau zuständiger Pfalzgraf wird 966 ein Graf Hermann bekannt. Auf ihn folgte sein Sohn Ezzo, Stammvater des berühmten Geschlechts der Ezzonen, 1015 erstmals für den Auelgau nachgewiesen. Dessen Sohn Otto gab, nachdem er selbst Herzog von Schwaben geworden war, das Pfalzgrafenamt im Jahre 1045 seinem Vetter Heinrich weiter⁶⁵.

Unter diesem kam es zu den bekannten Auseinandersetzungen mit dem Kölner Erzbischof Anno II., die für Anno erfolgreich ausgingen und die weitere Entwicklung des Auelgaves entscheidend bestimmten.

Damit war die territoriale Einheit des Auelgaves praktisch zerschlagen. Nominell bestand zwar das Amt des Pfalzgrafen weiter. In einer königlichen Schenkungsurkunde von 1068, auf die wir noch eingehen werden, wird noch einmal in Verbindung mit einem Eschmarer Gut vom Auelgau und einem Grafen Hermann gesprochen: „praedium situm in loco Asmeri in comitatu Herimanni comitis in pago Avelgowe⁶⁶.“

Aber der genannte Graf (Comes) wird nicht mit dem gleichnamigen Pfalzgrafen (comes palatinus) Hermann (gest. 1085), Verwandter und Nachfolger Heinrichs, identisch sein⁶⁷.

Wir vermuten in ihm vielmehr einen Untergrafen, wie solche wegen der weitläufigen Ausdehnung der Pfalzgrafschaft als Vertreter in den einzelnen Gauen eingesetzt waren. Pfalzgraf Hermann trat im Auelgau nicht mehr in Erscheinung, ebenso wenig seine Nachfolger⁶⁸.



ESCHMAR ZUR ZEIT DER SIEGBURGER KLOSTERGRÜNDUNG

Die Auseinandersetzungen zwischen Pfalzgraf Heinrich und Erzbischof Anno führten im Kampf um die Vormachtstellung am Niederrhein 1058 zu einer blutigen Fehde, in der Heinrich unterlag. Er zog sich auf seine Burg Cochem an der Mosel zurück. Mitten in den Vorbereitungen eines Gegenschlages erlag er einer Gemütsdepression, in der er seine Frau umbrachte. Diese Bluttat trug ihm den Beinamen „der Wütende“ ein und brachte ihn um Amt und Würde und seine Freiheit.

Anno II. annektierte den pfalzgräflichen Privatbesitz im Auelgau, darunter auch dessen Güter zu Eschmar. Aus der Pfalzgrafenburg auf dem Siegberg machte er ein Benediktinerkloster, das er mit den neu erworbenen Gütern ausstattete.

Die Siegburger Klostergründung geschah um 1064⁶⁹. Sie wird durch eine reiche Anzahl von Urkunden der folgenden Jahre belegt. In diesen erscheint unter den zahlreichen Schenkungen wiederholt der Ort Eschmar. Da heißt es z. B. in der vom Kölner Erzbischof Anno II. wahrscheinlich erst 1075 ausgestellten Urkunde, in der dieser die Gründung des Siegburger Klosters beurkundet⁷⁰:

„Sunt autem haec loca, quae . . . legavimus . . . in Lara . . . quicquid ad palatinum comitem pertinuit; Menedon; Ascmere . . . = Es sind folgende Orte, die wir (zum Unterhalt des Klosters) gegeben haben: . . . in Sieglar . . . was aus pfalzgräflichem Besitz stammt; Menden; Eschmar . . .“

Auch in den drei übrigen nach Annos Tod als Fälschungen entstandenen und daher in die Zeit um oder vor 1075 zurückdatierten Gründungsurkunden, die den Be-

sitzstand und die tatsächlich bestehenden oder erstrebten Rechtsverhältnisse der jeweiligen Zeit aufzuführen, wird immer der Ort Eschmar genannt⁷¹, ebenso in der Bestätigungsurkunde Erzbischof Hildolfs von Köln 1076–1078⁷², bei der Bestätigung der Rechte und Besitzungen des Siegburger Klosters durch Erzbischof Friedrich I. um 1105⁷³ und schließlich in der Urkunde Papst Paschalis II., der 1109 das Kloster Siegburg in seinen Schutz nimmt und ihm seine Besitzungen und Rechte bestätigt⁷⁴.

Wenn nun immer wieder die Rede davon ist, daß der Ort Eschmar (locus Ascmere) zur Dotierung der Abtei auf dem Michaelsberg diene, muß die Frage gestellt werden: Wie konnte Anno diese Ortschaft in ihrer Gesamtheit an das Siegburger Kloster verschenken; woher stammte dieser Besitz?

Wir dürfen annehmen, daß ein Teil des Ortes der pfalzgräflichen Beute zuzuordnen ist. Der andere Teil aber war Königsgut geblieben, das durch vorgenannte Schenkung König Heinrichs IV. 1068 an den Kölner Erzbischof fiel, so daß zur Zeit der Ausstellung der Gründungsurkunde des Siegburger Klosters (1075) Eschmar wenigstens zum überaus größten Teil dem Kölner Erzbischof Anno gehörte und zwar mit wesentlichen Privilegien, Gerechtsamen und Rechten.

Daher gewinnt jene Schenkungsurkunde Heinrich IV. vom 29. Mai 1068 für uns besondere Bedeutung.

Der Text sei hier im Wortlaut wiedergegeben⁷⁵:

König Heinrich IV. schenkt, auf Anstehen des Erzbischofs Anno II. von Cöln, der Abtei Siegburg ein Gut zu Eschmar, in der Grafschaft Herimans, in dem Auelgaue. – 1068, den 29. Mai.

C. In nomine sancte et indiuiduae trinitatis. *Heinricus* diuina fauente clementia rex. Si sacerdotum christi curam gerere. eorumque honestis petitionibus consentire studuerimus, apud deum et homines gloriam et gratiam consecuturos nos esse non dubitamus. Qua propter omnibus christi nostrique fidelibus notum esse volumus, qualiter fidelis noster et dilectus sancte coloniae archiepiscopus *Anno*. nostram clementiam adiit, suaeque aecclesiae quam in honore sancti Michahelis archangeli in monte qui dicitur *Siberch* construxit predium quoddam quod *Erlolfus* minister suus ex nostra proprietate beneficio habuit ex regali nostra munificentia donari atque confirmari postulauit. Cuius honestae petitioni deuotissimae consentire decernentes. pro remedio animae nostrae. et ob dilectissimae contectalis nostrae atque regni nostri consortis *Berchte*. reginae beatitudinem. nec non per interuentum fidelium nostrorum uidelicet *Sigifridi*. mogontiacensis archiepiscopi. *Wecelini*. magadaburgensis archiepiscopi. *Burchardi*. haluerstedensis episcopi. *Rodulfi*. quoque ducis sueuorum. *Ottonis*. ducis saxonum. *Dedi*. marchionis. ac per deuotissimum predicti archiepiscopi seruicium et caritatem. predium desideratum. situm in loco. *Asmeri*. in comitatu *Herimanni* comitis. in pago *Auelgowe*. cum omnibus suis appendiciis. uel utilitatibus eidem predio iuste pertinentibus, id est mancipiis utriusque sexus. terris cultis et incultis. areis. aedificiis. pratis. pascuis. siluis. aquis. aquarumue decursibus. piscationibus. molis. molendinis. uuis et inuis. exitibus et redbitus. quesitis et inquirendis. coeterisque omnibus utilitatibus. per hanc no-

stram regalem paginam predictae aecclesiae sancti Michahelis. in monte *Siberch*. in proprium concedimus atque largimur. ea uidelicet ratione. ut idem predictus archiepiscopus. sibi que successuri liberam de eadem proprietate post hinc habeant quicquid eis placuerit ad usum aecclesiae faciendi facultatem. tenendi. dandi. commutandi. precariandi. Et ut haec nostra regalis munificentia firma stabilisque omni permaneat aeuo. hanc cartam inde conscriptam. manu propria corroborantes. sigilli nostri impressione iussimus insigniri.

Signum domni *Heinrici* regis quarti. *Pibo* cancellarius. uice *Sigifridi* archicancellarii recognoui. Data est. III. kal. iunii. Anno dominice incarnationis. M.L.X.VIII. Indictione. VI. Anno autem ordinationis domni *Heinrici*. XV. Regni uero XI. Actum *Sosaz*. feliciter amen.

Übersetzt:

„Im Namen der heiligen und ungeteilten Dreifaltigkeit. Heinrich, König durch Gottes Gnade.

Wenn wir uns bemühen, die Sorge der Priester Christi mitzutragen und ihren ehrenwerten Bitten zuzustimmen, hegen wir keine Zweifel, bei Gott und den Menschen Ehre und Dank zu erlangen. Deshalb tun wir allen kund, die Christus und uns gegenüber zu Treue verpflichtet sind, daß Anno, unser treuer und geliebter Erzbischof des heiligen Köln, unsere Güte angesprochen hat und für seine Kirche, die er zu Ehren des heiligen Michael auf dem sogenannten Siegburg errichtete, ein Gut erbat, das sein Dienstmann Erlolfus aus unserem Besitz zu Lehen hatte. Er wünschte, daß dies durch unsere königliche Freigiebigkeit geschenkt und bestätigt werde. Wir entschließen uns, seiner ehrenvollen und frommen Bitte zuzustimmen zum Heil unserer Seele und zur Glückseligkeit unserer sehr geliebten Gattin und Mitregentin, der Königin Berta, ebenso auf das Anraten unserer Getreuen hin, nämlich des Erzbischofs Siegfried von Mainz, des Erzbischofs Wenzelin von Magdeburg, des Bischofs Burkhard von Halberstadt, auch des Herzogs Rudolf von Schwaben, des Sachsenherzogs Otto, des Markgrafen Dedus, und wegen des getreuen Dienstes und der Liebe des oben erwähnten Erzbischofs (Anno).

Durch diese unsere königliche Urkunde gewähren wir und schenken wir zum Eigentum der vorgenannten Kirche des heiligen Michael auf dem Siegburg das erbetene Gut, das im Orte Eschmar, in der Grafschaft des Grafen Hermann, im Auelgau gelegen ist, mit allem Zubehör und Nutznießungen, die von Rechts wegen diesem Gut zugehören, d. h. mit Gesinde beiderlei Geschlechts, den bebauten und unbebauten Ländereien, Hofflächen, Gebäuden, Wiesen, Weiden, Waldungen, stehenden und fließenden Gewässern, Fischereien (Fischerei-Rechten), mit allen Mühlen (-Rechten), mit erschlossenem und unerschlossenem Land, mit den Ausgaben und Einkünften (oder sollten die Wegungen gemeint sein? Dann müßte es heißen: Zu- und Rückwegen), mit allen zustehenden und zu fordernden Rechten (oder Geldzahlungen?) und allem übrigen Nutzen unter der Bedingung, daß derselbe vorgenannte Erzbischof und seine Nachfolger von nun an freies Verfügungsrecht über eben diesen Eigenbesitz erhalten sollen und nach Gutdünken zum Nutzen der Kirche handeln können, es zu behalten, wegzugeben, zu tauschen oder zu Lehen zu geben. Damit diese unsere königliche Freigiebigkeit zu aller Zeit festen und sicheren Bestand habe, haben wir angeordnet, daß diese hier geschriebene Urkunde, nachdem wir

sie mit eigener Hand bestätigt haben, mit dem Aufdruck unseres Siegels versehen werde.

Zeichen des Königs Heinrich IV.

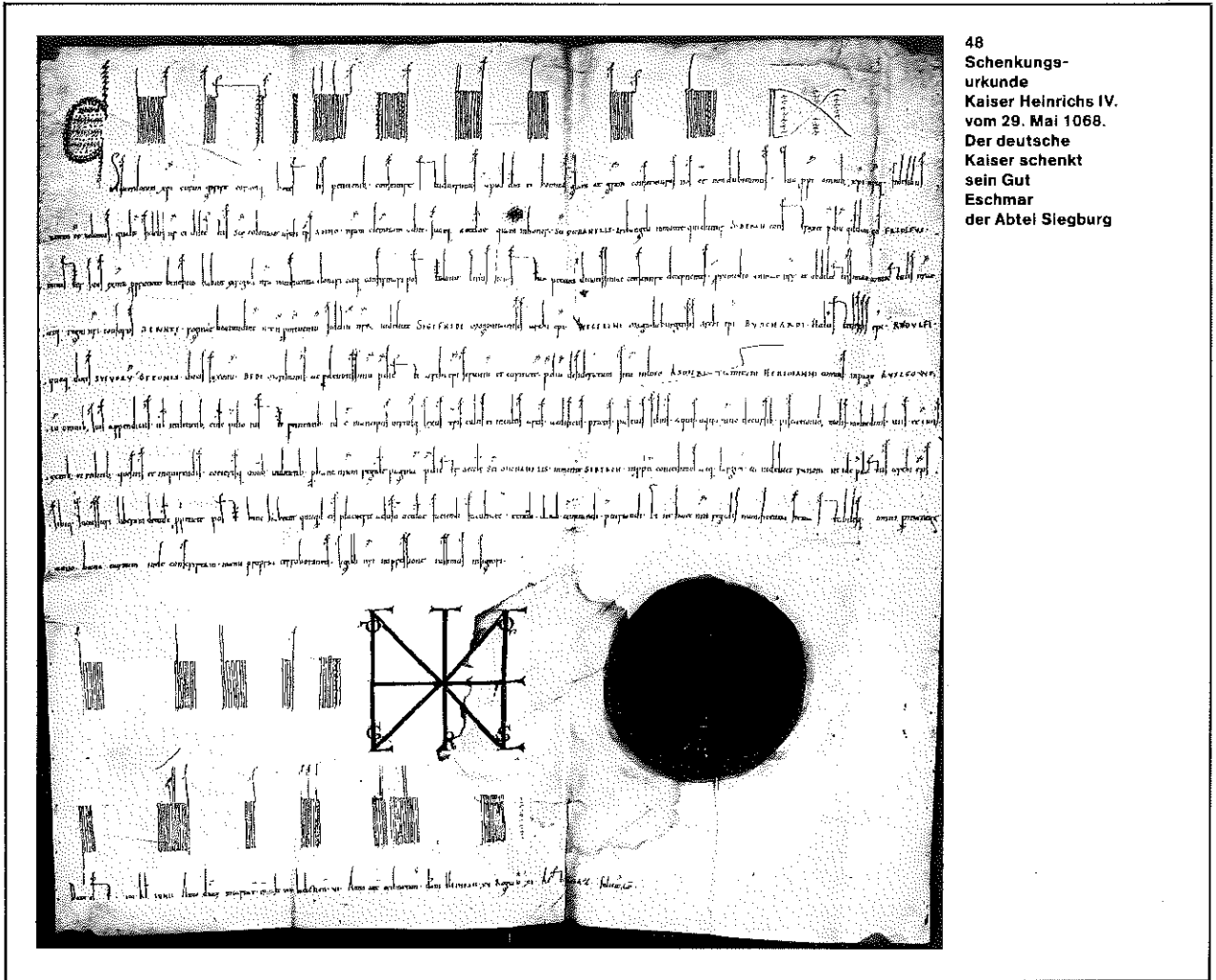
Ich, der Kanzler Pibo, habe dies an Stelle des Erzkanzlers Siegfried anerkannt.

Gegeben am 29. Mai im Jahre der Menschwerdung des Herrn 1068, in der 6. Indiktion, im 15. Jahre der Einsetzung des Herrn Heinrich, im 11. Jahre seines Königtums, glücklich getätigt zu Sosaz (Soest?) amen.“

Zweifelsohne war das königliche Landgut zu Eschmar für die Siegburger Abtei ein bedeutender Erwerb. Wenn auch präzise Angaben über die Größe und Ausdehnung

Heizmittelspender für den täglichen Bedarf genutzt, und die Gewässer, ferner alles weitere zugängliche und unzugängliche, unwegsame Gelände (inviae). Letzteres „Zubehör“ (appendicium) mag als typische Ausstattung eines Königsgutes gewertet werden; denn nach merovingischem Recht war alles nicht erschlossene Gebiet königlicher Besitz und „die gesamte wirtschaftliche Nutzung, Holzschlag, Eichelmast, Jagd, Fischfang, Rodung, Besiedlung, Waldlanderträge und Hebung der Bodenschätze“⁷⁶, königliches Vorrecht.

Zugleich unterstreicht die Urkunde, gewollt oder ungewollt, die Bedeutung der Gewässer. Eschmar, der Ort am Maar, lag – wie schon aufgezeigt – über einer wasserreichen Niederung. Altwässer, Tümpel, Teiche, Kolke,



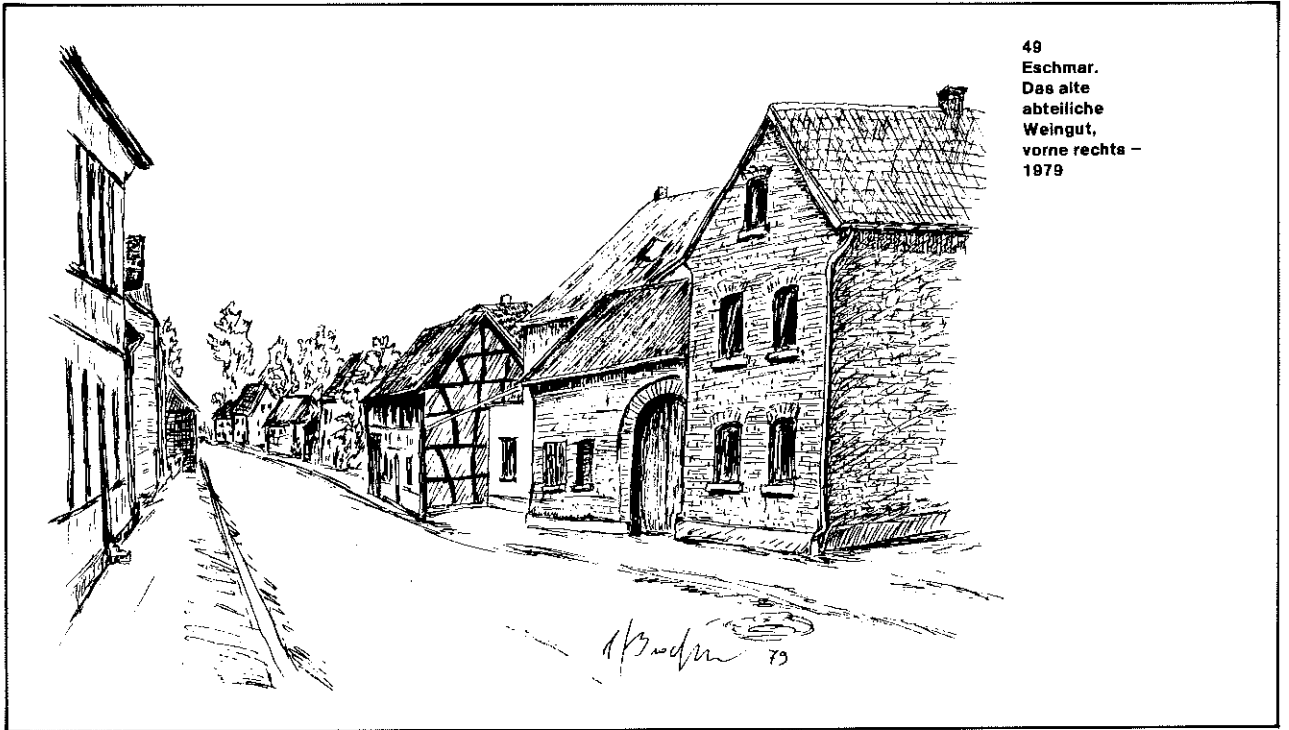
48
Schenkungs-
urkunde
Kaiser Heinrichs IV.
vom 29. Mai 1068.
Der deutsche
Kaiser schenkt
sein Gut
Eschmar
der Abtei Siegburg

des Hofes fehlen, so gewinnen wir dennoch durch die ausführliche Beschreibung des Gesamtbesitzes einen umfassenden Einblick in die Wirtschaftsweise, die Rechtsverhältnisse und die Stellung jenes Eschmarer Königsgutes:

Das Zentrum des Bauerngutes waren die Hofgebäude, Wohnhaus, Unterkünfte für das Gesinde, Stallungen, Scheunen, Schuppen, das eigentliche Hofgelände also – die areae – und das umliegende kultivierte Land, d. h. die bebaubaren, damals in Dreifelderwirtschaft benutzten Fluren. Dazu kamen die für den Weidebetrieb wichtigen Öden, Wiesen, Weiden, Waldungen, letztere zugleich auch als Holzlieferant für den Hausbau und als

Flußrinnen durchzogen die sumpfige, moorige Flußebene. Kein Wunder, daß die unzugänglichen, weglosen Gebiete in der Urkunde ausdrücklich Erwähnung finden. Auch wird eigens zwischen den stehenden Gewässern (aquae – hier = Maare) und den Flußläufen (aquae decurses) unterschieden, deren Besitz wiederum mit allen Wasserrechten verbunden war.

Daher folgt in der Aufzählung des Zubehörs die Fischerei. Diese Gerechtsame scheint jedoch der Abtei schon früh wieder verloren gegangen zu sein, da die Bergheimer Fischerei-Bruderschaft spätestens seit dem 16. Jahrhundert den Fischfang bis Sieglar, bis zur sogenannten hangenden Mühle, betrieb⁷⁷.

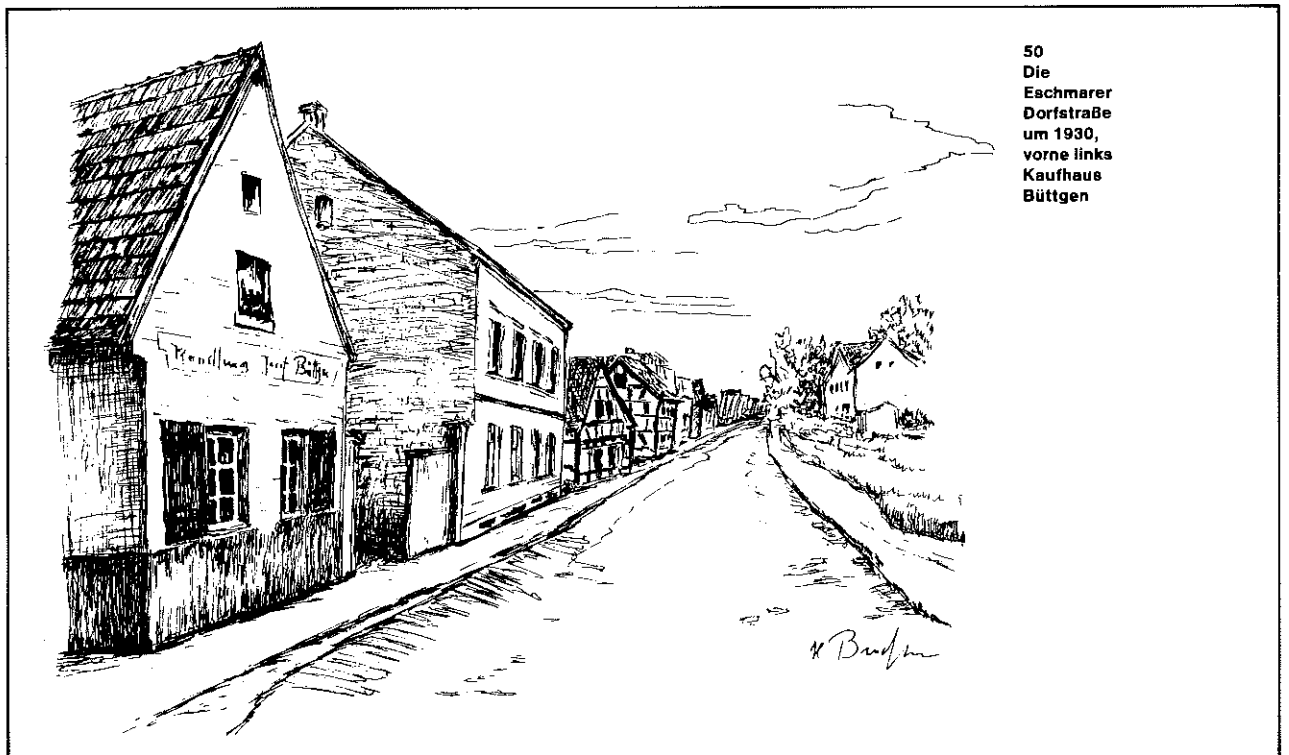


49
Eschmar.
Das alte
abteilige
Weingut,
vorne rechts -
1979

Nicht so die Mühlenrechte; sie blieben bis ins 18. Jahrhundert bei der Abtei. Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang, daß von unterschiedlichen Mühlen die Rede ist, von den molae und molendinae. Neben den Wassermühlen besaß die Abtei noch Eselsmühlen, wahrscheinlich eine Art Göpelanlage, die im Hofgelände selbst untergebracht war, während die Wassermühle in einiger Entfernung vom Hof lag und sich daher im Laufe der Zeit zu einer selbständigen Anlage entwickelte. Darauf muß an anderer Stelle näher eingegangen werden. Abschließend werden unter dem Zubehör und den Nutz-

nießungen die exitus und reditus erwähnt, wobei unklar bleibt, ob es sich hierbei, wörtlich gemeint, um Wegungen handelt, oder, im übertragenen Sinne, um finanzielle Ausgaben und Eingänge. Und endlich ist von den quesita und inquirenda die Rede, d. h. von allem Zustehenden, Erworbenen und noch zu Erwerbenden, zu Fordernden; damit ist wahrscheinlich umfassend alles, was an Geld, Steuern, Schätzen, Rechten dem Hof zugehörte, bezeichnet.

Damit stellt sich die Frage nach der Rechtsstellung des



50
Die
Eschmarer
Dorfstraße
um 1930,
vorne links
Kaufhaus
Bütgen

Eschmarer Hofes. Das Königsgut zu Eschmar wird als *predium in loco Asmeri* aufgeführt. Nun beachtete die Terminologie jener Zeit feine Unterschiede in der rechtlichen Qualität der einzelnen Bauernhöfe, die wir daher in einer bestimmten Rangordnung sehen müssen:

Die Bauernwirtschaft, die eine Familie ernähren konnte, wurde als *mansus* oder Hufe bezeichnet. Der *Mansus*, wohl von lat. *mansio* (= Aufenthalt, Wohnung, Bleibe) abgeleitet, war „die Wohnstätte, der Platz in der Gemeinde, wo man dauernd bleiben durfte“⁷⁸.

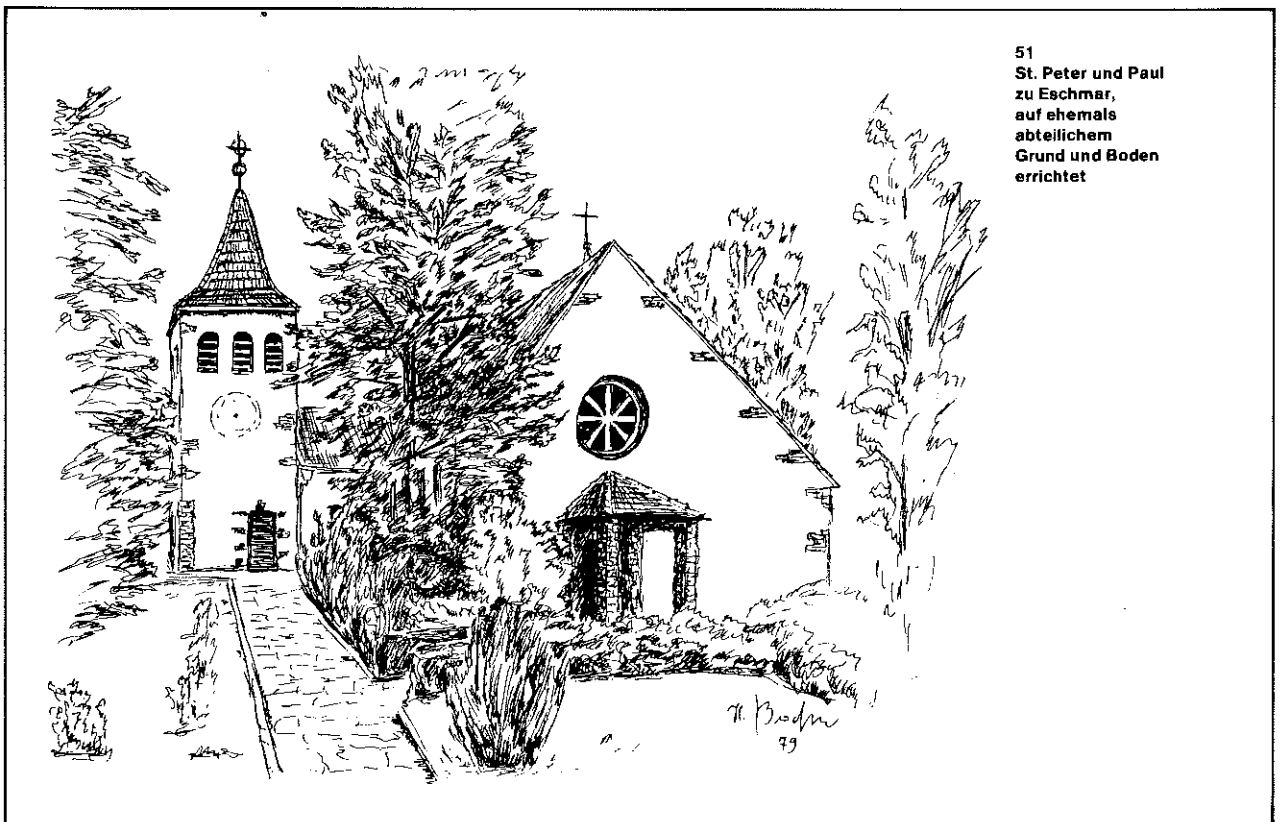
Der Ausdruck Hufe bezog sich mehr auf das zur Wohnstätte gehörende bebaubare Land, das so groß sein mußte, wie zum Behufe eines Bauerngutes nötig war⁷⁹, im Kölner Raum etwa 60 Morgen. Jedenfalls handelte es sich immer um ein freies Bauerngut, einen vererbaren Eigenbesitz einer freien Bauernfamilie. Die Urkunden des 10. Jahrhunderts weisen solche *mansi* in großer Zahl auf.

An der unteren Sieg finden wir dann noch die Bezeichnung „*castrum*“⁸². Hierbei handelt es sich um einen befestigten Burghof. Einen solchen finden wir in Eschmar erst in späterer Zeit⁸³.

Das königliche *predium* wird als in *loco Asmeri* gelegen angegeben. Wir glauben den *Terminus locus* als eine neutrale Bezeichnung für eine Ortschaft lesen zu dürfen, die frei ist von jeder Wertung in Bezug auf Größe, Rang und Stellung eines Ortes.

Anders verhält es sich mit dem Begriff *villa*, in der damaligen Zeit sicherlich ein Ausdruck für einen Fronhof, einen Hofesverband oder die Gesamtheit der Höfe eines Ortes. So werden Mondorf⁸⁴ und Rheidt⁸⁵ als *villae* bezeichnet. Immer ist ein Fronhof im Spiel.

Und endlich werden noch die *curtes* genannt, denen darum eine hohe Bedeutung zukommt, weil sie ursprünglich mit einem festbegrenzten Bannbezirk verbunden gewesen sein müssen, wenigstens mehrere von ihnen.



51
St. Peter und Paul
zu Eschmar,
auf ehemals
abteilichem
Grund und Boden
errichtet

Das *predium*, wie es im königlichen Diplom von 1068 genannt wird, ist eine Stufe höher anzusetzen. Nicht nur, daß es ein *Mansus* an Umfang und Größe übertraf, sondern es besaß – wie oben aufgeführt – zusätzlich zu Grund und Boden eine Anzahl bestimmter Rechte und Gerechtsamen, die in ihrer Gesamtheit ein spezifisches Hofesrecht ausmachten. Ein Vergleich mit anderen derart gestellten Höfen an der unteren Sieg⁸⁰ läßt vermuten, daß dieses zuerst mündlich tradiert, später als Hofesweistum schriftlich fixiert wurde. Diesem Hofesrecht unterstanden die Hofeszugehörigen und -untertanen, das Gesinde, die Knechte und Mägde, die Hörigen. Im Falle, daß der Hof die Stellung eines Haupthofes übernahm, was für Eschmar in jener Zeit angenommen werden darf, übte er auch die niedrige, grundherrliche Gerichtsbarkeit über das ganze Dorf aus⁸¹.

Alein, im 13. und 14. Jahrhundert werden alle oben genannten Hofesbezeichnungen uneinheitlich gebraucht. Der als *curtis* bezeichnete Rheidter Domhof⁸⁶ wie auch das zum Kloster Nonnenwerth gehörende als *curtis* aufgeführte Gut⁸⁷ haben beispielsweise gewiß keinen eigentlichen Bannbezirk besessen. Auffallend ist jedoch, daß der Mondorfer Domdechantshof, das alte *predium*, in dem Augenblick zum *curtis* wird, da Tochtergüter abgesplissen werden und der Haupthofcharakter urkundlich festgelegt wird⁸⁸.

Weitergehende Kompetenzen – etwa hochgerichtlicher Art – sind hier jedoch auf keinen Fall nachzuweisen.

Was Eschmar betrifft, so müssen wir es höchstwahrscheinlich dem Sieglerer Bann zurechnen. Im Privileg

Heinrichs IV. von 1071⁸⁹, das die Besitzungen der Siegburger Abtei bestätigt und seine Rechtsstellung klären soll, wird der Siegburger Bann festgelegt und werden drei *curtes* – aus der reichen Anzahl der abteilichen Güter *nur drei!* – genannt, nämlich Sieglar, Geistingen und Oberpleis. Sie müssen sich daher durch eine besondere Stellung ausgezeichnet haben, nämlich durch die ihnen unterstehenden Gerichtsbanne, die ausdrücklich im obengenannten Diplom Erwähnung finden: *tres curtes ad montem pertinentes Lara, Geistingen, Bleisa cum suis bannis*.

Welcher Art war nun ihre Gerichtsbarkeit? Da sie dem Siegburger Burgbann gleichgestellt werden, müssen wir annehmen, daß auch ihnen die Hochgerichtsbarkeit zustand bzw. von Siegburg aus gefordert wurde. Dazu lesen wir in der Gründungsurkunde von 1075⁹⁰, daß alle abteilichen, d. h. zur familia des Klosters gehörenden Personen, die innerhalb von 4–5 Meilen⁹¹ wohnten, zum abteilichen Gericht am Fuße des Michaelsberges zu kommen hatten. Das Gericht tagte an drei Tagen im Jahr. Die Eschmarer mußten mit den Sieglarern, den Troisdorfern, Mendenern und Meindorfern am 1. Gerichtstag erscheinen⁹².

Der abteiliche Vogt urteilte über Blutvergießen (*effusio sanguinis*), Diebstahl (*furtum*), Friedensbruch (*violata pax*) und Erbstreit (*hereditatis contentio*) – ein Katalog hochgerichtlicher Entscheidungsbefugnisse.

Während in der vorgenannten Gründungsurkunde vom Gerichtskreis innerhalb der Vier- Fünfmeilenzone die Rede ist, spricht das verfälschte Diplom Heinrichs IV. von 1071 vom neuerrichteten Siegburger Burgbann und den wahrscheinlich schon zur pfalzgräflichen Zeit bestehenden drei Bannen. Hierin ist der Versuch der Abtei zu sehen, die Gerichtsbarkeit von der familia des Klosters auf alle Ortsansässigen innerhalb der Gerichtsbezirke auszuweiten und somit eine andere Territorialmacht auszuschalten⁹³.

Fragen wir in diesem Zusammenhang nach den Banngrenzen des Sieglarer Bereiches, müssen wir gestehen, daß wir dieselben bisher nicht im einzelnen belegt finden konnten. Wir gehen aber sicher nicht fehl, wenn wir annehmen, daß der spätere Landgerichtsbezirk, der sich mit dem alten Kirchspiel Sieglar deckte, aus jenem Bannbereich hervorgegangen ist⁹⁴.

Wollen wir also die Entwicklung der rechtlichen Verhältnisse Eschmars verfolgen, müssen wir im folgenden unser Augenmerk auf die Ereignisse im Sieglarer Bannbezirk richten.

Schon im 12. Jahrhundert zeichnete sich ab, daß die Siegburger Vormachtstellung im Sieglarer Raum eine merkliche Minderung erfuhr. Eine neugegründete Territorialmacht legte ihre Hand auf weite Teile der unteren Sieg: das Grafenhaus Sayn bzw. die Herren von Löwenberg.

ESCHMAR ZUR ZEIT DER LÖWENBERGER

Allgemein wird angenommen, daß der Sayner Herrschaftsanspruch auf weite Gebiete des alten Dekanates Siegburg von dem Amt des Untergrafen im Auelgau abgeleitet werden kann⁹⁵. Dazu wird wiederholt die

Eschmarer Schenkungsurkunde von 1068 als Beweis aufgeführt. Die Tatsache, daß der Graf (*comes*) Hermann als Inhaber der Grafengewalt im Auelgau (. . . in *comitatu Herimanni comitis in pago Avelgowe*) bezeichnet wird, und die Annahme, daß jener Hermann nicht identisch ist mit dem Pfalzgrafen Hermann, dem Nachfolger Heinrichs des Wütenden, wird als Beweis dafür angesehen, daß die mit der Verwaltung des Auelgaus beauftragten Untergrafen ihr Amt nicht ohne weiteres aufgaben, sondern vielmehr bemüht waren, alle ihre verbliebenen Hoheitsrechte zu erhalten und sie gar noch auszubauen⁹⁶. Ferner wird vermutet, daß als die Nachfahren oder Nachfolger jenes Grafen Hermann die Sayner Grafen anzusehen sind⁹⁷, die erstmals 1139 urkundlich Erwähnung finden, als ein Graf Eberhard und ein Graf Heinrich von Sayn als Zeugen in erzbischöflichen Urkunden auftreten. Gestützt wird diese Vermutung durch die Verbreitung der saynschen Machtforderung im gesamten Auelgaugebiet: Überall dort, wo nicht erstiftische Hoheitsrechte galten (wie im Königswinterer Kirchspiel, in den Burggrafschaften Drachenfels und Wolkenburg, in den Kölner Unterherrschaften Villich und Schwarzrhendorf) oder die abteiliche Immunität Geltung hatte (Siegburg und das abteiliche Ländchen und die Propstei Oberpleis), überall sonst im Auelgau – mit Ausnahme der an die Grafen von Berg gefallenen Gausgebiete nördlich der Sieg – konnten die Sayner ihre Machtansprüche zunächst durchsetzen.

Gegen 1180 kam es dabei zu heftigen Auseinandersetzungen mit der Siegburger Abtei, als die Grafen Heinrich II. und Eberhard II., Söhne Eberhards I., gegen den Protest des Abtes auf abteilichem Boden bei Dondorf auf dem „blanken Berge“⁹⁸ eine Burg errichteten, eine der größten Befestigungsanlagen in ganz Deutschland⁹⁹.

Die Sayner Grafen konnten sich vermutlich auf Erbrechte aus pfalzgräflichem Besitz berufen¹⁰⁰.

Im Neußer Vergleich, der auf Vermittlung des Kölner Erzbischofs Philipp von Heinsberg 1182 zustande kam, verzichtete der Abt auf die Rückgabe des Blankenberges unter der Bedingung, daß eine Reihe von Privilegien der Abtei anerkannt würden, u. a. die Hoch- und Blutgerichtsbarkeit im Siegburger und Oberpleiser Bann.

Dagegen ist von den Bannen Geistingen und Sieglar nicht mehr die Rede. Die Gerichtsbarkeit dieser Bezirke findet mit keinem Wort mehr Erwähnung. Daraus mag geschlossen werden, daß die Abtei sich an der unteren Sieg nur unvollkommen durchzusetzen vermochte. Die Landeshoheit war offensichtlich an Sayn gefallen, die Immunitätsgerichtsbarkeit der Siegburger war auf die Familien des Klosters beschränkt. Im übrigen blieb jedoch die Siegburger Abtei durch mehrere Vorrechte an der Verwaltung und Rechtsprechung im Sieglarer Bann beteiligt.

Wir dürfen also davon ausgehen, daß Eschmar zumindest seit der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts der Sayner Herrschaft zuzuordnen ist.

Nun, das gesamtsaynsche Erbe wurde in der Mitte des 13. Jahrhunderts dreigeteilt¹⁰¹:

Ein Graf Heinrich erbte Blankenberg und Löwenberg. Seine Söhne Dietrich und Johann, die nach dem Tode des Vaters die Herrschaft zunächst gemeinsam übernahmen, teilten sich um 1270 die Regierungsgewalt: Jo-

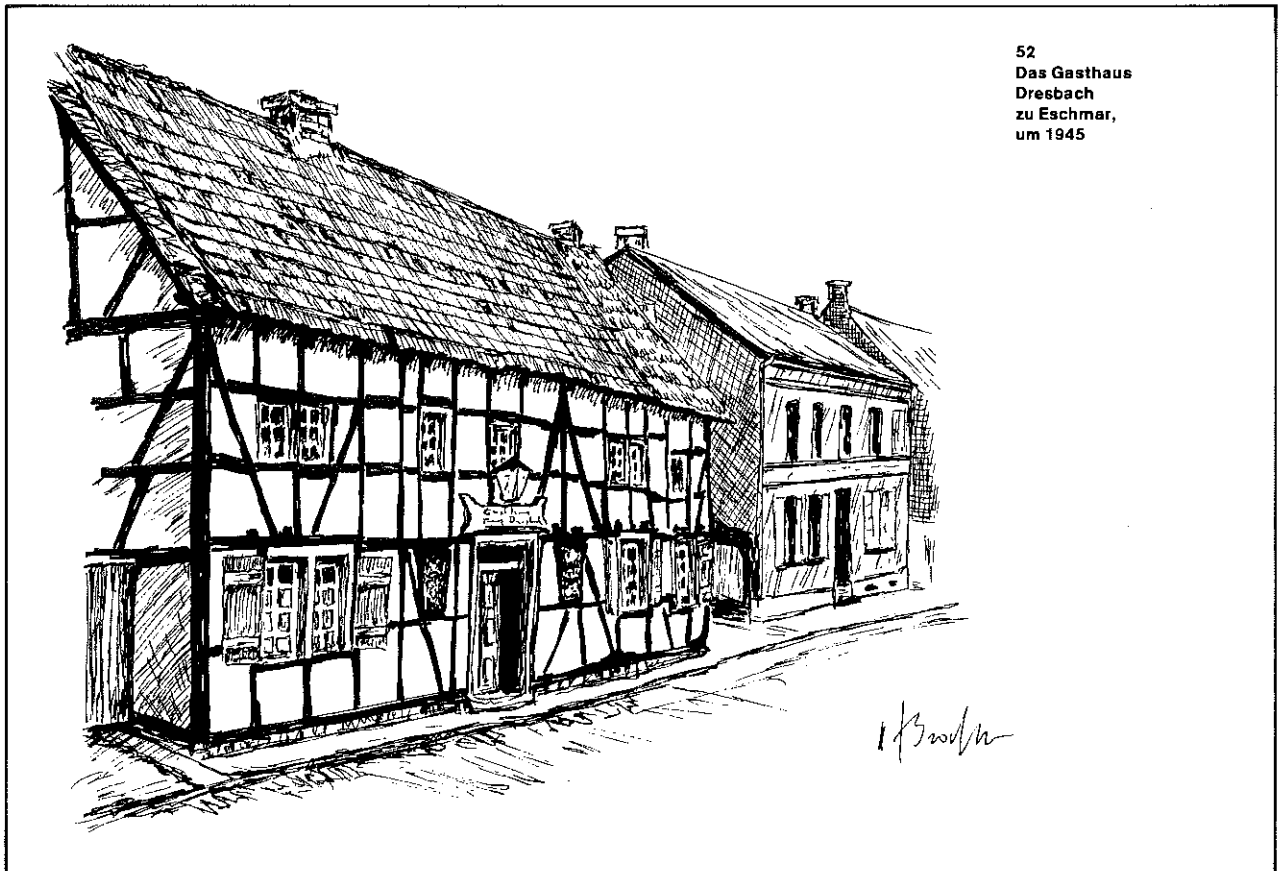
hann übernahm Löwenberg und setzte damit den hoffnungsvollen Beginn zu einem eigenständigen Ländchen, das sich den Rhein entlang und die Agger aufwärts erstreckte und die Kirchspiele Honnef, Niederdollendorf, Oberkassel, Küdinghoven, Rheidt, Niederkassel, Sieglar darin Eschmar, Altenrath, Honrath, Wahlscheid, Overath und linksrheinisch Rodenkirchen umfaßte, ein unzusammenhängendes Gebiet¹⁰².

Johann von Löwenberg muß in Eschmar über Privateigentum verfügt haben, vielleicht über ein allodiales Gut, das trotz der königlichen Schenkung von 1068 aus dem pfalzgräflichen Erben in den saynschen Besitz hin-

sche Besitz auf diese Weise ihm zugefallen sein muß. Er nahm den Titel Herr zu Löwenberg an und nahm das Löwenbergische Wappen in seinen neuen gevierten Wappenschild auf¹⁰⁷.

In dieser Zeit der Löwenberger¹⁰⁸, die bis zum Ende des 15. Jahrhunderts regierten und dann von den Herzögen von Berg abgelöst wurden, stand Eschmar unter dem Sieglarer Gericht, das wiederum seinen Zug nach Honnef hatte.

Wie sich der Landesherr und der Grundherr Recht und Rechtsprechung teilten, erklärt im einzelnen ein Weistum von 1402¹⁰⁹:



52
Das Gasthaus
Dresbach
zu Eschmar,
um 1945

übergerettet werden konnte, denn einer seiner direkten Nachfahren, seine Enkelin Rickarde von Löwenberg, wahrscheinlich eine Tochter Johanns II. von Löwenberg und Schwester Heinrichs II. von Löwenberg, wird um 1361 ausdrücklich als Frau (Edelfrau) von Eschmar erwähnt, als sie mit ihrer vermutlichen Schwester Agnes von Löwenberg, Frau zu Dollendorf, um die Übernahme umfangreicher Güter zu Honnef aus der löwenbergischen Erbschaft stritt¹⁰³.

Eine weitere mutmaßliche Schwester, Irmgard von Löwenberg, 1370 Kanonisse in Essen, bezog gemäß einer unten noch näher erörterten Urkunde um 1389 aus dem Beginenhof zu Eschmar eine jährliche Abgabe¹⁰⁴.

Eine andere Schwester, deren Namen wir leider nicht kennen, war mit Gerard von Stein (Herrenstein) vermählt. Ihr Sohn Johann von Stein, seit 1365 Löwenbergischer Amtmann¹⁰⁵, beerbte 1376/77 seine Tante Agnes von Löwenberg und später auch die übrigen Löwenberger¹⁰⁶, u. a. gegen 1394 die Frau Rickarde von Löwenberg zu Eschmar, so daß der verbliebene Löwenbergi-

Der Abt von Siegburg wird als der Grundherr anerkannt, der Herr von Löwenberg als der Landesherr („die Schefen zu Lair bekennen eindrechtlich einen Abt von Siegburg, dat er ein Grundherr ist in dem Kirßpel zu Lair, und einen rechten herrn zu Lewenberg“).

Der Herr hat die „gewalt“ und verfügt über den „Klokkenslag“¹¹⁰. Als Gewaltherr war er Inhaber der Hoch- und Blutgerichtsbarkeit¹¹¹. Ebenso bedeutet die Verfügungsgewalt über den Glockenschlag Zeichen der Landesherrschaft, der Landeshoheit und Oberherrschaft, die die Untertanen mit der Glocke zusammenrufen, zum Kriegsdienst und zum Gericht fordern kann¹¹². Soweit der Glockenschlag zu hören war, so weit reichte die Gerichtsbarkeit, der Gerichtsban. So fand die Bezeichnung „Glockenschlag“ Anwendung auf den Gerichtsbezirk¹¹³.

Zum Gericht bestellte der Löwenberger Landesherr die Hälfte der Gerichtsschöffen, den Richter, d. h. den Landdinger von Löwenberg, den Scharfrichter, einen der Gerichtsboten. Der Abt setzte die andere Hälfte der Schöf-

fen ein, den zweiten Boten, einen „swigenden Schoulthiß“, einen schweigenden Schultheißen, d. i. ein richterlicher Beisitzer, und stellte Galgen und Rad, Zeichen der Blutgerichtsbarkeit. Die durch das Gericht, besonders das Sühngericht, vereinnahmten Gelder gingen zu gleichen Teilen an den Grund- und an den Landesherrn („dat gelt sullent eyn abt ind eyn here zu Lewenberg gelich (gleich) deylen ind mallich halff hauen“).

Das vorrangige Mühlenrecht stand dem Abt zu. Wir sehen hierin ein Fortbestehen des Regals, des königlichen Vorrechtes, das Heinrich IV. mit dem Eschmarer predium der Abtei vermacht hatte. Der Landesherr durfte seine Mühle nur unterhalb der abteilichen anlegen oder einem anderen genehmigen¹¹⁴, ohne den grundherrlichen Mühlenbetrieb zu behindern, so daß sie „eynem abte an seynre moelen nyt hynderlich sy noch zu wede“.

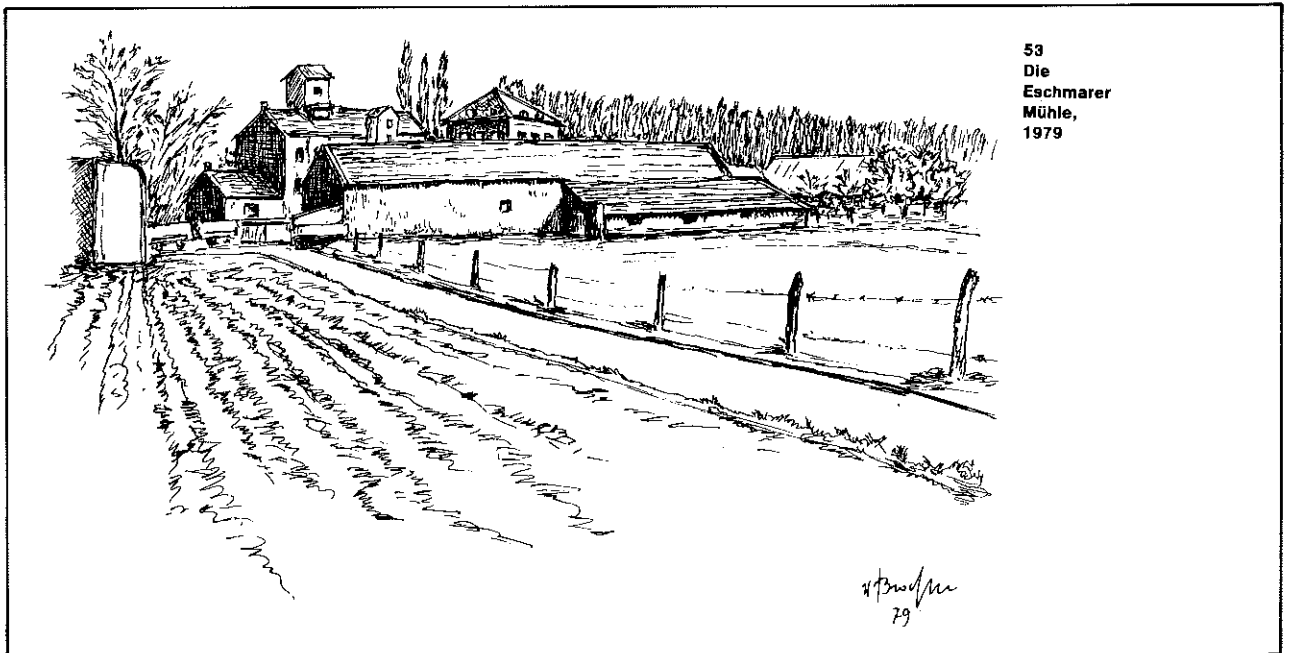
Die Fischerei im „alden wasser“ konnte von beiden Herren wahrgenommen werden. Jedoch gehörte dem Kloster der 1. Fischzug. Wir fragen uns, was mit „aldem wasser“ gemeint ist: Das spätere sogenannte Wehrwasser oberhalb der heutigen Sieglarer Mühle oder die Altwässer längs dem sogenannten Mühlenberg, wie sie noch zu Beginn unseres Jahrhunderts zu erkennen waren? War die Sieg bereits vom Sieglarer Hochufer abgerückt?

Die Fischereigrenzen im Eschmarer Bereich waren oft

war, der aus dem von den landnehmenden Franken in Besitz genommenen und kultivierten Boden hervorgegangen sein mag. Auch scheint es zuzutreffen, daß sich in Eschmar aus dem grundbesitzenden Bauernstand ein ortsansässiges Geschlecht des niederen Adels herausgebildet hat. 1313 lesen wir von einem Ludwig von Eschmar¹¹⁵, der in einer Urkunde der Löwenberger¹¹⁶ unter den Rittern aufgeführt wurde, die sich für den Herrn Heinrich von Löwenberg verbürgten und denen dafür der Landesherr versprach, sie schadlos zu halten. Den Eschmarer Ritter finden wir neben Wilhelm von Droisdorp, Adolf von Menden, Sibelo von Bergheim.

Wir gehen daher davon aus, daß jener wie die anderen mitgenannten Ritter in ihren Orten (beispielsweise Sibelo in Bergheim) einen Gutshof in Eschmar besaß – war es ein freiererbter Besitz, war es ein landesherrliches Lehen? Der Standort des ritterlichen Gutes ist uns leider nicht bekannt. In einer Urkunde von 1378¹¹⁷, den Verkauf einer Rente der Sieglarer Eheleute Hermann Sundach an die Siegburger Abtei betreffend, wird wiederum ein Ludwig von Eschmar erwähnt. Wir wissen nicht: Ist er mit dem erstgenannten identisch, ist er ein Nachfahre?

Jedenfalls findet in diesem Verkaufsakt ausdrücklich der Besitz von Grund- und Boden dieses Ludwig von Eschmar Erwähnung. Ebenso lesen wir in der gleichen Urkunde von einer Jungfrau Stine von Eschmar¹¹⁸.



53
Die
Eschmarer
Mühle,
1979

der Streitpunkt der Bergheimer Fischerbrüder mit ihren östlichen Nachbarn. Auf das Problem der Fischereigrenzziehung muß an anderer Stelle eingegangen werden. Ferner bestimmte das Weistum: Das gesamte Kirchspiel, d. h. der Bannsbezirk, war frei von Akzisen und Branntweinsteuer, nur eine angemessene Vermögenssteuer war den Herrn von Löwenberg gestattet.

In der Zeit der löwenbergischen Landesherrn konnte die Abtei ihre Grundherrschaft festigen und ihren Grundbesitz durch Neuerwerbungen in Eschmar noch vermehren.

Das setzt voraus, daß neben den abteilichen Gütern inzwischen ein ausgedehnter privater Besitz entstanden

Da nun in jener Zeit die Bezeichnung Frau oder Jungfrau nicht auf eine gewöhnliche Bauersfrau angewandt wurde, sondern als Titel zu verstehen war, bleibt zu vermuten, daß auch sie dem niederen Adel angehörte. Elf Jahre später (1389) begegnet uns in einer Verkaufsurkunde eine Stine Richwinstein (Reichenstein) zu Eschmar¹¹⁹ – möglicherweise dieselbe Person nach ihrer Vermählung. Zugleich wird ein „Johann der Arzt von Eschmar“ genannt.

Von ritterlichem Geschlecht war ferner der in gleicher Urkunde unter den Sieglarer Schöffen aufgezählte Bruno von Keyre. Er wird hier, wie bereits in einer Urkunde von 1377¹²⁰, unmißverständlich als Knappe bezeichnet.

Daß sein Bauerngut in Eschmar gestanden hat, erfahren wir aus einer vom Siegburger Abt geforderten Rechnungslegung, die der abteiliche Vermögensverwalter Johann von Zülpich 1396 vorlegen sollte¹²¹. Dort ist die Rede vom Erlös aus dem Eschmarer Gut des Bruno von Keiren – „bonorum Brunonis de Keiren in Eschmar situorum“¹²².

In einer Urkunde von 1389¹²³ lesen wir von „dem Weinberg des Abtes, der früher Bruno von Keire gehörte“. Er lag am Eschmarer Terrassenhang und zog sich „bis in die Aue“ hinunter.

Seit dem 15. Jahrhundert fehlen jedoch weitere Erwähnungen der Edlen von Eschmar.

Eine besondere Neuerwerbung der Siegburger Abtei zu Eschmar war der Beginenhof.

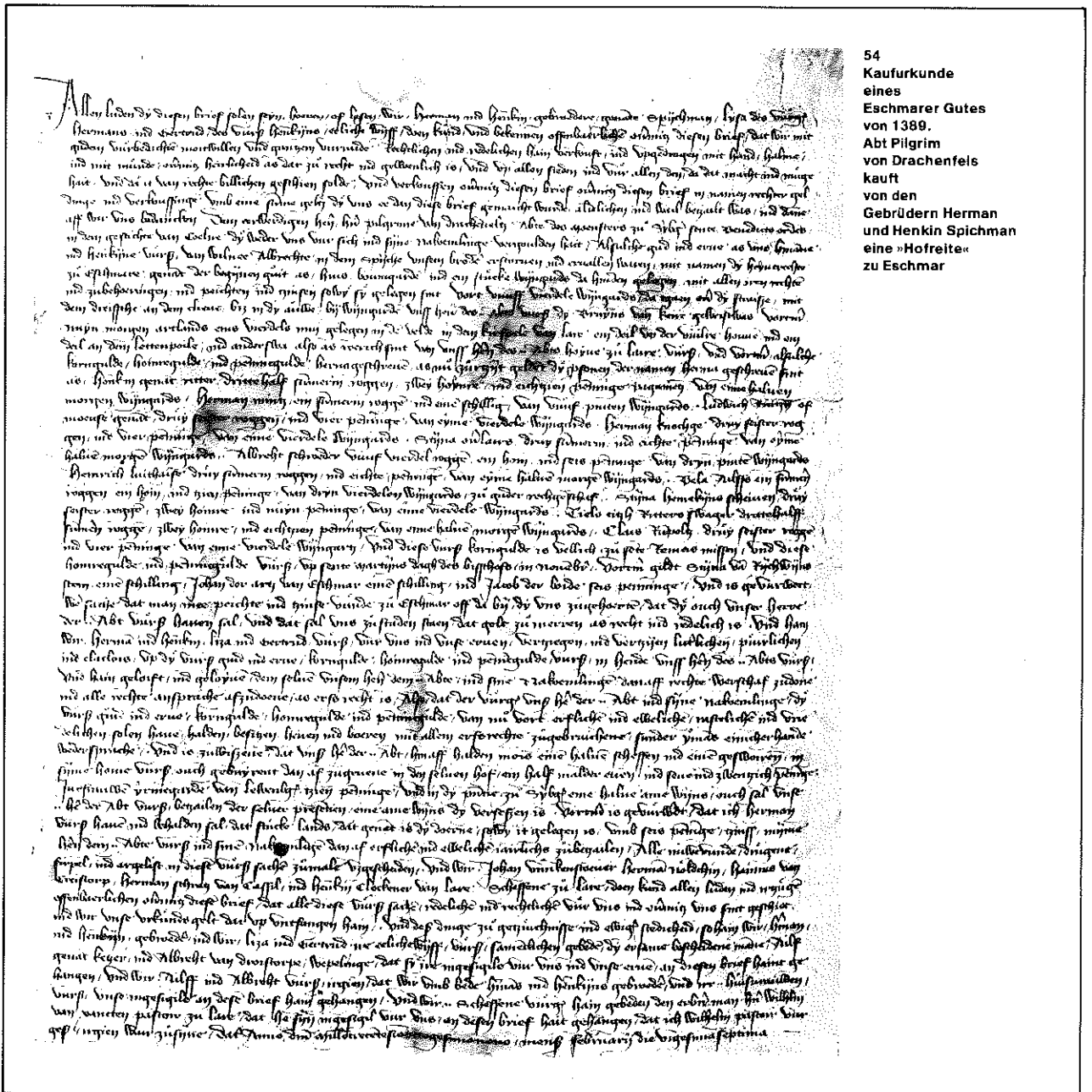
Am 27. Februar 1389 kaufte Abt Pilgrim von Drachenfels von den Gebrüdern Hermann und Henkin, genannt

Spichmann, eine „Hofreite zu Eschmar“, das sogenannte Beginengut, mit Haus und Garten und Weinberg, mit allen Rechten und allem Zubehör, Pacht und Zinsen, verschiedenen Ackerflächen und Weingärten, Korn, Hühner- und Geldrenten.

Die Urkunde hat, übertragen in unsere Sprache, folgenden Wortlaut¹²⁴:

1389 Februar 27

Die Brüder Hermann und Henkin gen. Spiichman sowie ihre Frauen Lisa und Gertrud machen bekannt, daß sie nach reiflicher Überlegung gemeinsam mit Hand, Halm und Mund für eine bestimmte Summe Geld, die ihnen vor Ausfertigung der Urkunde bezahlt wurde, dem Abt Pilgrim von Drachenfels (. . . veltz) das Gut, das sie von ihrem verstor. Bruder Albrecht in dem Spiiche geerbt haben, nämlich die Hofreite zu Eschmar, gen. das Beginengut, mit Haus, Baumgarten und einem dahinter gelegenen Weinberg mit allem Recht und Zubehör, Pacht



54
Kaufurkunde
eines
Eschmarer Gutes
von 1389.
Abt Pilgrim
von Drachenfels
kauft
von den
Gebrüdern Herman
und Henkin Spichman
eine „Hofreite“
zu Eschmar

und Zinsen, ferner 5 Viertel Weingarten über der Straße, mit dem Driesch an dem Clieve bis in die Aue bei dem Weinberg des Abts, der früher Brun von Keire gehörte, 9 Morgen Ackerland weniger 1 Viertel, gelegen in der Gemarkung von Sieglar (Lare), ein Teil up der vuilre houuen und ein Teil an dem Lettenpoile, die von dem Hof des Abts zu Sieglar lehnsrührig sind, verkauft haben. Ferner verkaufen sie folgende Korn-, Hühner- und Geldrenten: von Henkin gen. Ritter 2½ Sömmer Roggen, 2 Hühner und 18 Pfennige von ½ Morgen Weinberg, von Hermann Mintz 1 Sömmer Roggen und 1 Schilling von 5 Pinten Weinberg, von Ludwig Ritz gen. Moeuse 3 Sester Roggen und 4 Pfennige von 1 Viertel Weinberg, von Hermann Knochge 3 Sester Roggen und 4 Pfennige von einem Viertel Weinberg, von Stine Overlair 3 Sömmer Roggen und 8 Pfennige von ½ Morgen Weinberg, von Albrecht Schröder 5 Viertel Roggen, 1 Huhn u. 6 Pfennige von 3 Pinten Weinberg, von Bela Aillfs 1 Sömmer Roggen, 2 Hühner und 10 Pfennige von 3 Vierteln Weinberg, von Heinrich Luithaise 3 Sömmer Roggen und 8 Pfennige von ½ Morgen Weinberg, von Stina Heinekings 3 Sester Roggen, 2 Hühner und 9 Pfennige von einem Viertel Weinberg, von Tiel Titzh, Ritters Schwager 2½ Sömmer Roggen, 2 Hühner und 18 Pfennige von ½ Morgen Weinberg, von Clais Rumpoltz 3 Sester Roggen u. 4 Pfennige von einem Viertel Weinberg. Die Kornrenten sind fällig am 1. 10., die Hühner- und Geldrenten am 11. 11. Ferner gibt Stina von Reichenstein (Richwinstein) 1 Schilling, Johann der Artz von Eschmar einen Schilling und Jakob der Boide 6 Pfennige. Wenn noch mehr den Ausstellern gehörige Zinsen und Renten zu Eschmar festgestellt werden, dann sollen auch sie dem Abt zufallen. Die Aussteller haben auf alle Güter und Rechte in die Hände des Abtes verzichtet und sich zu rechter Währschäftsleistung verpflichtet. Der Abt muß in dem gen. Hof einen Schöffen halb und 1 Geschworenen ganz unterhalten, ferner in dem Hof ½ Malter Hafer und 27 Pfennige, an Jungfrau Irmgard von Löwenburg (Lewen...) 10 Pfennige und an die Präsenz zu S. ½ Ohm Wein und 1 Ohm zahlen. Hermann kann das Stück Land gen. die Doerne gegen eine jährliche Abgabe von 6 Pfennigen an den Abt behalten. – Anwesend waren die Schöffen von Sieglar Johann Vunkenstoever, Hermann Noldchin, Hainnus von Kriegsdorf (Creistorp), Hermann Schratz von Niederkassel (Cassil) und Henkin Clockener von Sieglar. – Es siegeln auf Bitten der Aussteller die Knappen Alf gen. Ketzler und Albrecht von Troisdorf (Droistorpe) sowie auf Bitten der Schöffen der Pfarrer zu Sieglar Wilhelm von Xanten (Xancten). – Datum anno domini MCCCLXXXIX mensis februarii die vigesima septima.

Die Bedeutung dieses Eschmarer Beginenhofes ersehen wir aus den zahlreichen Renten, die das Gut vereinnahmte, ferner aus der Tatsache, daß der Hof für einen Gerichtsschöffen halb aufkommen mußte und einen Geschworenen ganz zu unterhalten hatte.

Wir nehmen verwundert die Unterscheidung von Schöffen und Geschworenen zur Kenntnis. Normalerweise sind beide die Beisitzer beim Gericht. Die Geschworenen waren auf jeden Fall unter Eid gestellt. Es konnten auch Schöffen ohne Vereidigung als Nichtgeschworene bestellt werden¹²⁵.

Wir nehmen an, daß es sich in unserem Falle um die Beisitzer unterschiedlicher Gerichte handelt. So könnte der

Schöffe der Beisitzer beim Eschmarer Bauerngericht sein, der Geschworene beim Sieglarer Landgericht, auch umgekehrt, da in den Eschmarer Urkunden immer wieder von den Schöffen von Sieglar die Rede ist.

Interessant sind auch die vielen Familiennamen in der Urkunde. Es würde jedoch an dieser Stelle zu weit führen, den genannten Namen im einzelnen nachzugehen.

Von den angeführten Flurnamen sind einige noch heute bekannt: die vuilre hoven, im Volksmund als vuhle Hove (= faule Hufe) bezeichnet, ein wahrscheinlich einmal auf moorigem Boden gelegenes, aber urbar gemachtes, fruchtbares Ackerland in der heutigen Gartenstadt; die Doerne, eine im westlichen Gemarkungsbereich liegende Flur (Dörne Kuhl); der Lettenpoil, ein in der Sieglarer Au liegendes toniges Flurstück, in dem wohl einmal ein Tümpel gelegen war.

Der Beginenhof blieb nicht immer in abteilichem Besitz. 1485 wird er als Eigentum der adligen Familie Stael von Holstein auf Haus Sülz ausgegeben¹²⁶. Später (1593) finden wir ihn im Besitz der Familie Leuning zu Honrath im Aggertal¹²⁷.

Im 15. Jahrhundert ist schließlich ein bergisch-herzogliches Gut in Eschmar nachweisbar.

Schon im 13. Jahrhundert wird der bergische Einfluß an der unteren Sieg spürbar: Graf Adolf V. von Berg (1256–1296) nahm sich der wohl ersten Strombauarbeiten im Siegmündungsgebiet an. „Die Sieg, welche in der Gegend von Eschmar und Müllekoven beim geringsten Wasserzuwachs wegen ihres versandeten und flachen Bettes alles in verderblicher Weise überflutete, ließ er auswerfen und durch Dämme schließen¹²⁸.“

1441 gab Herzog Gerhard von Jülich-Berg seine Höfe in Rheidt, Sieglar und Eschmar u. a. an Wilhelm von Nesselrode, Herr zu Stein, in Pfandschaft¹²⁹. Wahrscheinlich hat er diese nicht mehr eingelöst; denn in vorgenannten Orten sind uns seit dieser Zeit solche Steinschen bzw. Nesselrodeschen Höfe bekannt.

Es ist sicher kein Zufall, daß die Herren zum Stein den Eschmarer Besitz des Herzogs zu Pfand nehmen. Waren doch, wie eben dargelegt, die Herren zum Stein durch das löwenbergsche Erbe mit Eschmar bereits verbunden. Eine Besitzzunahme konnte ihnen nur gelegen sein.

Auf den Nesselrodeschen Burghof zu Eschmar muß später näher eingegangen werden.

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts lösen die Herzöge von Berg die Löwenburger in der Landesherrschaft ab:

Schon 1317 verlehnte Herr Heinrich von Löwenberg den Sieglarer Bann mit anderen Bezirken seiner Herrschaft an den Grafen Wilhelm von Jülich. Unter dem Druck seiner Verwandten nahm er das Lehen wieder zurück. Sein Nachfolger Gottfried II. von Dalenbroich verkaufte 1363 das Kirchspiel Sieglar, darinnen Eschmar, an Wilhelm von Berg, allerdings unter Rückkaufrecht, das auch in Anspruch genommen wurde. Im 15. Jahrhundert wurden Teile des Löwenberger Ländchens teils verkauft, teils verlehnt, teils auch in eigener Verwaltung gehalten. Als aber gegen Ende des 15. Jahrhunderts das Löwenberger Geschlecht ohne männliche Nachfahren blieb, konnte Herzog Wilhelm von Jülich-Berg die gesamte Herrschaft übernehmen. Das ehemalige Löwenberger Terri-

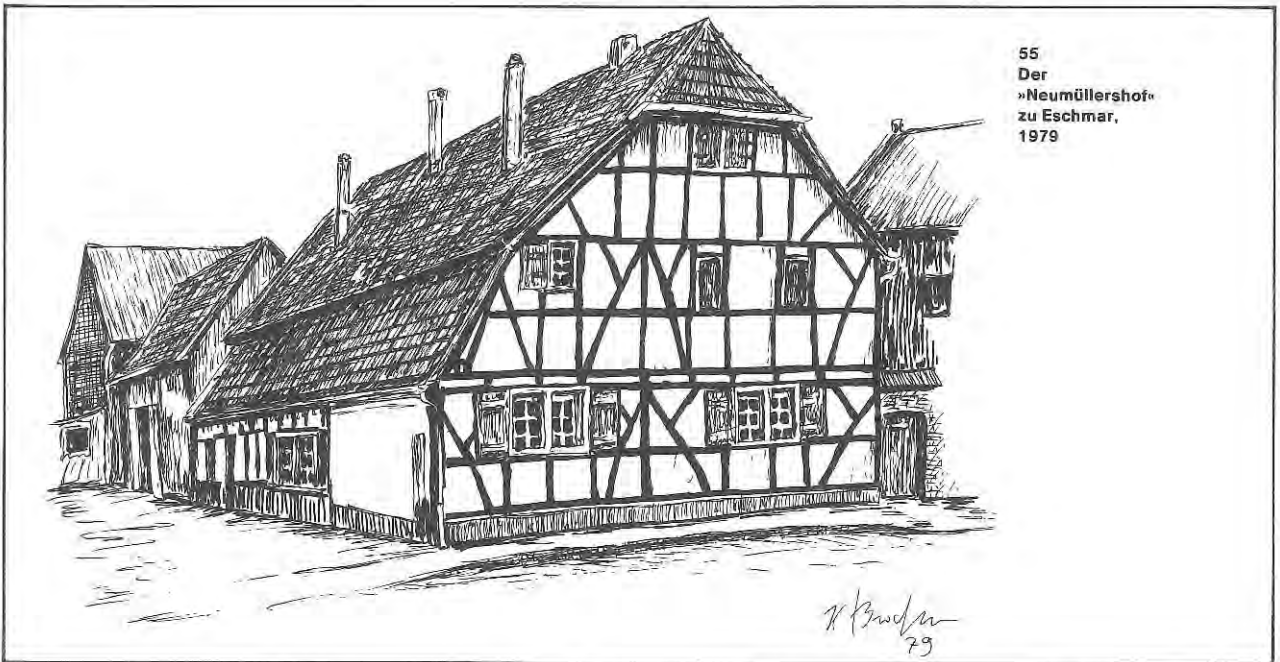
torium wurde zu bergischen Ämtern. Eschmar, im Kirchspiel Sieglar, wie auch die Kirchspiele Rheidt und Niederkassel gehörten fortan zum sogenannten Niederram Löwenberg¹⁰.

Mit dem Beginn der bergischen Herrschaft brechen wir vorerst unsere Betrachtung ab. Die Darstellung der Entwicklung des Bauerndorfes Eschmar soll in den folgenden Heften fortgesetzt werden.

ANMERKUNGEN

- 1 TJH II und IV.
- 2 Geologische Karte von Preußen und benachbarten Bundesstaaten – Preuß. Geologische Landesanstalt. Präsident P. Krusch, (Blatt) Bonn, Geologisch und agronomisch bearbeitet durch H. Rauff, E. Zimmermann II und W. Kegel, 1911–16.
- 3 Geologie der unteren Sieg, in: Brodeßer, H., Heimatbuch Untere Sieg, Oberlar 1976, S. 2–7.
- 4 Vor allem werden 3 Hauptstufen unterschieden: die Hauptterrasse (HT), Mittelterrasse (MT) und Niederterrasse (NT), die wiederum Zwischenstufen aufweisen.

- Fundbeschreibungen. Unter den vielen vorgefundenen Urnen kommt der Buisdorfer Fund, S. 121 und S. 218 Nr. 6 dem Eschmarer Gefäß am nächsten, Vgl. auch Abb. 110 S. 253, Abb. 115 u. 116 S. 255 u. Abb. 118 S. 257.
- 20 Die Sitte der Leichenverbrennung und des Einfüllens der Brandreste in Urnen, die in Hügelgräbern beigesetzt wurden, ist gerade bei uns zur Hallstattzeit und noch zur beginnenden Latènezeit sehr verbreitet gewesen. Davon zeugen große Gräberfelder. Vgl. Hashagen, J., Narr, K. J., / Rees, W., / Strutz, E., Bergische Geschichte, Remscheid-Lennep 1958, S. 29–32.
- 21 Gleichartige Schmuckfunde von Lülsdorf mögen als der schlichte Abglanz einer kunstfreudigen, prachtliebenden keltischen Kultur Süddeutschlands gelten, die ohne Zweifel den Mittelrheinraum und z. T. noch den Niederrhein beeinflusst hat. (Vgl. Marschall u. a., a.a.O., S. 15 u. 16 und Kleemann, Zur ältesten Geschichte der Lülsdorfer Gegend, in: Olligs, H., Lülsdorf am Rhein, 1952, S. 477/478.
- 22 Hashagen u. a., Berg. Geschichte, a.a.O., S. 34.
- 23 Marschall u. a., a.a.O., S. 16 u. 17; Hashagen u. a., Berg. Gesch., a.a.O., S. 34; Petri, Fr., Droege, G., Rheinische Geschichte in 3 Bdn., Bd. I Altertum von Harald von Petrikovits, Düsseldorf 1978, S. 41.
- 24 Hashagen u. a., Berg. Gesch., a.a.O. S. 32 und Marschall u. a., a.a.O., S. 15/16.
- 25 Rhein. Geschichte a.a.O., S. 37.
- 26 Rhein. Geschichte a.a.O., S. 41.
- 27 Marschall u. a., a.a.O., S. 18 u. 19; Hashagen, Berg. Gesch. a.a.O., S. 34–37.
- 28 55 v. Chr. baute Cäsar vor den Augen der Gallier und der ihm befreundeten Ueber in der Nähe von Neuwied eine hölzerne Brücke über den Rhein – für die damalige Zeit eine technische Wunderleistung – und drang in einem 18tägigen Feldzug ins sugambische Gebiet vor und verheerte alle Siedlungen seiner in die Wälder des Berglandes sich zurückziehenden Wider-



- 5 (Geologie der Unteren Sieg, a.a.O., S. 18–21).
- 6 Frostspalten, Eiskeile, ferner sogen. Würgeböden, Brodelböden, Taschenböden. Dazu folgende Literatur: Brodeßer, H., Geologie der unteren Sieg, a.a.O.; Brodeßer, H., Geomorphologische Studien im Niederterrassengebiet des Siegmündungsbereiches, Arbeit zum 1. Staatsexamen an der Päd. Ak. Bonn 1953; Büdel, J., Die räumliche u. zeitliche Gliederung des Eiszeitklimas. Zeitschrift „Die Naturwissenschaften“, 36. Jg., Heft 4 u. 5, 1949; Büdel, J., Die morphologischen Wirkungen des Eiszeitklimas im gletscherfreien Gebiet, Klimaheft der geol. Rundschau, Bd. 34, Heft 7/8; Gagel, E., Die ewige Gefronnis, Zeitschrift Orion, 3. Jg., Nr. 12, 1948; Nienhaus, A., Periglaziale Erscheinungen in der Niederterrasse bei Bonn, Arbeit zum 1. Staatsexamen an der Päd. Ak. Bonn, 1949; Steeger, A., Diluviale Bodenfrosterscheinungen am Niederrhein, Klimaheft der geol. Rundschau, Bd. 34, Heft 7/8; Troll, C., Diluvialgeologie und Klima, Klimaheft wie vor; Troll, C., Solifluktion und Frostklimata der Erde, ebd.
- 7 Koch, G., Eiszeitliche Wirbeltierreste im Siegkreis, in: HbLS, 17. Jg. 1941, Heft 1, S. 8–13 und Hellmund, W., Auch in Troisdorf lebten einmal Elefanten, in: TJH III 1973, S. 97–108.
- 8 Brodeßer, H., Schulte, H., Niederkassel-Atlas, Oberlar 1976, S. 26.
- 9 Die Grube ist heute bereits verfüllt. Sie lag dicht bei der Müllekovener Gemarkungsgrenze neben dem Anwesen Anton Nöbel.
- 10 Das Fundgut wurde dem Siegburger Heimatmuseum übergeben.
- 11 Wird im Bonner Museum Koenig aufbewahrt.
- 12 Befindet sich im Privatbesitz der Familie Limbach.
- 13 Wohl aber von vorfränkischen Siedlern.
- 14 Die vorfränkischen Einwohner mögen die geschützte Lage zwischen den Altarmen genutzt haben, auf die die Franken verzichten konnten.
- 15 Wir können das bei der Namensklärung des Ortes näher erläutern.
- 16 Brodeßer, H., Schulte, H., Niederkassel-Atlas, a.a.O. S. 32/33.
- 17 Brodeßer/Schulte, Atlas, a.a.O. S. 34.
- 18 Herrn Bernd Vielz sei für seine freundlichen Mitteilungen hierzu herzlich gedankt.
- 19 Marschall, A./ Narr, K. J. v. Uslar, R., Die vor- u. frühgeschichtliche Besiedlung des Bergischen Landes, in: Zeitschrift des Berg-Geschichtsvereins, 73. Bd., Jg. 1954 (Neustadt an der Aisch), Abb. S. 196–221 u. die dazugehörigen

- sacher. Ob die Römer bei dieser kriegerischen Operation die Sieg überschritten und unser Wohngebiet berührt haben, bleibt allerdings ungewiß. Als Cäsar zwei Jahre später an derselben Stelle zum zweitenmal den Rhein überquerte, überfielen sugambische Reiter das römische Stand- und Nachschublager, ohne es jedoch gänzlich zu erobern.
- 29 16 v. Chr. setzten sie sogar zu einem Gegenschlag an; sie überschritten den Rhein und fielen auf einem Beutezug tief nach Gallien ein.
- 30 Bei Vilich entstand zu diesem Zwecke ein römisches Marsch- und Sammel-lager, das nur vorübergehend benutzt worden ist, am Drachenfels legten römische Legionäre einen Steinbruch an. Köln gegenüber wurde gleichsam als Brückenkopf das feste Kastell Deutz errichtet. Ob Ober- und Niederkassel auf römische Kastelle zurückgehen, muß noch bewiesen werden. Jedenfalls verweisen Funde der römischen Kaiserzeit auf einen unübersehbaren römischen Einfluß auf das unmittelbare rechte Rheinufer: römische Uferbefestigungen bei Lülsdorf, röm. Waffen, Krüge und Gebrauchsgegenstände und evtl. Mauerreste bei Niederkassel, römische Ziegel mit dem Siegel der V. Legion in Rheidt. – Der Niederterrassenbereich bleibt dagegen fundleer. Vgl. Brodeßer/Schulte, Atlas, a.a.O., S. 35. Als einzige germanische Siedlung dieser Zeit scheint in unserer Gegend ein Dorf am Fliegenberg im Bereich der Heiderterrasse bestanden zu haben, das sich im Hinterland, im Wald und zwischen Sümpfen geborgen, erhalten konnte und sicherlich von den Einflüssen der römischen Kultur nicht unberührt geblieben ist. Gegen 300 n. Chr. wurde es aus uns unbekanntem Gründen aufgegeben.
- 31 Neu, H., Geschichte der Gemeinde Beuel, 1950, S. 6, u. Neu, H., Überblick über die Geschichte und Denkmäler von Stift und Ort Vilich, in: 1000 Jahre Stift Vilich von Dietrich Hördt, Bonn, 1970, S. 10.
- 32 Brodeßer, H., Heimatbuch Untere Sieg, a.a.O., S. 32.
- 33 Weber, Wunibald, O.S.B. Geschichtliche Grundlagen-Siedlungser-schließung des Raumes, in: Künstler/Schneider, Der Siegkreis, Bonn 1959, S. 52/53. – Pater Wunibald Weber wurde 1941 nach seiner Vertreibung aus dem aufgelösten Siegburger Kloster mit der seelsorgerischen Betreuung Eschmars beauftragt. Hier erwarb er sich in den 5 Jahren seines Wirkens große Verdienste. – 1946 kehrte er ins neueröffnete Kloster zurück, wo er 1961 mitten in einer wissenschaftlichen Arbeit über die Geschichte der Abtei Siegburg starb.
- 34 Vgl. Rutt, Th., Land an Sieg und Rhein, Bonn 1960, S. 64 u. 65, 67–71.
- 35 Hashagen, u. a. Berg. Geschichte, a.a.O., S. 44–48.

- 36 Brodeßer/Schulte, Atlas, a.a.O., S. 36.
- 37 Brodeßer, Heimatbuch Untere Sieg, a.a.O., darin: Die fränkische Landnahme und die Gründung und Entwicklung unserer Dörfer, S. 32–35.
- 38 Er selbst überschreibt diese Aufstellung „Nomina locorum veterum et recentiorum, quorum in dictis diplomatis mentio fit.“ (= Namen der alten und jüngeren Orte, die in den genannten Urkunden Erwähnung finden.)
- 39 Levison, Wilhelm, Die Bonner Urkunden des frühen Mittelalters, in: Bonner Jahrbücher, Heft 136/137, Darmstadt 1932, S. 224.
- 40 Wie unsicher ein solcher Datierungsversuch sein muß, geht daraus hervor, daß die Reihenfolge der Dorfnamen im Helmschen Ortsnamenverzeichnis voller Widersprüche und voller Lücken ist. Die Aussage Levisons, daß das Verzeichnis nach der Folge der Ersterwähnung erstellt sei, trifft nämlich nicht zu. Auch fehlen eine Reihe der in den Urkunden erwähnten Orte im Ortsverzeichnis.
- 41 Brodeßer, Heinrich, Heimatbuch Untere Sieg, Oberlar 1976, S. 35/36.
- 42 Levison, a.a.O., S. 255: „hoc est in pago Aualgauhine in villa vel marca quae dicitur Reide ecclesiasticum curtilium cum ecclesia in honorem sanctae Mariae dedicatam.“ Die auf den Auelgau verweisende und der Eschmarer Ortsnennung recht ähnlich lautende Formulierung des Urkundentextes verweist uns auf jene Zeit in der Mitte des 9. Jahrhunderts.
- 43 Levison, a.a.O., S. 240. Vgl. auch: Liber collatorum Dioecesis Coloniaensis saeculi XV, nach Binterim u. Moorem, Die Erzdiözese Köln im Mittelalter, Düsseldorf 1892, S. 551 u. Loersch, Hugo, Zur Geschichte der Herrschaft Löwenberg, in: Annalen, Heft 37, Köln 1882, S. 190.
- 44 Der Grundbesitz des Cassiustiftes lag zerstreut über das heutige Stadtgebiet Bonn einschließlich der Vororte, über das gesamte linksrheinische Vorland bis Brühl, Meckenheim und an die Ahr, rechtsrheinisch über die Rheingorte von Honnef bis Niederkassel, über das Pleiser Land, siegaufwärts bis Dattenfeld; dazu kamen noch mehrere weiter abgelegene Besitzungen. Im ganzen zählten zum Stiftsbesitz 30 Herrenhöfe und ungezählte einzelne Ländereien, Wiesen, Waldungen, Weinberge. Der Grundstock dieser ausgedehnten Grundherrschaft war ehemaliges Bischofsgut, dazu kamen die Stiftungen der ins Kloster Eintretenden und Schenkungen zahlreicher Privatleute. Das Stift geht zurück auf eine Gedächtnisstätte, eine Cella memoriae, der christlichen Märtyrer Cassius, Florentius und Malusius, die im Bereich des Bonner Münsters kurz nach 260 angelegt wurde. (Neuß, Wilhelm/Oediger, Wilhelm, Geschichte des Erzbistums Köln, Bd. I, Köln 1964, S. 60–68). Sie wurde 1928–30 bei Ausgrabungen unter der Krypta entdeckt. Gegen Ende des 4. Jahrhunderts entstand über der nämlichen eine rechteckige Kapellenanlage, die zur karolingischen Zeit vergrößert und um zusätzliche Klostergebäude erweitert wurde. Der Kölner Bischof galt als der eigentliche Regent der dort lebenden Klerikergemeinschaft. Er ließ sich durch einen als abbas bezeichneten Vorsteher vertreten. Die Bonner Abbat, später Pröpste genannt, wurden daher auch als bischöfliche Helfer eingesetzt, sie bekleideten zuweilen das Amt eines Bischofes. Vielleicht gab es bereits im 9. Jahrhundert einen Chorepiskopat Bonn als mehr oder weniger selbständigen kirchlichen Verwaltungsbereich. Spätestens im 12. Jahrhundert nahmen die Pröpste auch das Amt eines Archidiacons wahr, d. h., sie verwalteten die südlichen vier Dekanate der Kölner Erzdiözese. Vgl. Neuß/Oediger, a.a.O., S. 271–281).
- 45 Dittmaier, Heinrich, Rheinische Flurnamen, Bonn 1963, S. 64/65.
- 46 Gegenteil zu Esch das nicht mehr bestellte Dresch.
- 47 Wisplinghoff, Erich, Urkunden u. Quellen zur Geschichte von Stadt und Abtei Siegburg, Siegburg 1964, Nr. B, S. 14; Nr. 11, S. 22; Nr. 12, S. 25; Nr. 13, S. 29; Nr. 14, S. 31.
- 48 Dittmaier, a.a.O., S. 65 und Zitzen, Scholle und Strom – Tiere und Forsten, Bonn 1960, S. 236 und Duden, Bd. 7, Etymologie, Mannheim 1963, S. 144, u. Dittmaier, Siedlungsnamen u. Siedlungsgeschichte, in: Zeitschrift des Berg. Geschichtsvereins, Bd. 74, Jg. 1956, S. 33 und S. 108.
- 49 Esch, Eschbach, Eschenschied, Eschwege, Eschweiler u. a. leiten sich alle vom althochdeutschen ascher – Vgl. Seuser, Friedrich, Rheinische Namen, Bonn 1941, S. 76/77.
- 50 Dittmaier, a.a.O., S. 192–194, u. Neußer, Johann Wilhelm, Die Flurnamen von Troisdorf, Altenrath u. Spich, Diss. Bonn 1955, S. 80.
- 51 Dittmaier, a.a.O., S. 192.
- 52 Nicht zu verwechseln mit den Eifelmaaren, eine Verengung des Begriffes auf wassergefüllte Trichter eroschener Vulkane. Vgl. Duden, Bd. 7, a.a.O., S. 413.
- 53 Die östl. Maar wird schon 1664 im Obermendener Nachbarbuch erwähnt, veröffentlicht durch Scheiffarth, Engelbert, Das Nachbarbuch der Gemeinde Obermendern, in: Rhein-Westf. Zeitschrift für Volkskunde 6/1959, S. 208. 1666 finden wir die Oelsmaar in einem Villicher Kammergedingsprotokoll (veröffentlicht durch Gronewald, Johann, Geschichte u. Satzungen der Bergheimer Fischerei-Bruderschaft zu Bergheim an der Sieg, Siegburg 1927, S. 16). Ferner lesen wir von der Oehlmaar im Meindorfer Nachbarrecht von 1717 (Scheiffarth, Engelbert, Meindorfer Nachbarrecht, in: Rhein. Jahrbuch für Volkskunde 1. Jg./1950, S. 190). Ebenso weisen Karten des 18. Jahrhunderts die Öhls Maar aus, so eine Grenzkarte der „Villicher Länderey“ von 1749 (HStAD, Karten 2466, Vilch 1749).
- 54 Nach einem Rheidter Weistum von 1569 in: Brodeßer, Heinrich, Heimatbuch Untere Sieg, Oberlar 1976, S. 128/129.
- 55 Um 1620 erwähnt, s. Trippe, Peter Paul, Heimatgeschichte von Troisdorf, Köln 1940, S. 255.
- 56 Neußer, a.a.O., Nr. 278, S. 80: 1598 „vom Schorrenstein aber uff die Ma h r Brucken zwischen dem Ullig u. dem Auelrath gelegen.“
- 57 Lück, Dieter, Der Auelgau, die erste faßbare Gebietseinteilung an der unteren Sieg, in: Roggendorf, H. J., Heimatbuch der Stadt Siegburg, Bd. I, Siegburg 1964, S. 223 und 233–246.
- 58 Brodeßer, Heimatbuch Untere Sieg, a.a.O., S. 34: Nach der ersten Besiedlungsphase der Landnahme im 5. u. 6. Jahrhundert folgten der 1. Ausbau des besiedelten Landes mit einem Siedlungsstoß ins Landesinnere über das Pleiser Hügelland bis in die Hennefer Bucht und ins Mucher Land im 7. Jahrhundert, dann die militärische Besiedlung des Windecker Gebietes zum Zwecke der Grenzsicherung im 8. Jahrhundert und endlich der 2. Ausbau des gesamten Siedlungsgebietes seit dem 9. Jahrhundert, woran besonders geistliche Institute beteiligt waren.
- 59 Im Süß – etwa von Rheinbreitbach bis zum Leuscheid – der breite Grenzsaum zum Engersau, im Osten das weite Niemandland zum Siegerland hin; im Norden eine unbestimmte Grenze des Deutzgaues; im Westen allerdings als eindeutige Linie der Rhein.
- 60 Dittmaier, a.a.O., S. 18/19.
- 61 Das althochdeutsche ouwa bedeutet Land im oder am Wasser. – Duden 7, a.a.O., S. 39.
- 62 Im Gegensatz zu den Gauen des romanischen Galliens, die, an die Tradition der römischen civitas anknüpfend, mehr als flächenbezogene Verwaltungsbezirke entstanden – Vgl. Lück, a.a.O., S. 255.
- 63 Vgl. Rutt, a.a.O., S. 80–83: Der Auelgau und seine Grafen; und Der Pfalzgraf und seine Bedeutung für den Auelgau.
- 64 Daneben verwalteten sie ebenso den Bonn-, Zülpich-, Eifel- und Keldachgau.
- 65 Vgl. Brodeßer, Der Auelgau, in: Heimatbuch Untere Sieg, a.a.O., S. 37–39.
- 66 Wisplinghoff, Siegburger Urkundenbuch, a.a.O., S. 6, Nr. 4.
- 67 Lück, Der Auelgau, a.a.O., S. 277/278.
- 68 Unter dem Pfalzgrafen Heinrich von Laach, dem Nachfolger Hermanns, wandte sich das pfalzgräfliche Interesse vom Niederrhein ab zum Mittelrhein und ins Gebiet südlich der Nahe und am unteren Neckar, wo später ein autonomes Territorium gegründet wurde, eben die Pfalz, eines der sieben Kurländer.
- 69 Von 1065 datiert die erste auf das neugegründete Kloster bezogene Schenkungsurkunde-Wisplinghoff, Siegburger Urkundenbuch a.a.O., Nr. 2, S. 3.
- 70 Wisplinghoff, a.a.O., Nr. 8, S. 14.
- 71 Es würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen, wollten wir auf das Problem der Fälschungen der Gründungsurkunden im einzelnen eingehen. Wir weisen daher auf die reiche Literatur, die sich mit der Siegburger Klostergründung befaßt, u. a. auf: Flink, Robert, Die Geschichte von Oberpleis, Siegburg 1955; Weise, E., Die Siegburger Gründungsurkunden und die Territorialpolitik Erzbischof Annos II., Jahrbuch des Kölner Geschichtsvereins, 33, 1958, S. 129–178; Wisplinghoff, Erich, Urkunden und Quellen zur Geschichte von Stadt und Abtei Siegburg, Siegburg 1964.
- 72 Wisplinghoff, a.a.O., Nr. 14, S. 29–32.
- 73 Wisplinghoff, Nr. 22, S. 46–47.
- 74 Wisplinghoff, Nr. 24, S. 49–51.
- 75 Nach Lacomblet, Urkundenbuch, Bd. I, Düsseldorf 1840, Nr. 210, S. 136/137.
- 76 H. J. Engels, Das Fischerei-Privileg an der unteren Sieg, in: HblS Nr. 89, 1965, S. 105.
- 77 „Die Sieg hinuf zu beyden borden bis under sieglohr ahn die hangende Mühl“ – nach einem Villicher Weistum von 1593 – Gronewald, J., Geschichte und Satzungen der Bergheimer Fischerei-Bruderschaft, Troisdorf 1927, S. 7.
- 78 E. G. Zitzen, Scholle u. Strom II, Bonn 1950, S. 151.
- 79 Vgl. Zitzen, S. 147.
- 80 z. B. mit dem Domdechantshof zu Mondorf, Lac I, Nr. 318, S. 211: „predium ... in villa, quae nominatur munnenthorp, situm“. Ebenso in anderen Urkunden – Lac II, Nr. 115, S. 62. Über das Hofesrecht dieses Gutes im Ort oder des Hofesverbandes (villa) berichtet ein Hofesweistum – Brodeßer, Heimatbuch Untere Sieg, a.a.O., S. 147–163. Auch mehrere Rheidter Höfe besaßen ihr eigenes Hofesrecht. Brodeßer, S. 118–124.
- 81 Wie solches vom Mondorfer Hauptphof bekannt ist.
- 82 In Bergheim gab 1287 der Ritter Sybello sein castrum den Grafen von Berg zu Lehen. Lac II, Nr. 833, S. 494.
- 83 Ihn stellt Renier Roidkin 1720 auf einer Tuschezeichnung dar und bezeichnet ihn mit chateau (= castrum) W. Zimmermann/H. Neu, Das Werk des Malers Renier Roidkin, in: Rhein. Heimatbund Jg. 1939, Düsseldorf, S. 59.
- 84 Lac I, Nr. 318, S. 211.
- 85 Levison, S. 255.
- 86 W. Günther, Codex Diplomaticus Rheno – Mosellanus, Koblenz 1822, Nr. 104, S. 210/211.
- 87 W. Günther, Nr. 133, S. 273.
- 88 Lac II, Nr. 198, S. 104.
- 89 Wisplinghoff, Nr. 7, S. 10–12.
- 90 Wisplinghoff, Nr. 8, S. 12–16.
- 91 Das bedeutet ein Umkreis von etwa 30 km – Vgl. Flink, Oberpleis, S. 78, Anm. 168.
- 92 Robert Flink setzt sich mit dem Problem der Banne und der Qualität ihrer Gerichtsbarkeit ausführlich auseinander in seiner Arbeit „Die Geschichte von Oberpleis“, Siegburg 1955. Eine weitere ausführliche Arbeit hierzu liefert E. Sandmann, Die Entwicklung der Gerichts- u. Stadtverfassung in Siegburg bis zum 15. Jh., in: H. J. Roggendorf, Heimatbuch der Stadt Siegburg, Siegburg 1964, S. 301–414.
- 93 ebd.
- 94 Vgl. Flink, S. 72.
- 95 Nischang, Peter, Merten und die Grafen von Sayn, in: Busch, Gabriel, Merten (Sieg) – seine viel liebe Heimat, Siegburg, 1978, S. 75–80.
- 96 Lück, a.a.O., S. 276 ff.
- 97 Sandmann, Erwin, Die Entwicklung der Gerichts- und Stadtverfassung in Siegburg bis zum 15. Jahrhundert, in: Roggendorf, Josef, Heimatbuch der Stadt Siegburg, Bd. I, Siegburg 1964, S. 303.
- 98 Weber, Wunibald, Die territoriale und administrative Raumentwicklung, in: Künstler, Karl u. Schneider, Siegfried, Der Siegkreis, Bonn 1959, S. 60.
- 99 Nischang, a.a.O., S. 79.
- 100 Nischang, a.a.O., S. 80.
- 101 Vgl. Brodeßer, Heimatbuch Untere Sieg, a.a.O., S. 49.
- 102 Vgl. Helga Hemgesberg, Die Herren von Löwenberg, in: Annalen, Heft 180, 1978, S. 12/13.
- 103 Hemgesberg, S. 55.
- 104 Wisplinghoff, Nr. 538, S. 581, und Hemgesberg, S. 55. – Daselbst auf S. 48/49 eine „Genealogische Tafel der Herren von Löwenberg“.
- 105 Hemgesberg, S. 47.
- 106 ebd., S. 47 und 56.
- 107 ebd., S. 47.
- 108 Für die untere Sieg beschrieben bei Brodeßer, Heimatbuch S. 49–55.
- 109 Gedruckt bei Aeg. Müller, Siegburg u. der Siegkreis, Bd. II, Siegburg 1860, S. 229/30; in anderer Fassung in Lac. Archiv VII, S. 315.
- 110 Leider geht aus vorliegendem Quellenmaterial nicht hervor, wer als „Herr“ über den Glockenschlag anzusehen ist, der Landesherr allein oder beide, Landesherr und Grundherr, zugleich.
- 111 Zitzen, I., a.a.O., S. 221–223.
- 112 Zitzen I., S. 220.
- 113 Zitzen I., S. 264.

SU EN SAUPÄNZ

VON WILHELM NEUSSER

DE ELEFTE ÄJPTISCHE PLOOCH

Nä, wat ess fürene sechs-, aach-, zehnjöhrije Quass de Welt jruuß! Un wohin met all däm Jescherr, wat me dobei bruch?

Wat jeht en enn Botzetäsch? Noch mieh wie sechs Näjele, drei Schneckehüsje, ne Zannt von ene Koh, e Kerzestömmelche, e paar Stöckche Koordel, e Schwäfeldösje, e Päckelche Ecksteinbildche für ze Tuusche, zwei jlasere un andert-halev Dotzend ierdene Kniggele, en Hälefte von enem Düürjreff, un, zom Donnewädde, wo ess dann meng Rotzfahn att wedde? – Ah suh, die litt noch ahn de Baach für Kühlingsköpp ze fange.

Un iersch rääch: wo deht me all die lebendije Wondere us Bösch un Baach, von onge un övve de Erd hin? – Sebbe haleve Eieschale us Merleneste, en Eidechs met ohne Stätz, en janze decke Hummel met ene jäleve Ongebotsz, ne jebaschte Moll, ne janze Pöngel Perdshoor, ussem Stacheldroht jetrocke un derwäjen jarantiert vom Stätz.

Un – konnt err schwijje? Hellich un seche? Woort err at ens de lätzte Daach am Hoffweihe? Hadder jesehn, wat doh onger all Steen un Wurzele Feuersalamandere setze? Wenne kenn Angs hatt, dadde met de Been en de Mudd kott, könnde ess metjonn.

Jedenfalls woßden mir zwei, de Johannes von de Tant Traudche un ech, dat füürläufig alleen, dat do de Ahnfang von enem jruuße zolohnische Jaade ze fenge wöör un me dann net mieh am Mohndaach noh Wieße Sonndaach noh Kölle ze fahre bröht. Für dat Jeld könnt me att Foode koofe für all die Dier ze vesorje.

Me sooßen henge de Schüür un soochen att, op de Jaaden ahn, he räächs de Löwekäfig, em Hohndesch Kröh un Paradiesvüjfel un, vellech vom ahle Duur, ene Fauhahn. Hengen am Äng, en de Nöh von de Baach stönnten e paar Aquariums un esu jett für Herring un Haifesch un Schlange – saach, em Brooch hamme doch jestere noch en Blindschleich jesehn –, un et Messbätt könnte me jood für e Terrarium bruche. – Wat nämme me dann für ene Entrett? Zwei Jrosche? Ess dat net ze vell? – Heh, luur ens, Johannes, doh hätt denge Vatte joh noch de Addelsemme stonn! Könnne me dän net jett ömschwänke un für die Feuesalamandere bruche met jet Jras un Loov un Mudd un e paar Steen drenn? Dän witte net esu flöck vemesse, et Addelsloch es doch iersch läddich jemaagt? Doh krieje me seche e paar dausend drenn. – En hondet mosse me seche selevesch hann für en usse zolohnische Jaade. Die andere konne me tuusche... – Drei Stöck füre paar wieße Müüs? – meenste, für zehn krääche me beim Ülesch Will ene Kanariejuhel? – Watt maach de Ohm Josef von de Duuvejass füre Meerschweinche hann welle? – De Oma es seche kott, wemme de Ovend de ljel fange, wa?

Plooch – Plage

*Jescherr – Zeug, Gegenstände
Botzetäsch – Hosentasche
Zannt – Zahn; Schwäfeldösje – Streichholzschachtel; ierden – aus Ton;
Kniggel – Murmel; Rotzfahn – Taschentuch; Kühlingsköpp – Kaulquappen*

Merle – Amsel

*Moll – Maulwurf; Pöngel – Bündel
Stätz – Schwanz
schwijje – schweigen
Hoffweihe – heute nur noch im Straßennamen erhalten*

*att – schon
Hohndesch – Hühnerhaus, -park; de able
Duur – Flurschütz Lohmar*

Messbätt – Mistbeet

*Addel – Jauche
Mudd – Schlamm*

kott – böse

Wie de Addelsemme un de Luff reen wooren, stevvelten me dorech et Werth un de Jrund nohm Hoffweihe. Kohm Wasse drenn, nur decke, jletschije Mudd, heh und doh jrön övvewaaße. Vell Jerömpel, Kappesströnk un stinkich Zeuch drenn. Ävve richtichewäch, wo jett fööchte Stelle wooren em Schatte, onge ahl Brädde, Steenbrocke, Wurzele sooßen se, mänechmohl zwei, drei op eemohl. Noh ener vierdel Stond woore me bes övve de Läddebots voll Mudd, ävve och de Emme woor voll Dier, esu voll, dat bloß noch ene söhke un fange konnt, dä andere moht oppasse, datt se net wedde us däm Emme krabbelten un terre jinken. Et lätz woor et net mieh ze donn, me woßden kohm heemzekomme, andauend kohm een von dä schwazze Schnüssje övve de Rand.

Hengereröm dorech de Jaade, dorech et oppe Fenste en de Schopp, dä och Wäschköch woor met de Kuhl drenn. „Luur, doh hänk noch dä ahle Sack, dän de Oma övve de Klotzekorev jebonge hatt, dän benge me övver dä Emme, bes morje Fröh.

„Wat fressen die Dier?“ – „Au joh, me mossen noch jett Wörem un Schnäcke söhke.“

Für en halev Ennmaachbüch voll Wörrem und Schäcke, net die decke ruude, die fressen se net, brohte me su lang, dat et bahl düste wuurt. – „Vedamp, att de zweite Bloomekuhl ömjedaut, hoffentlich merke de Vatte dat net!“ „Un me mösse och noch Kningsfoode holle!“

Ongewäächs jereete me en e Spell Pennchekloppe met dä Quäss vom Pool, un esu jar de Oma hatt att de Lööch ahn, esu düüste woor et, wie me wedde ömkohme. Für nohm Wierze Loch ze jonn un bahl en halev Roll ahle Droht ze holle – für de Meerschweinche ess der noch jood jenooch –, woor et att ze spät.

–
Ne Telle Brooterpel, ene Rämmel Schwazzbruut met Speckeikooche, e Stöck met Rööpekrock. „Watt, janz wäsche? En de Büdd? – Net de Läddebots en et Wasse schmieße, dann fusselt de Kord esu!“ –

Deefjeschloofe en de Ferijemorje, de ierschte von sechs Woche! – Watt ess dat dann füre ne Spektakel em Hoff? Watt kreetsch dann de Tant Traudche esu? Un de Mama schänk och att! – Nur hüür es, watt dat Maria juh! Watt ess eemohl loss? – Em Ponijel ess am Fenste jespings. Dat moß nävvenahn senn bei de Tant Trudche. – Ov jett met de Oma ihre Jeeß ess? – Met de bläcke Fööß de Trepp erav, en de Hoff, noh nävvenahn jespings: „Bäh!“ schreit et Maria, „heh em Spind senn ere och e paar.“

Himmelallewelt! Doch net uss Feuesalamandere? – En de Jaade, henge de Bonneröhm heer, von hengen dorech et Fenste en de Schopp: doh steht de Emme. De Sack noch drop. Ävve esu leech! – Läck mich em Jaade! Kenne eene Stätz mieh drenn!

Ävve em Ferkesstall, bei de Jeeß, ongerem Köcheschaav, en de Kollekes, em Ohm Jered senge Schluffe un wo noch all!

Am drette Daach donoh hätt de Tant Traudche de lätzte Feuesalamande em Schloofzemme von de Oma jefonge, dä woor att halev vedrüh.

De Tant hätt mennestens fönnf Pond vespellt, weil se e paar Daach kenne Jrömmel mieh ässe konnt. Ode hatt se esu jar de jääl Färrev?

De Johannes krääch jehürich Klöpp. Me Vatte dräht sich luute eröm, wenn jet von dä Dier jesaht wuurd. Doref ich sehn, datte am jriemele woor ode net? – De Oma schöddelt döckesch de Kopp un hatt dann an jedem Ooch en Heerd Fahle. Dat heesch: se hatt zebasch Spaß un wohl et net zeeje, un mem ierschte Enntrettsjäld für de Zolohnische mohte me waade bes . . . !

stevvele – stiefeln, stolzieren

Kappesströnk – Koblstrünke

Kuhl – hier Waschkessel

Klotz – Glucke

Rämmel – Kante, dicke Scheibe Brot

Ponijel – Nachthemd

Bonneröhm – Bohnenstangen

Köcheschaav – Küchenschrank

Jered – Gerhard; Schluffe – Pantoffel

vespellt – verspielt, abgenommen

jääl Färrev – Gelbsucht

luute – dauernd, immer

jriemele – verschmitzt lachen

döckesch – oft

zebasch – reichlich

ET BLETZ

Et Jriet un et Dröck senn en Ihre alt un jries wuuede. Aach Köngde hätt et Jriet jruißjetrocke, sechs et Dröck. Un ihr Kerls liejen at lang om Kerchhoff, un de Köngde senn ussem Huus un vehieroot. Su hann die zwei vell Langwiel, wenn se och, wie et Jriet, bei ene Doochte, oder om Hoff, wie et Dröck, vesorch senn.

Vell arbeede konnen se och net mieh. De Knoche senn inne at jood stief, su dat esujar et Strömpstrecke at schwerfällt, et Dröck hüürt emme schlächte – „nä, nä, Jriet, vom Pastuur senge Prädich hann ich wedde jeen Wooed vestande“ –, dem Jriet fällt et Loofe schwer.

Dröck – Gertrud

jeen – nicht ein einziges

So donn se et leevs jet setze un klaafe. Se bruchen nämlich blos schräch övve de Jass für ze Nohpere.

Es et Wädde schön, deut et Dröck mierschtens erövve nohm Jriet, e Dooch öm de Kopp, noh vüüren jeböck, de Häng om Röck.

Jewöhnlich setz et Jriet at parat op ihre Plaaz: zweschen Huus un Schüür jeht et e wennich berchahn enn en Spetz, en die de Sonn net ze jählich un de Wönk nömme kütt. Doh litt en ahl Walz, ohne Böhm, ävve noch nem Setzbrett dropp. Onge dafüür es ene Klotz jestipp, dat de Walz net eravrollt. Et Jriet hät at zwei Kesse doh lieje un setz zeräch.

„Saach, Jriet“, schraatelt et Dröck, esu hatt – weil et seleve su doof es –, dat meret bes ahn de ahl Scholl hüürt, „uss Hohnde läjen den Daach jeen Ei!“ Et knöddelt sich seng Koppdooch ongerem Kinn neu, wösch sich met de Mau et Dröppche von de Nas un knaatsch: „Jriet, du häs me doch jeroode mem Opjesätze. Meng Jeecheltekornde senn esu jazz wie en Sau! Un usse Pette – de Knääch – dat Ferke, hät me wedde de ganze Schloht freiß!“

Et Jriet trüüs et, dann hät es seleve jett ze kühme: „Dröck, de Katz hät me at wedde zwei Pöllche jehollt, un eent hät de Klotz duudjetredde. Jetz hann ich blos noch eent un vier Hahneküche, ich jlöven, ich moß noch en Klotz setze.“ Wo et bletze bliest? – Ah su, et kütt kee Wedde.

Ävve wenne henge de Schüür luuren däht, wößt er, wat jlich kütt. Doh hutschten nämlich de Hannes, de Jüpp und de kleen Williche, su en ellef-, zwöllevjöhrije Saupänz. Die hann am Oovend zofür ene Näjel en de Klotz onge de Walz jeschlage, ene dönne Droht dranbonge un fein strack öm de Schüüren-eck jelaht. Jetz trächen se dodrahn, un ganz pö-a-pö rötsch dä Klotz op Segge. Se konnen jrad noch op de andere Strooßesegg spreng un esu donn, äs wenn se de Schossieh eropköhmen.

Doh rötsch et Dröck met enem kleene Fupp jet mieh noh hengen op dem Setzbrett, dobei kritt de Walz ene kleene Däu noh vüeren, et Jriet un et Dröck krien et Övvejewich un kippen met enem haade Juuz noh hengen erav en de Honnichnessele.

Luurt net, wie de Walz fürahn rollt, dat andere Beldche es vell schüüne. Die zwei Wieve werfen de Been en de Hüh, un doh bletz et, un dat net ze knapp. Se hann allebeeds wieße Lengebotze ahn met lange Been un Spetze, ongerem Knee jebonge. Un jood em Foode senn se hengeneröm och noch allebeeds. E Beldche! Doh jövt eret haleve Dörp für!

Un wat die schänge konne! Schaad, dat me dat net schrieve kann un doh-zomohl et noch kee Tonband joov.

Et hät joodjejange, die zwei hann sich net wieh jedonn.

Ich weeiß, ich hätt jehüürich Klöpp vedeent. Ich donn et och net wedde, hellich un seche!

klaafe – ein Schwätzchen halten, viel erzählen

deue, deut – schieben

abl Scholl – Volksschule Kirchstraße

knaatsche – weinen, weinerlich sprechen; Opjesätze – Beeren + Korn; Jecheltekornde – schwarze Johannisbeeren; jazz – bitter, herb

Pöllche – Hühnerküken; Klotz – Brut-benne, Glucke

Wedde – Gewitter

luure – hinsehen, gucken

strack – gerade

Däu – Schub

Juuz – Schrei

Honnichnessele – Taubnessel

„FLATSCH“ ODER AQUIS SUBMERSUS

Womet dähten sich eijentlich füür en vierzich, fuffzich Johr de Löck de Zegg verdrieue?

Fernsehe joov et net, Radio och net, e Auto hatt blos de Dokte ode eene von dä Fabrikheere.

Et Johr övve joov et en etliche Festivität: Kermes, Stiftungsfäss vom Hoohns Jeloog, Maiball.

Derheem wuurd de Namenstaach von de Jrooß un Chreesdaach jefiert. Janz vejnüjungssüchtije jinken esu jar nohm Pötzche. Un met et schönste von de Ferije woor de Rochesprozession nohm Selijendahl.

Un dann konnte me noch beinöhks övveall em Dörrep un em Bösch erömlüüze un de jefährlichste Strööfzöch maache, ohn dat me de anderen Daach en de Zeidung stonnt.

Sotndaachs, bei schönem Wädde, wuurd spazierejange. Wemme at jet äld woor, hatt me net emme Loss drahn.

Ävve düsse Sonndaach hatte me Loss drahn. Me hatten nämlich jet em Vesp-räch! De Ohm Jerred von nävvenah wohl vom Aachedich ahn met us Böötche fahre! De Motte un de Tant Traud hatten zesamme Röftekooche jebacke, de Vatte wohl am Pilejes Büdche jedem e Ies spendiere, un weil et esu schön wärm woor jewers, dorfte me de Badeahnzöch metnämme, für am Maieschlämmche jet Kiss ze krabbele.

Chreesdaach – Weihnachten

Pötzje – Pützens Markt

Roches – St. Roches

flüüze – umberstreifen

Jerred – Gerhard

Röftekooche – Streuselkuchen

Maieschlämmche – Fln. in der Nähe des Strandbads

Su daute me loss, ze aach, nämlich Ohm und Tant un dene ihr Maria un ihre Johannes, Vatte un Motte, uns kleen Jriet – senge Poppewaage net ze vejesse – un ich selevech.

Me jinkten lans de Werth, de Bachstrooß erav, unge de Bahn her, e Stöck övve de Letten un op de Aache loss. Un de Sonn meent et jood, bahl zo jood.

Wemme jekonnt hätten, et Iesmännche hätt mennestens dreimohl dohsenn mösse. Ävve lans de Naas, et kohm ere keent.

Un kenne Fasan ze sehn, et Kohrn at ze huh für Flöötche ze maache, et Wasseloch fürem Bahndamm usjedruch un kenn Kraade un Salamandere mieh doch, esu jar de Zolepesch Honk leet sich net zärrje.

De Ohm hatt de Hoot en de Nacke jestipp un moht sich alle Oogenblecks de Pläät wösche, un et Kammesohl hatte mem Ströppche op de Spetz vom Spazierstock övve de Rögge hange.

„Pass op, Jered“, säht de Tant, „un loss et Kammesohl net en de Dreck falle, du häss denge beste Ahnzoch ahn!“

Un dann woore me endlich doh ahn de Aache. Die Fraulück dähten ömständlich en Däck spreede un et Koochejescherr uspacke, un mir leefen ze drett an et Büdche sechsmohl für fönnef Penning Ies un zwei Fläsche Bier holle.

spreede – ausbreiten

Esu jar Ies läcke un Kooche schnööse kann eenem lang werde! Un dann wohl de Ohm noch en Rauh seng Bier drinke.

schnööse – naschen

Saht seleve: senn zwanzich Menutten net bahl en Iewichkeet?

Jösses, näh, un dann woor de Pilejesch Lambert jrad ens heemjejange un kohm un kohm net wedde, un „Näh!“ säht de Mamm, „jetz baade un dann en däm naaße Zeuch em Böötsche erömrötsche, dat jitt et net!“

Wie ich ahnfinng ze knottere, luurt se eemohl scheev övve de Brell, un doh woß ich, et woor an de Nagel jebrannt. Wenn se nämlich bletzich wuurd, woret am Äng.

knottere – brummig schimpfen

Endlich kohm de Lambeert wedde. Für fönnef Jrosche krächte me ne Kahn. De Johannes meent, hä möht et iersch ennsteeje un krääch ere e paar jeflapp. „Ich moß et iersch drennsetze für de Ballangs ze haale, du Dämel!“ schannt de Ohm. Dann wuurd et Maria erennjereck, dann ich, un et lätz füpp de Johannes drenn. Der moht tereck ens schöckele.

recke – reichen

Doh jov et at wedde Schänges. „Johannes, du Saupanz, wellste dat wall op-hüüre! – Mann, jävv däm Quass es ene Ballech Wachs!“ spektakelt de Tant. Bes de Ohm de Paddele richtig ennjehange un erusfonge hatt, wie e se bewäje moht, woore me at de haleve Wääch op de Aachedich ahn avjedrevve un hatten e paarmohl en Jusch Wasse övve et Liev un en de Kahn krääch.

ene Ballech Wachs – Hiebe

De Ohm paddelt dan och et iersch op de Dich ahn, ävve net esu noh, wie mir et jern jehatt hätten, dann ahn de Sieborje Segg wedde erop.

Jusch – Guß, Strahl

Em Schilef wooren zwei Duckhöhnche, wie me onge de Iesebahnbröck herfuhren, hätte me jern jehatt, dat ene Zoch drövv wöör jefahre, ävve et kohm keene. Dann schwabbelten net wegg lans et Böötsche e paar Mommellebläade un e paar Knöpp dohzweschen, die at jet jäll wooren, un Libelle juschten uns öm de Köpp un Möcke un Schniedere danzten dorech de Luff ode övveret Wasse. Jäjenövve vom Maieschlämmche stonnt ene Zijeunewage, un wemme de Badebotze ahn hätten jehatt, wöre me seche us em Böötsche en et Wasse jespronge, statt blos at ens de Häng drenn ze hahle.

*Mommele – gelbe Teichrose
Knöpp – Knospen*

Ierlich, et wuurd at emme langwielije, un jrad jemütlich wooret en de bläcke Sonn esu wie su net.

bläck – nackt, unverhüllt

De Ohm hing sich et Sackdooch övve de Kopp un däht at emme langsame paddele. Me wooren noch lang net am Uhlerott, esu jar noch weg von de Bröck, wie e meent: „Me mosse wedde öm, doh vüren es et ze nedderich, doh komme me op de Kiss!“

Sackdooch – Taschentuch

Hä leet et Böötsche drieve.

Wie me en zweihondet Schrett wedde füür de Iesebahnbröck woore, schreit op eemohl de Johannes: „Doh! Ene Fesch!“ un zeech en et Wasse op de Sieborje Segg ahn. Mir drei Pänz lahten uns övve de Kant erövve für ze luure, un et Böötsche laht sich jood deaf noh de Segg. „Heh, doht üch net esu wegg eruslääje, söss kippe me jlich öm!“ laach de Ohm. Hä satz sich jet noh de andere Segg, noch jett, hä moht sich met de Fott esu jar op de Kant sätze.

Fippche – kleine Fische

Un tatsächlich, doh wooren –, doh wooren ene janze Hoofe Fippche! Me lahten uns noch jet wegge erövve für se besse ze sehn.

Dann schreit de Johannes: „Doh! En schweere Späckjuuv!“ zeech en et Wasse, äs wenn se ongerem Böötsche her wöhl schwemme, mir drei schossen wie op Kommando op de andere Segg, – wo de Ohm – noch – sooß.

Späckjuuv – Fischart

Ävve iehr dat de „pipp“ hätt's saage könne, krääche et Övvejewich, schlooch de Been en de Hüh, un – „flatsch“, fott woore!
 Jraadesu siehr schnöcks de Kahn zeröck, un mir schibbelten om Jebönn eröm.
 Die Späckjuuv? – Jäck, die woor fott!
 En Hand kohm von ussen an de Kant vom Böötsche, dann en Pläät, ohne Dooch, dann e naaß Jeseech met ene oppe Muhl, die iersch noch jet Wasse dächt speie, un dann – schannt!
 Nein, was konnt der Ohm schänge!
 Beim beste Welle, schrieve kann ich dat net.
 En haleve Stonnt späde woore me wedde deheem, mem drüje Badeahnzoch.
 Nävvenahn hing jlich drop e Hämp un de Botz vom besten Ahnzoch op de Ling, de Johannes un et Maria dorften net mieh für de Düür, un e paarmohl klaatschden de Dörre, dat me de Fensterschieve rappele huurt.
 De Mamm moht sich alle Oogenblecks erömdriehe, dat et keener sehe sollt, wie iehr de Buch dächt waggele für Laache, un de Papp hatt stondelang vom Jrie-mele de Fääldeche öm de Ooge stonn.
 Ov de Johannes werkluch en verhafftich en Späckjuuv jesehn hatt?
 Froocht en doch seleve!

schänge, schannt – schimpfen, schimpfte

JUNG, WENN ICH ÜCH KRIEJE!

Weswäjen donn sich Nohpere, die sich von Könk ahn kenne, männechmohls von hüek op moorn net mieh beluure?

Et ess zom Laache, wemme dat hüürt. Ode iehr zom Kriesche?

Denkt ens: vüür sebben, aach Johr hatten de Hein un de Franz Knies krääch, weil – tschü, me kann bloß de Kopp schöddele, wemme dat hüürt. Also, däm Hein seng Lissje hatt ze Kovvelenz seng Schweste besoohk. Die zwei Fraulöck wooren jätt Schaufenstere beluure jejange, un doh hatt dat Lissje e Blüsje jefonge, „also, hüür“, säht et deheem für de Hein, „sujett von Blüsje, dat häss de noch net jesehn, un dat könnt ich op –“.

De Hein hatt noch wahl en zehn Menutte hüüre mosse, wat für e Wonde von enem Blüsje dat woor jewers, un bloß für achtzehn Marek. Alles andere hatte suwiesu net metkrääch, un wie e johzegg's och noch ess ze Woort kohm, un säht: „Dann schriev doch dem Nies ze Kovvelenz, et söhl deret lüüse jonn un et et nächstemohl metbränge“, doh säht et Lissje: „Ich hann et joh att metbraht!“

Jezz sedd'er paff, wa?

Waat, jlich sedd'er noch mieh paff.

De andere Morje, wie de Hein un de Franz wie emme zesamme mem Ratt noh de Polleve fuhren, vezohl de Hein däm Franz dat Stöckelche met dä neue Bluus, tipp mem Fenge ahn de Schlöf, äs wenne hätt saage welle: „Die Fraulöck hann der ene Zortier met ihrem Öm- un Ahnhedonns, do deste se et bess jeweerde losse.“

Wie e noch am laache ess, säht de Franz: „Du meens doch net dä bonkde Lappe, met däm de Lissje jestere Nommetaach bei mengem Kättche woor? En däm et uussüht wie e muuzich Hohn? – Et Kättche hätt des Ovens für mich jesaht, dat et sich wondere dächt, wofür et Lissje att de Somme Fasteloovenskrohm dächt koofe.“

Dem Hein kohm et heeß de Hals erop, wie e dat huurt, hä maht de Muhl op un wedde zoh, ävve e Woort jesaht hätte zegg der Zegg für de Franz net mieh, wennichstens net mieh en Fröndschaft.

Un wat dann et Ovens et Lissje all jesaht hätt, un de anderen Daach et Nohpersch Jriet, un dann de Karel un et Annche, un de Wieß Möhn, un de Hippe Hännes, un et Billa un senge Mann, un . . . , also, dat jööv ene Booch voll, un en Kermes ess nix dojäjen, un övvehaup, un kuurt un jood, „dat Jesocks beluure me net mieh!“

Stellt Üch dat füür: ejaal nöngunvierzich Johr, bes op e paar Woche Ongescheed, wooren de Hein un de Franz alt, en de seleve Strooß op de Welt komme, hatten wiewell hondetmohl en een Kühlche jepiss, wooren zesamme noh Scholl jejange, zesamme op de Polleve, esujaar en Zegg zesamme nohm Kam-

*Nohpere – Nachbarn
 Könk – Kind*

Nies – Agnes

muuzich Hohn – Hubn in der Mauser

Jesocks – Pöbel

mis un em Kreech jewers, hatten en eenem Moond jehieroot, ze jliche Zegg e Hüüsje gebaut, genau jänenöwve, wobei se sich wer weëß wie öffjäjenseggich jeholefe hatten, un hatten esu männechmohl zesamme jedraage ode jeschleef, genau wie ihr Wieve, wat et Lävve jebraht hatt, un sich och att ess zesamme volljesoffe, wenn et inne dohnoh woor un wenn et sich maht, un dohnoh derheem deseleve Schrübb krääch, wie sich dat von selevs vesteht, wenn me su lang esu noh beieneen wonnt. Söss wöör me joh kee Minsch mieh.

Wäjen enem Achzehn-Mareks-Blüsje woor dat nu op eemohl all zeresse. Vestoht e dat? Näh? – Ävveret woor esu!

Un mir Pänz woßden dat och all, dat se sich net mieh beluure dähten un de Muhl net mieh jonnten.

Wenn de eene nohm Hippoteles jink, leef dä andere nohm Ovveloor en de Kerrech. Wenn et Kättche mem Berekhüesch Fritz Knies hatt, jink et Lissje zom Frack bei däm de Melech holle. De Brüütche dorften net mieh em seleve Ovve jebacke senn, un et woor von ussem Herrjott Unrääch, dat se emme noch zor seleven Zegg Rähn ode Sonnescheng hatten.

Un wie däm Hein senge Quass esu schlemm de Röddele hatt, dat de Pastuur komme moht, heesch et jänenöwve: „Usse Herrgott witt wesse, wänne stroof!“ Dofüür reffen sich e halef Johr späde, em Herevs donoh, de Hein un et Lissje de Häng, wie iersch et Kättche mem Blinddarm en et Spidohl moht un dem Schoenen ongeret Metz, un jlich drop ihre Karelche mem Ratt de Tervel schlooch, e Been zebrooch, un de Franz zweihondet Marek Schadenersatz moht bläche, weil dä Panz frehändisch woor jefahre un bei Schwellenbachs en et Schaufenste woor jeroode.

Von doh ahn schott et Kättche et Botzwasse bloß noch fürem Hein sengem Huus en de Joss, un de Hein schnapp dem Franz seng Katz un vesööf se, un et vejink net männeche Woch, dat se net jet Neusch fongen, „für et dänne Dräcksäck jänenöwve“ ze zeje.

Un mir Pänz hatten ene Spaß! Un net bloß mir Pänz!

Eenes jooden Daachs, ode woor et att Ovend? Jedenfalls att düüste, kuurt noh Meertesdaach, doh sooße me ze fönneft, de Päul, de Fränzje, de Köbes, de Schöch un ich en ussem Stand Elef, huh en ene Eech öwve de Baach, de Streckleede enjetrocke, un hatten Jeheimsitzung. Ävve et woor unjemüütlich kalt en dä Hött doh ovven, wo et jehürich erentrook.

Doh meent de Schöch, et kann och de Päul jewers senn: „Bei dänne zwei ess lang nix mieh loss jewers. Solle me noch ens jett ahnstevvele?“

„Au ja!“ – Me woßden terek, wer met dä zwei jemeent woor. – „Ävve wat?“

„Ahn de Laad kloppe!“ – „Nä, Klimpemännche spelle!“ – „Jeck! Mostet ahn de Dürklink schmerre, ode Kohdress!“ – Bloß eene laach dodröwve.

Doh säht ene andere: „Me möhten ene met enem Droht jäjenseggich de Huusdörre fassbenge!“

„Wie soll dat dann jonn?“ wohl de Fränzje wesse. „Hässde dann esu ene lange Droht?“ frooch de Päul. Un de Köbes hatt Nuut un säht: „Wo doh jraad fürem Huus en Jaaslatösch steht!“

„Doch“, säht de Schöch, „ich klemmen erop un bloosen dat Strömpche uss. Un wemme ferdich senn, maachen ich et och wedde ahn.“

Et jink loss. Von hengen bei uns dorech de Jaade en de Schopp. Doh looch en ganze Roll ahle Spanndroht, weil de Vatte jrad ene neue Zong jetrocke hatt. Der woor starek zebasch un och lang jenooch.

De Päul un de Fränzje jinken en Zang un e paar ahle Lappe holle, un en jood zehn Menuutte troofe me uns net wegg vom Hein un Franz ihre Hüüse henger enem jruuße Näjelchesstruch.

Die Strooß woor kohm en hondert Schrett lang, op jede Segg genau en Dotzend Hüüse, de vüürlätzte dovann dem Hein und dem Franz de ihr. Am Äng von dä Strooß kohmen jett Sandkuhle.

Autos? Füür en bahl fuffzich Johr? Enn esu enem Jässje?

Ävve de Strooßelamp jrad fürem Franz sengem Huus! „Fränzje, jank ongen an de Eck. Du, Köbes, stells dich hengen beim Schniede en de Düür. Wellem, du moß heh oppasse. Wenn eene kütt, dohde flööte. Kuet, lang, kuet! – Un du, Paul, du moß me de Häng haale, dat ich ovven ahn die Stang von de Lamp recke!“

Kee Minsch ze sehe un ze hüüre. Noh drei Menuutte och noch net. „Komm, Paul“, säht de Schöch, „me probieren et!“

Se sprongen esu hörsch wie mühelich op die Latösch ahn, de Paul stalt sich mem Röngen jäjen dä Pohl un hehl de Häng met verschränkte Fengere su für de

Schrübb – Hiebe, Prügel

zom Frack – zum Trotz, absichtlich

Röddele – Röteln, Masern

bläche – bezahlen

jet Neusch – etwas Neues

*Meertesdaach – Martin, 11. Nov.
Stand Elef – Höhenbezeichnung in der
Nähe des Telegrafs*

Näjelche – Flieder

hörsch – leise

Buch, dat de Schöch met eenem Fooß drenn konnt trädde. Ene Schnöcks, doh hinge ahn de Stang, klapp de Jlaasjlock erav, blees et Strömpche us, klapp de Jlockwedde zoh, jetz att em Düüstere, un en haleve Menutt späde hutschdense ze drett, jlich drop wedde alle fönnef henge däm Näjelchesstruch.

Nu mohten me waade, ov sich wäjen dä Lamp jätt däht. – Et däht sich nix. Jetz mohten wedde zwei oppasse, de Fränzje ongen ahn de Strooß, ich ovven. Die drei andere dähten iersch beim Hein ene Lappe om de iese Huusdürrknopp weckelespannten et Äng vom Droht doh dröm. Dann dat selbe Spell met däm andere Drohtäng op de andere Segg beim Franz.

Me hatten Droht zebasch. Mieh wie de Hälefte blevv övverich, wuurd avjepsch un henge de Struch jeschmesse.

„Wellemche, Fränz! Ferdich!“ hoos de Schöch dorech de holle Häng.

„Su, ihr zwei, ihr döreft ahn de Dörre jonn, wemme de Lamp wedde ahn hann. Dann zällen ich bes drei, und dann doht err schelle.“

„Nä, waat ess ene Schlaach“, sähtich, „dat Spell jefällt me noch net. Ühr hatt de Droht ze stramm jetrocke. Der moß e besje dorechhange, söss jonn die Dörre doch övvehaup net op!“

Ne Oogenbleck wooren die vier jan z vedutz, dann säht de Pül, bahl att ze laut: „Mann, Klasse! Du häss Rääch. Wenn dä Droht e besje dorechhänk, hauen se sich jäjenseggich de Dörre füür de Naas zoh!“

Also wuurt een Segg noch ens lossjekrämp un neu fassjemaht, su dat dä Droht jetz e besje dorechhing.

Jlich drop jink de Lamp wedde ahn, die drei juschden henge de Struch, mir zwei hutschden en de Düürhött. „Eins, zwei, drei!“ zallt de Schöch. Fass op de Knopp jedrück: brimm, noch ens, brimmbrimm! Fott, henge de Struch!

Beim Hein konnte me sehn, wie et hengerem Huusdüürfensteche Leech wuurd, ävve de Franz, hä selves, woor et iersch ahn de Düür.

Die jink nur knapp halev ob. Hä moß sich jewondet hann, trook noch ens, leht loss. Em selve Moment maht jäjenövve et Lissje de Düür op, klatsch, wor dem Franz seng wedde zoh.

Dä reß eneus ahn de Klink, reß se dem Lissje us de Häng, paaf, schlooch se bei däm zoh. Dat reß se och wedde op, schreit jlichzeggich: „Hein, Höllep, ich jlööv, der Franz, dat Freese, ess an de Düür!“

Klatsch! Zoh die Düür, die beim Franz halef op. Der schreit: „Waat, du Lomp, ich brengen dich noch en et...!“ Klatsch! Hat de Hein semm wedde zoh- und de seng halef opjeresse.

Noch a paarmohl huurte me von de eene Segg e paar Woort Schänges un en Düür klatschte, dann wedde von de andere Segg.

Mir fönnef wööre bahl jebasch füür Laache.

Un dann huurt et sich ahn, äs wenn en Latz metzen dorech wöör jebroche, et schibbelt jett övve de Strooßesteen, wie wenn de Schmedd Reifenhäuse e ahl Hoofiese onge de Werekbank schmeß.

Dann schreit e Fraumensch: „Au! Pass doch op! Jetz häss de me metzen op de Höhneoogetrodde!“

Dat woor et Lissje.

Op de andere Segg ene Bröll vom Franz. Dä woor, wie op eemohl die Düür esu wegg nohjoov, weil beim Hein de Düürknopp met de Schruuve us dem Holz woor jeresse un op de Strooß jeschibbelt, hengenerövve en de Flur jefalle. Un moht e paar Daach hömpele un sich et räächte – ode et linke – Aschback haale.

Ävve jetz schosse trotz dä Peng eraus op de Strooß, et Kättche hengerem her. Von de andere Segg kohm wie en Führn de Hein un et Lissje, ävve och noch en drei, vier Kerls un Fraulück us de Nohperschaff, die dat Spektakel jehuurt hatten.

Iehr dat de Hein ode de Franz ode ihr Wieve, die e paar Oogenbleck wie ahnje-waahse metzen op de Strooß stonnten, sich en de Woll krieje konnten, woor eenem von dä Nohpere e Leech opjeringe, wat passiert woor, dä fing knochehatt ahn ze laache, dann de nächste, noch mieh, dann de Franz, denn et Lissje, et Kättche. De Hein hoof senge Dörreknopp op, heel en dem Franz dar un laach och esu hatt wie e konnt.

Doh kohm och att eene von dä Nohpere met ene Fläsch Kohrn un e paar Vüelche. Em rubbedidupp hatten se ze alle Mann – un Fraulück – die Fläsch läddich, dauten sich ze fuffzehn, zwanzich beim Hein en de Düür erenn, Ärm en Ärm, och de Franz un et Kättche, onge Jelaachs un Jekreetsch, Kerls un Frau-löck.

hoos – gepreßt leise sprechen

ene Schlaach – ein Augenblick

Freese – Ekel

Hoofiese – Hufeisen

Führn – Furie

Vüelche – Schnapsglas

Un mir fönnef sooßen mem langen Jeseech henge de Strüch. Un wie me merken, dat et us ze kalt wuurt, jinken me wie bedröppte Höhne heem.

Vierzehn Daach späade hatte me Bich.

Wie ich füür de Pastuur Kenntemich säht: „Ich habe fremdes Eigentum mutwillig beschädigt. Ich war unehrerbietig gegen Erwachsene“, frooch hä: „Wann und wo war das?“

Wie ich säht: „Dann un dann, doh un doh“, finge ferhafftig ahn ze jriemele, joof me „für alle anderen Sünden“ drei Vaterunser op un säht: „Das waren keine Sünden. Das wird Dir gutgeschrieben.“ Un scheck mich ohne Tee Absollfo us dem Bichstohl.

Konnt err dat bejriefe?

Bich – Beichte

ferhafftig – wahrhaftig

Tee Absolls – aus ‚ego te absolvo‘

ÄRM AAPE

Zwischen Duuvejass un Lohmarerstrooß stonn en ene Kuhl de Karrasche von de Belljier.

Doh hann fröhe, womühleich etliche hondet Johr lang, all Löck von Doosdoref, die baue dähten, für Hüüse un Schüüre ihre Lehm jejaave.

Die Kuhl heesch et „Wiertze Loch“.

Un dat looch füür en fuffzich Johr, bes nohm zwätte Kreech, janz frei. Waaße däht nix drenn, weil de Lehm bes op de bläcke Kiss ussjerühmp woor.

Von de Berekhüesch Weed her jink et en vier, fönnef Mete steil erav. Doh dähten mir Pänz em Winte Schlidde fahre, wenn et ens e beßje Schnieh joov.

Ongen drenn en däm Loch looch männech Jerömpel un vell Schutt.

Eenes jooden Daachs wuurd ongen drenn en Holzbarrak jebaut, et heesch, von de evangelische Kerrech. Ich nämnen ahn, von de CVJM, wenn et dänn duh att joov.

Jood. – Mir Pänz wooren neujierich, ze sehn, watt doh drenn wöör. Ävve lans de Naas! De Fenstelaade wooren emme fass zoh un en Schaaf op de Düür.

Ich woor noch net en de Scholl, doh jeht an enem Sonndaach Morje, kohm dat ich met de Oma uss de Huhmess deheem woor, et Brandhörnche.

Jlich drop kütt de Feuerwehr ahn. En aach, zehn Mann däuen un trücken de Spritzewaage, de eene et Koppel noch net zoh, ne andere de Hälem em Ärem, ene drette – moß ich mich schamme, et ze saage? – de Botz noch net richtig zohjeknöpp. De Kommandant kütt mem Radd.

Un eene, ich jlööve, et woor de Lindlohrsch Hannes, löck de Fүүrjlock am Waage esu hatt, datt op de Hoffs Weed an de Veehjass de Merle un Kröh stifte jonn. Köh senn keen doh, et ess nämlich Herrevs ode att bahl Winte. Se jöcken von de Veehjass dat Jässje nohm Duur erenn op et Kraadepöölche ahn. Ich well att hengeheer fäaje, ävve doh kritt de Motte mich beim Weckel un säht: „Heejeblevve, du bess noch vell ze kleen!“

Met Zärrije un Bäddele kriejen ich se e beßje op de Duursch Schüür ahn. Un doh sehe me en huhe, schwazze Qualemwolek opsteeje.

„Mann, wat maach dat senn? Doh steht doch nix, de Berekhüesch Schüür ess mieh räächs“, säht de Motte. Un de Vatte, dä et velleech wöß, es noch en de Spätmess.

Noh ener jood halev Stonnd kütt nävverahn de Ohm Jerred von de Strooß en de Hoff erenn un es janz operääch de Tant Traudche jet am vezälle. Soll ich dänn ens frooge?

„Ohm Jerred, weefste, wo et doh jebrannt hätt?“

„Ija. Em Wiertze Loch es de Barrak avjebrannt!“ – „Woor dan doh eene drenn?“ froogen ich. – „Enä, die 32 Quäss, die düss Naach doh jeschloofe hann, wooren all en de Viktoriastrooß en de Kerech. Die 32 Aape senn och vebrannt.“

Ich wuurd wieß öm de Naas. „32 Aape? Hann die ärem Dier dann net jeschreit?“

Doh schöddelt de Ohm mem Kopp un fing knochehatt ahn ze laache. Mir woor et net füür ze laache. Ich jink erenn und kresch.

Bes de Papp heemkohm.

Woheer sollt ich och wesse, dat Aape net schreie, wemme domet Aape meent, die me om Rögge dräht?

Weed – Weide

Schaaf – Riegel

däue – schieben

Merl – Amsel; stifte jonn – weglaufen

fäaje – schnell laufen

Zärrije – Zanken

Jerred – Gerhard

BÄRREM-MÜÜS

Wat es düss Johr de Frooch jood jeroode!

Luurt es, wat beim Duur e paar staatse Bärrem nävven de Schüür stonn! Der vomm Kohn es esu jruus wie dem Chress vom Pool seng neu Huus, der vomm Weeß net vell kleene. Bloß die Bärrem von Jeersch un Hafe senn net mieh wie halev esu huh.

Doh hätt de Dreschmaschien ävve seche drei Daach ze donn, wenn net vier. Un de ahle Duur hät uss att verode, dat se genau en de Erpelsferieje kütt. Denkt ens! Dann komme me de janze Daach zohluure ode att ens vom Bärrem ahnrecke oder en Schubkaar voll von dänne janze decke Kolleprekätts nohm Dampfmaschinewaage schörreje.

Männehmohl, wenn de Karelche, dä et Füür versorech, jood jedonnes, – vom Kohn –, och ens en Schöpp voll en dat äremslange Füürloch schöppe. Jung, un dann qualemp et! Su huh ahn de Pief eruus!

Blos de Bendesch Jüppche hätt jet ze drieße und säht: „Wenn menge Vatte seng Lokemetiev stoch, qualemp et ävve vell mieh!“

Dä Jeck, wat nötz uss dat, doh könne mier ävve net stoche!

Ahn dä Dampfmaschien, enem bahl zweimannshuhe Kaste op vier breede Ieseräde dräht sich ahn de Segg e ande breed Ieseradd frei en de Luff, e Radd, esu jruuß wie eent vom Hoffs Leuet senge Knollekaar, blos noch vell breede. Dodröbbe lööf em breede Läddeheme wie en langjetrockene Aach op e ande Radd uss Holz am Dreschkaste, wat jet kleene es. Von däm eene Radd bes nohm andere senn et genau sebbezehn Schrett un zwei Föößje.

Doh konnt e üch vüürstelle, wie lang dä Rehme em janze es! Un wemme däm Stöck nohluurt, wore aneneenjenäht es! „Schschschschsch-schlöppschschschschsch-schlöpp“, maht dat emme, wenn et övve et Radd lööf.

Om Dreschkaste stonn drei Mann, nämme die Kohrpöngel von dä Fraulöck ahn, die om Bärrem stonn, schneggen die Strühschleefe op ode die Kordele un schmießen eene Pöngel nohm andere en et Dreschloch. „Racketacketacketack, racketacketack“, zällt dä Dreschkaste de janze Daach esu lang, wie de Dampfmaschien = tschüfftschnüfftschnüfftschnüff – tschnüfftschnüfftschnüfftschnüff“, weeß.

Hengerem Dreschkaste stonn och drei Mann, stölepen alle Oogenblecks ene neue, läddige Sack on ent von dä Schnüütche, e Dotzend em Janze, wo de Weeß- ode Haafekörne wie ene Wassestrohl erusloofe, wemme e Häbelche huhdäut. Mieh wir zwei Vateunse lang duurt et net, bes su ene Sack iersch ene decke Fooß, dann ene decke Ballech kritt un em Rubbedidupp esu voll es, dat meren jraad noch ahm Hals kann krieje un nävvenahn op de Wooch kann schleefe.

Sack op Sack witt zohjebonge, ob de Kaar jeschleef für noh de Möll, un zwei schwer Peerd hann an jedem Waage jenoch ze trække.

Op de ande Segg fleegen iersch vom Bärremfiersch Pöngel noh Pöngel op de Dreschkaste erav, dann eröbbe, dann erop, je kleene de Bärrem witt. Un et blicht net vell Zegg füür de Schweeß avzewösche ode de Dreck us de Naas ze schnüüve, linke Domme op et linke Naasloch, räächte Domme op et räächte Naasloch, su jeschnüüv, su jeschnüüv, met de Mau dolans, ferdich un vüür-ahn, de Dreschmaschien schlenk un schlenk un schött Kohn un speit Bärrech voll Kaaf.

Bes jozege de Tombesch Köbes, dam die Dreschmaschien jehüürt, – luurt, dä hät ene Ballech bahl esu deck wie seng Dampfmaschien – schreit: „Kaffe-paus!“ ode: „Mettaach!“

Dann deht de Karelche an enem Hebel trække, schlapp... schlapp... schlapp... schlapp... schlapp – blicht de Rehme stonn, de Maschien hüürt op ze kühme, de Kaste mäht noch ess „ratt-tatt-tatt-tatt“, un op eemohl es et esu stell wie en de Kerech.

Bes de Dursch Möhn met enem Korev voll Botteramme, Bierfläsche un Kaffedöppe kütt. Dann setze bahl all Kerls un Fraulöck op e paar Strühballe vüür de Schüür un käue un schlenge un vezälle.

Ävve mier Pänz haalen et doh net lang uus. En Botteram es flöck eravjeschlonge, un mieh wie e paar Schluck Bier könne me dänne Kerls net avhandele, dofüür paß de Duhrsch Möhn ze jood op.

Schaad nix!

Dofüür jomme ess om de Bärrem eröm.

Hauwei! Dä lange Jüpp kann att bes ahn de Kant recke! Dä Bärrem witt de Oovend noch all!

Frooch – Frucht, Getreideernte

Bärrem – hausförmiger Getreidestapel

Weeß – Weizen

able Duur – Flurschütz Lobmar

jet ze drieße hann – meckern

Wooch – Waage

Mau – Ärmel; dolans – entlang

Botteramme – Butterbrote

Un dat ess et, wo mir Pänz et miersch drop waade!

Woröm? – Övveläächt ens!

Jetz es et ahnfangs Oktobe. De Jeersch wuurt kuurt noh Jriet jemäht un op de Bärrem jesatz, et Kohn noh Kobes, de Weeß träck noh Hippoteles, un vüür fönnef Woche och de Haafe.

Wat meent e, wiewell Müüs sich zegg dä Zegg en dä vier Bärrem heemich hann jemaht!

Luurt es jood zoh, wenn de Nommetaachs-Kaffepaus eröm es! Dann es dä ierschte Bärrem blos noch drei Fooß huh, un mir Pänz vom Ovvedörep stonn ze mennstens zwei Dotzend öm dä Bärrem eröm, dä alle fönnef Menutte ene Pöngel nedderije witt, jede von uss ene decke Knävvel en de Häng, ongen met ene Krömm drahn. Un uss Botzetäsche senn deck voll Kordelstöcke jestop.

Nu süch! Doh stonn esu jar zwei Weechte met en däm Krees!

Hann ich me doch jedaach! Et Mütt uss de Jass, die rauh Sau, un et Mei. Ahn däm es och ene Jong veloore jejange.

All andere Weechte stonn e jood Stöck zeröck, fuppen jetz att all von enem Fooß op de andere, quetschen de Knee zesamme, äs wenn se en de Botz jemaht hätten, un schnadden un kreetschen vüür jrusselije Freud.

Ävve op die könne me jetz net mieh aachjävve!

Jetz witt et am Kohn lebändich. Doh! Doh es ere een!

Ene Schlaach drop, vom Paul-Jüppche, dä et nöhcks steht. – Donävve! Et Strüh litt noch ze huh!

„Doh! Doh! Om Boddem!“ schreit et Mütt. „En janze decke!“

Paaf! Häut de Düüres drop. – E Jebröll. – De ierschte! – Die kütt ahn de Bärrem-Stang! Un de Düres kritt jlich von de Duursch Möhn e Jlaas Zitsch extra! Un dann es de nächste Reih Pöngel fott, un sebbezehn Müüs senn met de Stätze an en Kohed jebonge, jeede handbreet een. Un en drei, vier hann de Katze jehollt, ävve dat mäht nix.

De drettlätzte Reih bränk att en de achzich kapottjeschlaagene Müüs, un om Boddem vom Bärrem senn Jäng övve Jäng un Löche övve Löche. Me bruch bahl blos noch dropzeschlage, un nohm lätzte Pöngel es de Kohed övve dreschich Schritt lang, un me kriejen bald Krach, weil dat all Dötsche senn, die doh zälle.

Dä eene zällt aachhondetfönnefunsächsich, dä zwätte aachhondetsebbenunsächsich, und de Fränz kütt blos bes sebbenhondetaach. Dä Dreidötsch! Dä kann joh suwiesu net bes drei zälle!

„Vüürahn!“ schreit de Männ. „Et es jlich düüste!“

Jood!

Eene benk et vöddeckte Äng von dä Kohed ahn ene decke, zwei Meter lange Knävvel, ne andere et hengeschte. Alle zwei Schrett jeht eene met enem Stock, dä ovven en Assjaffel hät, die e onge die Kohed stipp.

„Stramm jetrocke! – Huh jestipp! – Vüürahn!“

Noh de Veehjass, op de Schossieh, en de Duuvejass erenn, öm de Berekhüesch Schüür!

Un övve uss schöckelen zweschen dausend Knöddele bahl en nönghondet Bärremmüüs.

Un selbsredend senn die all muusduud.

Ävve dat Jekreetsch, wemme enem Fraumensch en de Nöhde kütt!

Bahl es ere keent mieh ze sehn. Esu jar die Pollevemösche, die von de Schich mem Radd de Veehjass eravkomme un söss frech senn wie Dreck, hann jeme-rek, wat loss es un fahren dorech de Bösch öm.

Hück oovend jehüürt uss et janze Dörep!

Un wie et düüste es, benge me die Leng an eene Segg ovven an de Haagens Schüür un quer övve de Veehjass bes en een von de Barongs Eeche un pissen vüür Stolz all quer dronge övve de Jass.

Sollen de Löck morn morje doch meene, dat hätten de Bärrem-Müüs jedonn!

Jriet – Margarete, 13. Juli

Kobes – Jakob, 24. Juli

Hippoteles – Hippolytus, 13. August

Assjaffel – Astgabel

Pollevemösche – Arbeiterinnen der DN

Haagens Schüür – von Bauernhof am

Ursulaplatz

Veehjass – jetzt Römerstraße

HADDE OCH ENE SCHWIMMINGPUUL?

„Hürt me doch op met däm neumodische Dress“, säht de Hoff's Hänn'es öff.

Un hä hatt esu unrääch net.

Wat heesch dann hückzedaach ene Schwimmingpuul, wenne met jelihntem Jeld jebaut ess, un kee Minsch mieh weeß, wie Schweeßfööß ruche un kenne mieh ene ördliche Möff vedraage kann?

Möff – Mief

Mir hann deheem att fүүr fuffzig Johr ene Schwimmingpuul jehatt met Werßelbad un Trimmdichanlage un Jejenstrom. Un doh hatt kenne Sauna-keerl un kenne Wassebauinschinöör ene Fenge drahn jedonn. Mir brohten bloß drennjeonn. Bezahlt woor och alles, bes op et Wasse.

Et woor ene heeße Daach ahnfangs de jruuße Ferije. En de Huhmess hatten e Deel Keerls att en de Hembmaue jestande, un eijentlich wöör et vell ze wärem jewers für spaziere ze jonn, wenn de Papp net vesproche hätt, om Telegraf e Ies ze spendiere.

„Ävve en dä Basch-Hetz jonn ich net“, säht de Motte, „Mann, loß me wennichstens bes nohm Kaffe waade.“ Un dann däht se och noch jet trödele, un et woor johzeggis fönnef Uhr, wie me losdauten.

Uhr kennt joh dä Wääch: övve de Kroope, lans de Kraadepool, de Sonneberech erop, övve de Ravensberech op de Stand Elef un von doh nohm Telejraaf. Ongewäächs woor nix, wat eenem Moot hätt maache könne. De Erbelezegg woor vebei, de Kuckuck reef net mieh, et Heedekrock woor noch net richtig am blöhe, de Bröömelle noch ze jazz.

Dofүүr hatts de alle Oogenblecks ene Fulstech am Liev hange un mohts öm dich schlaage, un hatts doch de Been un de Hals voll Quieele.

De Motte wuurd emme zewerschte, die ärem Frau konnt sich joh och net ens op e Bierche freue, weil sere keent mooch.

Un wie ich ens uns Jriet, meng sechsöhrijie Schweste, met Dännemöpsje däht schmiefße, fing dat och terek ahn ze quaatsche, und de Motte wuurd jlöhnich welld un hätt mich op Rehme jeresse, wenn se net fürfooßfüürahn hätt de Schweißdröppche von de Stiern mosse wösche, die ihr söss övve de Brell wööre jeloofe.

Jottseidank, ich fong em Heedekrock en bahl ussjewaaße Rupp vom jruuße Bär, su en met feine, lange, brong-schwazze Hoor, sie sich terek, wie ich mem Fenge drahn kohm, wie en Uhrfäde zesamme däht ringele.

Doh huurt et Jriet et Knaatsche op, un och de Motte däht ens hörsch mem Fenge övve die seidije Ruppehoor striche. Un wie se säht: „Nu donn dat ärem Dier ävve wedde op de Erd lääje“, un ich ohne Weddewoort folije däht, vertrook sich et Jewidde wedde uss ihrem Jeseech.

Ävve hingerem Rhing, op de Eefel ahn, konnt me e ande Jewidde opträcke sehn.

Om Telejraaf krääch de Vatte se Bier, de Motte däht ens bei em ene Schluck probiere un vetrook et Jeseech, äs wenn se Jeff op de Zong hätt krääch. Mir zwei lötschten uns Ies, un iehr me feerdich wooren, tribelirt de Motte att wede fүүr heem. „Luur ens, wie schwazz et doh widd!“

Also flöck op heem ahn, dissmohl lans de Manze Bach, wo hüek de Waldparek ess.

De letzte hondet Mete bes nohm Manze Hüsje blees uns de Wind att Bläade, Dännenoodele un Stöbb öm et Jeseech. Me wooren noch net lang beim ahle Manze Ohm, de Motte ihrem Pättche, em Dinge, doh fing et ahn ze schödde, wat erav wohl. Wie lang dat jeduurt hätt, weeiß ich net mieh, vellechen Stonnd. Johzeggis woor et bloß noch jet am dröppche, de Motte krääch ene ahle schwazze Scherem jelielint, un mir tratschden heem, et Prinzewäldche erav un lans de Veehjass. Et leevs wööre me met de bläcke Fööß dorech all die Pöölche jespronge, ävve de Motte hatt Angs öm „die joode Botz“ un dat „feine Folangekleed“.

Wie me deheem ahnkohme, stonnt op de Schossieh noch ene jruuße Pool, un unse Hoff woor noch ene halve „Barongs Weihe“.

Stellt Üch fүүr: me dorften de Badebotz un de Badeahnzoch ahndonn un doh met de bläcke Fööß drenn erömlöofe!

Dat Rähnwasse woor richtig muddelich wärem.

Kohm woore me drussen, säht et Jriet: „Wat rusch dat esu? Wie ene Wassefall.“ Ich flatsch jraad met eenem Fooß en Wassewand an de Höhnepark erenn, dat die Dier en de Hüh spronge, laach un säht: „Du häss se net all! Du wiss ene Wassefall em Kopp hann!“ Doh wuurd et falsch, streck me de Zong eruss un reef: „Du bes e Freese! Ich saagen et de Mama!“ Dat wohl ich net un säht: „Auja! Jetzt hüüren ich et och!“ Un tatsächlich, ich huurt et.

„Dat . . . , dat . . . , dat kütt uss de Wäschköch!“ reef et Jriet. Me sprongen ahn dat Jitte, wat öm dä Treppaffang jemaht woor . . . oh jömmich! Bess bahl an de fönnefte Trett stonnt et Wasse an de Wäschköchedүүr eraus.

Dat Ruusche kohm vom Wasserkrahn en de Wäschköch, dä emme noch leef. Un ene Abflußkanal joof et damals em Ovvedörep noch net, doh leef et Spööl-

Kroope – Krapelsfeld; Kraadepool – kleiner Teich (mit Kröten) beim Waldfriedhof; Sonneberech – Gelände mit Waldfriedhof; Erbele – Erdbeeren; Bröömelle – Brombeeren

Quieele – Quaddeln

Dännemöpsje – Tannen-, Kiefernzapfen Quaatsche – laut weinen; jlöhnich weld – sehr zornig; op Rehme rieße – scharf verteilen

tribeliere – drängen

wasse noch en de Sood, un en de Wäschköch woor en janzen kleene Erdsenk. Et Wäschwasse moht erusjedraaje weerde. *Sood – Gosse*

Oh jömmich, wat nu?

De Vatte kohm eraus un kratz sich henge de Uhre. De Motte schlooch de Häng övverem Kopp zesamme: „Dä Krahn moß zoh!“

Jajoh! – Ich höpp en de Badebotz un met menge bläcke Fööß de Trepp erav – bäh, wat woor dat Wasse kalt!

Ich jink op de öngeschte Trett, dä net em Wasse stonnt, zeröck un säht: „Buh, wie kalt!“ Doh reef et Jriet, dat Oos: „Dä ess wassescheu, dä deht dat net!“

Kamme sich dat saage losse?

Ävve ierlich, wat woor dat kalt!

Wie ich op de deevste Stell vom Boddem stonnt, jink me dat ieskahle Wasse uss de Leitung bes . . . , bes . . . , bes e Stöck övve de Hengesch.

Ich moht janzen quer dorech de Wäschköch bess an de hengere Wand un däht me ne Zieh stuuße an jet un woor endlich am Krahn un dräht zoh. *jet – etwas*

„Wer ess wassescheu, du Quatschkopp?“ säht ich füret Jriet.

Su, un nu? – Rechent ens: wiewell Emmere Wasse wooren en dem Kelle von drei Mete zweiunsebbenzich mohl vier Meter zwölf, zweiunsebbenzich Zentimete huh?

Die hann de Vatte un ich an däm Sonndaach Oovend noch all opjeschäpp un eropjeschleef. De Oma luurt zoh, un holep met enem Schnaps un e paar Kamelle. De Ohm un de Tant von nävvenahn joofen jood Roodschläch, ävve davon wuurd et Wasse och net wennije.

Jlöövde, dat me öm haleve elef baschmoß wooren, wie me de letzte Emme Wasse ovven hatten? *baschmoß – völlig erledigt*

Du lieve Jott, jetz hann ich janzen vejesse ze vezälle, wie dat met däm oppe Wassekrahn passiert woor.

Janzen einfach. De Ohm Will un de Tant Kathrinche wooren met ihre Zwillinge, dem Hubbät un dem Ferdi, och spaziere jewers un om Röckwääch bei de Oma lans komme. Ävve die woor en de Duuvejass bei de Tant Jriet. Un de Tant Drautche un de Ohm Jerred wooren op de Berechstrooß ze Besuuch. Un mir, nävvenahn, wooren nohm Telegraf. Un de eenzije Düür, die op woor, woor uns Wäschköchedüür. *lans – entlang*

De Hubät un de Ferdi hatten Dursch. Ohne dat die Ahle jet jemerek hatten, wooren se en uns Wäschköch jeroode, hatten sich satt jedronke, sich met Wasse bespritz, Krach kräaje, wooren loofe jejange, un de Krahn leef un leef un leef.

„Nä, dat wooren meng Quäss net, die donn sujet net!“ knoorz de Ohm Will. Dabei hatten die att janzen andere Saache jemaht.

Vellech hatt de Oma rääch, wie se säht: „Wie me et Wasse noch uss dem Pötz mohte trecke, wöör dat net passiert!“ *Pötz – Brunnen*

WAT HÄSS DE FÜÜR DE OHM GESAHT, JRIET?

De Ohm Jakob, menge Pädche, ess uss Köngde nömme janzen jeheue. Dat litt seche och dohdrahn, datte de ällste Ohm ess, un datte Meeste ess beim Mannstaedt, un dat senge Johannes op Pastuur studiere deht.

Wemme jet von em bruch, dehte flöck helepe. „Komm her, Jong“, sähte, „dat Ratt von denge Schörreskaar dooch net mieh. Ich machen derr e neuet.“ Ode: „Wat? – Met dem Schlidde fiehsch de me net mieh! Bes de ande Woch kriss de ne neue jamaht.“ – Un dat dehte, un dä Schlidde hält jett uss un kann sich jetz noch, noh bahl fuffzich Johr – sehe looße. Dä Ohm ess Schrenge un vesteht se Handwerk.

Ävve söss senn mier Köngde es leevs net ze nooh bei emm. Hä schänk ärech flöck, wenn merem en de Queer kütt, un Streech kanne att jarnet vedraage. Komisch, un dobei süht et uus, äs wenn hä seleve nix wie Nixnotzichkeete em Kopp hätt.

De Tant Draut hätt en Mahn Erpelschale füür de Jees em Hoff stonn füür de Düür. Schwupp, hätte die, wie e et Mettachs lans kütt, füür jet Bescheed ze saage, en de Köch jekipp.

De Mama schmieße met ene Dreckschöpp en drei, vier Höhneköttele jäjen e frech jewäsche Bettoch op de Leng.

Un all Pänz dehte de Stohl ongerem Hengesch fotträcke, de Mädche dehte en de Maue petsche ode ahn de Zöpp trecke. Doh kütt ere keent lans enn.

Et schlemms hätt doh dronge uss Jriet ze legge. Dat hätt Zöpp, die recken em jeflööch noch bes övve de Hengesch, un emme ess e fein Schlöppeche drenn.

Un emme die eesije Naggelerei, wenn de Ohm Jakob kütt!

Un hä kütt övv, zegg dat de Oma bei uss wonnt.

De Botzemme ömkippe, ess dat ene Spaß? – Ävve ene ärech jrovve, wenn de Mama jraad ferdich ess met Botze un baschmoß, un me weeß, wat seng Frau, de Tant Maria, füre Spell maht, wemme bloß bei ihr en et Jehööch well un hätt de Schohn net janz fein avvjebotz!

Un watt hätt de Ohm sich opjerääch, wie em de Pete von de Tant Jretche de Luff uss dem Ratt hatt jelosse, un die ihrem Quass bloß eene henge de Uhre hatt jejovve!

„Dä söhl meng senn! Dä köhm me aach Daach net füür de Dühr!“ schannt de Ohm.

Nävvenbei jesaht, dä Töleme von enem Pete, moht dä sich dobei krieje looße? Dä woor doch söss esu jau. – Ävve dä Pete aach Daach ennsperre, dat jink net, dä fäng eruss, un wenn derem ene Ring dorech de Naas dähts träcke. Un dänn mööch ich sehn, dä die Nerve hätt, et met enem ennsperre Pete eene Daach em Denge usszehaale! Doh kennt ihr de Pete ävve schlääch!

Eenesjooden Daachs ess de Ohm Jakob wedde nävvenahn. Un et Maria von de Tant Traudche moß de Äsch opkerre, die de Ohm onge de Ovve hätt jekipp, und drei-, viermohl hätteret ahn de Hoor jetrocke, dat et de Träne en de Ooge hätt stonn, un esujar de Tant Traudche säht: „Nu ess et ävve jenooch, jetz lööß de me dat Weech ävve en Rauh!“

Wie et Maria eruss jeht en de Hoff, kütt von nävvenahn uss Jriet, fönnef Johr alt, met eenem von senge Pöppche em Ärem, un well vom Maria, wat att elef ess, däm Pöppche de Zöpp jeflööch hann.

Et Maria hutsch sich op ene ömjekippte Emme un fänk ahn, doh kütt de Ohm Jakob eraus füür heemzujonn. Schwupp, hätteret Maria wedde bei de Hoor. Dat schreit: „De Mama hätt doch jesaht, du söhls mich jeweerde looße!“

Doh packeret am Ärem, klemmp et zweschen de Been un övveret Knee un häut em e paar hengen drop.

Jong, doh stellt sich et Jriet füür enn, stemmp de Füüß en de Segg wie de Mama, wenn se janz schlemm kott ess, un schreit de Ohm Jakob ahn, esu hatt wie ett kann: „Maach, dat dich denn Deuvel hollt!“

Un dann lööf et fott, un ich och, un et Maria, wat de Ohm em ierschte Schreck loss hätt jelosse. Un henge de Schüür strecke mer em de Zong erus, wenn eret och net süht.

Oovens, wie de Vatte heemkohm, vezohl em de Mama dat „Maach, dat dich den Deuvel hollt!“, wat ihr de Tant Traudche met Jriemele zom beste hatt jejovve.

Kuurt drop kohm de Ohm extra noch ens un däht sich beschweere, wat dat Jriet füür e fresch Blaach wöör un „dat söhl ming senn, un dat moß de ess jehüürich“ – „Nix moß ich“, säht de Vatte, „un dat Kleen hätt janz rääch. Behallt deng Fengers bei de, dann wiss de och net ahnjebröllt!“

Fott woor de Ohm, un leht sich wochelang net sehn un kohm net nohm Namenstaach vom Vatte, sengem Broode Schäng.

Dann moß em de Oma ävve ess de Worem jesähnt hann, un dat jehüürich. Jedenfalls woore op Bärbeche, de Mama ihrem Namenstaach, wedde doh. Un trook kenne Stohl fott un däht kenne petsche.

Schaad, me hatten dem Jriet att jesaht: „Wenne wedde ahnfänk, dehste noch ess janz laut schreie: „Maach, dat dich den Deuvel hollt!““

Et kohm net dohzoh.

Un ovv ich ess henge de Dühr rääch hann jehüürt, wie de Vatte füür de Mama säht: „Jäv nix dröm, du weeß, dat de Jakob ze Huss nix ze laache hätt.“?

Maue – Oberarm

eesich – widerwärtig

jau – wendig, flink

kott – böse

ROCHUS-ÄPPEL

Sedd'er dies Daach op de Roches-Kermes en Selijenthal jewers? Nä? – Ich och net.

Ävve ich weëß, wat dat füür en Zoort Äppel es, die Rochus-Äppel. Die kamme net koofe.

Soll ich et Üch verroode?

Wie me noch en de ahl Scholl en de Kerrechstrooß jinken, ahnfangs de dressije Johre, jink an enem Moondaach en de jruuße Ferije de Roches-Prozession von Hippoletes noh Selijenthal.

Vell Pänz un en Heerd Messedeene, de Pastuur Kenntemich un eene oder zwei von dä Kaplönche jinken met, och vell Fraulöck und en Deel, mierschtens ahl Kerls.

Wenn ich de Mama frooch: „Jehste och met?“ woß ich net rääch, ov ich et leevs hatt, ov se joh säht ode nä. Wenn se metjink, joov et noh de Prozessionsmess e Stöck Taat ode e Ies un ene Jrosche für op de Reggscholl ze jonn. Blevv se de-heem, woor et schüüne öm et Dörep eröm, me konnten en de Sandkuhle spreng, em Wahnbaach matsche un Fippche fange.

Wenn se joh säht, kohm hengeheer: „Ich moß noch ens dem Nohpesch Kathrinche helepe für ene jood Mann bädde!“

Dofüür woor de hellije Roches jood. Un et Katrinche hät, wenn och jet spät, ene jood Mann krääch.

Et iersch wuurt op däm Prozessionswääch vell jebätt. Am Uhleroot un de Kleiberech erop, am Äng von Sieborech, woore me att mööd. Un iersch, wemme att bahl ganz dorech Kaldaue dorech woore, dähten mir Pänz wedde ganz laut bädde. Dat woor ahn dä Stell, wo de Wääch avjeküürt wuurt dorech ene Obsbbonget.

Övveall konnten de Kaplönche net senn, velleech wohlen se et och net.

Ahn drei bestimmte Böhm, op dänne de Äppel att rief wooren, ode wennichstens esu ussoochen, dähten de Messedeene, die en Fahn dorften drage, met de Fahnenstang jehüürich en die Böhm stuuße, „Vate unser“, romm, kohmen en halev Dotzend Äppel erav und wooren em Nu en ene Botzetäsch vestoche; „Jejrüßet seis Du, Maria“, tupp, tupp, tupp, noch e paar.

Dat wooren fein Äppel, och wenn se suur un hatt wooren!

Woröm die Ahle net schänge dähten? – Die wooren doch ahndächtich am bädde! – Ode krächten ene Äppel met!

Zoort – Sorte

Taat – Torte; Reggscholl – Pferdekarussell

Fippche – kleine Fische

Obsbbonget – Obstwiese

DE MEERTESPIEF

Wess Zegg et em Johr es, kamme net bloß von de Böhm, de Sproole un de Messhoofe avlässe. Enä, och wat un womet de Köngde spelle, verööt, ov et bahl Maidaach es, weil se all Flöote hann, ode weil se Mätze steche, Pennche kloppe, Pattevuhel fleeje looße ode Kuschteie-Männche maache.

Un iehr, dat die vedruch en de Ecke lieje, witt et letzte vewahrte Jeld von de Herevskermes erussjekroos un nohm Schmitze Schäng jebraht, bei däm de Brüüdche söss net esu jood schmäcke. Die holle me leeve beim Lindlohrsch Hannes ode beim Bäcke Mölle. Och die Weckmänner met drei Korinthe om Buch un zwei füür de Ooge em Kopp hann et uss net ahnedonn.

Ävve war et bloß beim Schäng jitt, senn de Piefe, die die Meertesweckmänner em Ärem hann.

Un verhofftich, die sehn net bloß uns wie richtije wieße ierde Piefe, die kamme och richtich stoppe un schmuure!

Weeß de Deuvel, wo dä Schäng die dannes hätt, woore doch söss öff jenooch mezzen en de Woch net mieh backe kann, weil kee Mäll mieh en de Kess es!

Ävve su seche wie de Christije Liehr am Sonndaach Nommataach en de Kerech es, säht de Schäng, wemme frööch: „Maahs de och wedde Weckmänner met Piefe?“ – „Jajoh! Ech senn att am Löche bohre!“

Un dann dommerem die Freud ahn un laachen zom hondedsten Mohl doröve. Wenne nämlich jood jedonn es, un vejässe hätt, dat merem zwei Dotzend Knödele en de Schützelsbängel jemahnt hann ode et Hohndepörzje zohjenagelt, dann krieje me och noch en ne Koletsch bei dä Wäckmann.

Nu ävve heem! En Tass Mellech jeschött un dä Wäckmann jezopp.

Meertes – Martin

Sproole – Stare

Pattevuhel – Windvogel

Kuschteie – Kastanien

ierde – aus Ton

Hohndepörzje – Tor zum Hübnerhof

Koletsch – Lakritze

jezopp – getunkt

Nä, esu kannst de dänn net ässe, de Kuckuck weëß, us wievell Kaste dä Schäng wedde dat Mäll zesammejefääch hät un wie alt die Häffwoor. Un heh, senn dat net Muusköttele? Ode Mällkäfere?

Ejal, jekoof es jekoof, un jefrässe witt et, un die Pief es joh övvehaup net met Jeld ze bezahle. — — —

Su, et kann lossjonn?

???????

Wat luurt de Mamm esu krttisch? Ovv die att wedde de Flüh hoste jehüürt hätt? — Vedammp, do moß ich iersch noch jett Seefebloose spelle, dat se avjelenk wiert. Schüün es dat net, dann komme jlich die Weechte un welle metspelle un lossen de Pief falle ode brechen de Stell av.

Ävve et helep nix. Et moß senn.

„Mama, kann ich en Blechschäpp un e paar Schnibbele Keernseef hann?“ Se luurt mich ens scheefahn — un wenn ich me dat hück övvelääje, meenen ich, se hätt vom Papp wesse mösse, wofüür dat zehn-, zwölfjöhrije Pänz en Meertesiefe werklich bruche welle —, ävve se jitt me die Schäpp un de Seef. Richtiche-wäch, kohm fleejen de ierschte Seefebloose, kütt et Jriet ze knaatsche: „Ich well och ens bloose!“ un dann kütt et Maria von de Tant Traudche, ävve Jott sei Dank, de Schäpp met Looch steht op de Muur, un esu jau senn die Weechte doch net, dat se sehn, wie ich die eravkippe.

Un dann moß ich et Jriet ävve doch noch jet trüüste un em dat lossjejangene Radd vom Poppewaage wedde fasschruuve un em och noch dä jeketschte Jlasskniggel schenke, bes et Rauh hält.

Endlich kann ich jett ze rooche söhke jonn.

Jajoh. Wat dann söss? Koofe? Du häss se net all. — Wenn de mich verööds, saagen ich denge Motte, dat de beim Draut e Ei jeklaut häss!

Au, prima, doh jeht de Tant Annche Jeeßefoode holle, se hätt dä Korrev om Kopp. Dann es de Luffreen. De Ohm Will es op de Fabrik, de Schlüssel litt em Bloomekaste hengerem Fleiije Liese, un en de Stovv steht om Fenstebrett et Schneggbrett füür de Tabak, un doh litt och noch en Handbreet Strangtabak drop.

„Wievell schneppen ich av? Zwei Schieve? — Hoffentlich hann ich jlatt jenooch jeschnedde, dat de Ohm nix merek, söss kritt däm senge Willi wedde de Asch jehaue, dä woor och att e paarmohl am Tabak un es drövv krääch wuurde.“

Suh, wat noch? — Ich könnt ens lans de Kerrech jonn, vellech hätt de Dokte Schoenen wedde ene Zihjarestrommel doh en ene Retz von de Muur stäche looße. — Schaad! Nix drenn! — Beim Leuet litt ene Zihjarestommel ussen op de Fenstebank, ävve ene ganz kleene, un dä es esu voll Seeve, dä brennt net mieh.

Wat mäht dä Herrmännche dann doh bei Bohms om Daach? Hann die Jeld füür de Kall maache ze looße?

Un ongen am Hooke von den Laad hänk joh dem Hermann senge Kamme-sohl! Un dä rooch Zerrätte! —

Es de Luffreen? — Kee Minsch ze sehn! — Ierschte Täsch: nix drenn; zwätte: ne Zollstock un e Stömpche Bleisteff. Dress! Ovven em kleene Täschje: au, en Dreiepackung Eckstein, ävve bloß noch een drenn. Zwei wöör besse, dat feel net esu leech op, wenn ich ere een nöhm. Ejal, ich nämmen die een doch met un stoppen dat läddije Dösje wedde en de Täsch.

Moß ich dat bichte?

Iersch am Samstaach ess övvelääje, wat ich söss noch jedonn hann.

Suh, nohm Hannes nävvenahn, dä hätt emme Füürspöhn. —

Kee Minsch em Huus. — Wat litt dann doh om Schaaf? — Verhafftich! En haleve Zihjaar!

Dat weëß de Ohm Jered net mieh. — — —

Etliche Zeggspäde woor de Hannes wedde doh, ävve och et Maria strööferöm. Met däm kamme joh allehand ahnfange, ävve vellech wöör et jetz doch iersch es besse ohne et Maria probiert.

Et duurt net lang, doh sooße mir zwei hengerem Schopp, hatten Strangtabak, Zirrtettabak un dä kleenjefremmelte Zihjaarestommel jemisch un de Piefjestopp, wie mer et vom ahl Berekhüesch Ühm von de Duuvejass luute soochen, wenn dä oovens fürem Huus om Bänkche sooß met senge lange Pief.

„Dä noch ens fass mem Dumme drop“, säht de Hannes, „un dann roochen ich se ahn!“

Dohjäjen woor nix ze saage, hä hatt de Füürspöhn un woor bahl drei Johr äld wie ich.

de Flüh boste hüüre — etwas abnen, merken

Kniggel — Klicker, Murmel

Seeve — Speichel

Kall — Dachrinne

*Füürspöhn — Streichhölzer
Schaaf — Schrank*

luute — dauernd, immer

Ratsch, et Schwäafelche brannt, de Hannes heel et ahn de Piefekopp un trook Kuhle en de Backe. Et dächt sich nix.

„Doh es seche et Rührche vestopp.“ – Also moht de Tabak wedde eraus, ne Jraashalem jink dodorech, die Pief eneus jestopp.

Jetz trook se! De ierschte Qualm kohm dem Hannes en de Muhl. – Pst! Woor doh eene? – Enä.

Noch ens jetrocke.

De Hannes moht hooste, trook de Backe jet huh un de Leppe useneen.

„Wie schmeck et?“ frooch ich. „Jood“, sähte. Et kohm me ävve e besje mau füür.

Hä reck me de Pief erövve un säht: „Su, träck och ens.“

Ich pack dat Schnütche en de Muhl. Bäh, wat woor dat bette!

Notz nix. Ich probiert ze trække, eemohl, zweimohl. Et wuurt noch mieh bette, ävve et kohm kenne Qualm. „Me merek, dat du net rooche kanns“, säht de Hannes, „jävv ens wedde heer.“

Hä fohlt mem Domme drop, ävve de Pief woor uss. Jraad wohle e neu Füürspönche ahnmaache, stonnt et Maria nävven uns. Dat Oos, hatt et doch jet jemerek!

„Wenn ich och ens trække daref, verooden ich nix“, säht et.

Me schnöddelsten beeds mem Kopp. E Mäde ahn de Pief trække! – Ävve wat wohle me maache? Un nevvenbei jesaht, et klomm met op all Böhm, et jink met Kühlingsköpp fange, et konnt de Fönneve en de Botz flecke. Also en Joddes Naame joh.

„Näh, waat ess“, säht jetz et Maria, „ihr mött et iersch noch jett Kapock zweisen dä Tabak donn, dat deht de Ohm Jakob och emme, dann brennt et besse un es net esu starek!“

Deuvel noch, e Fraumensch weef besse mem Rooche Bescheed wie mir! Un dat Oos daref doch net mereke, dat mir jar net wesse, wat Kapok es!

Ävve et hollep uns uss de Veläjenheet. Ich weef, wo noch jet Kapock steht vom letzte Namenstaach, wie de Ohm Jakob doh woor“, säht et, „ich jonn en flöck holle!“

„Maach, dat de Mama nix merek!“ reef de Hannes hengeheer. – „Och wat, die es noh de Duuvejass!“

Et duurt net lang, woor et Maria wedde doh un heel jet en de Hand. „Domme ess dä Tabak un die Pief heer, ich stoppen se. Met däm Kapock moß dä Tabak schön locke lieje, dat könnt ihr net“, säht et.

Noh e paar Oogenbleck daut et däm Hannes die Pief en de Muhl un säht:

„Domme ess de Füürspöhn!“ Et maht e Hölzje ahn, heel de Flamm övve de Tabak. „Feste! Feste trække!“ stevvelt et de Hannes ahn.

Dä trook, blees en Muhl voll Qualm uss, hoos, trook noch ens, veschluck sich, pack sich ahn de Hals, un iehr dat de pipp häts saage könne, vefäärfe sich un joof sich ahn ett wörrje.

Die Pief? Die hatt et Maria jeschnapp.

De Hannes pack sich met beedse Häng an de Mage, vedräht de Ooge, kühmp, äs wenn em eene mem Mätz am Hals wöör, un wörrrech wedde.

„Ööch, ööch, – – – ich moß kotze – – mir es et schlääch!“ kühmpe un wuurd blau un jeerl em Jesech. Hä stonnt op, maht ene Schrett op de Jaade ahn, doh kohm de ierschte Ladung. Un noch een. Un de drette.

Dat Kühme un Wörrje dobei woor füür duudveschräck ze werde. Un däm Hannes se Jesech sooch uss wie de Nuud Joddes.

Hä pack sich wedde an et Liev, wörrrech eneus, ävve iehr dat jett kohm, lehte de Häng esu komisch langsam övve de Segge op de Hengesch ahn rötsche un reß de Ooge janz jruuß op.

„Du Fereke, häss de jetz och noch en de Botz jedresse?“ frooch et Maria esu drüch, wie me söss frööch, ov eene fönnef Jrosche weerßele kann.

Un et hat de Deuvel henge de Ooge! –

Ich hann kuurt dropp dä Kapok jefonge. Dä woor uss enem Kesse jezubbelt. Wie ich oovens jett dovonn dem Vatte zeech un frooch: „Es dat Kapock?“, sähte: „Domme Vezäll, dat senn Kningshoor!“

Wollde ess probiere?

Ühr brutt bloß e klee bessje onge de Tabak ze donn.

Övveläächt üch ävve beizegge, wat e dohnoh et iersch donn wollt!

*Kühlingsköpp – Kaulquappen
en Fönnef – ein Riß in der Kleidung*

ahnstevvele – anstiften, drängen

kühme, kühmp – stöhnen, stöhnte

- 114 Wie solches später unter dem Herzog von Berg geschah. Dazu unten mehr.
 115 Wisplinghoff, Nr. 231, S. 363.
 116 HSTAD, Siegburg, Urk. Nr. 164.
 117 Wisplinghoff, Nr. 481, S. 535.
 118 Auch vorher Nr. 474, S. 530: "... von denen der Herr von Löwenberg 4 Pfennige Zins u. Jungfrau Stine von Eschmar 1 Schilling Zins erhält."

- 119 Wisplinghoff, Nr. 539, S. 581.
 120 Wisplinghoff, Nr. 474, S. 530.
 121 Wisplinghoff, Nr. 594, S. 605.

- 122 ebd. S. 606.
 123 Nach Wisplinghoff, Nr. 539, S. 580–582.
 124 ebd.

- 125 Zitzen II, S. 262.
 126 Delvos, S. 340.
 127 ebd.
 128 Müller, Aeg., a.a.O., Bd. I, S. 375.
 129 Müller, Aeg., II, S. 228.
 130 Vgl. Brodeßer, H., Heimatbuch Untere Sieg, a.a.O., S. 44–66.



56
Frühstück

TJH STELLT KÜNSTLER VOR: JOSEF HAWLE

VON ROLF HÖNSCHIED

Spätestens seit Eröffnung des Bürgerhauses sind die Bilder von Josef Hawle dem größten Teil des kunstinteressierten Troisdorfer Publikums bekannt. Seine Arbeiten – naive Darstellungen bekannter Motive aus Troisdorf und der näheren Umgebung – wurden zu diesem Anlaß als Kunstdruck-Poster oder Postkarten angeboten und fanden allgemeine Anerkennung. Trotz dieser Verbreitung seiner Werke blieb Hawle den Troisdorfer Bürgern weitgehend unbekannt.

Josef Hawle wurde 1948 in München geboren, lebt jedoch schon seit 1951 in Troisdorf. Nach dem Realschulabschluß erlernte er zunächst den Beruf des Schriftsetzers, studierte anschließend an der Fachoberschule für Kunst und Design in Köln und arbeitete als Grafik-Designer dann einige Zeit als freier Mitarbeiter bei verschiedenen Werbeagenturen. Zur Zeit wirkt er hauptberuflich in der Werbeabteilung der Kaufhof-Hauptverwaltung in Köln.

Bereits als Schüler fiel er durch seine solide musisch-künstlerische Begabung auf. Dies war für ihn ein Grund, sich in dieser Richtung weiter auszubilden. Wichtig blieb für ihn dabei immer die fundierte handwerkliche Technik, die er auch heute in seinen Bildern anwendet. Nach anfänglichen Versuchen im Surrealismus fand Hawle bald den ihm gemäßen Stil in der naiven Malerei.



57
Josef Hawle
mit der
Naiv-Malerin
Sophia Marx

Die Anfänge in diesem Gebiet liegen etwa drei Jahre zurück. Bestimmend war dabei zunächst der Wunsch, in der Freizeit der Auftragsarbeit der Werbeagenturen eine kreative und freie Darstellung entgegenzusetzen. Hawle malte also seine Bilder in erster Linie für sich, zur eigenen Freude und Entspannung, nicht, weil gerade diese Art der Malerei besonders gefragt war.

Diese Haltung ist auch heute noch wesentlich für seine

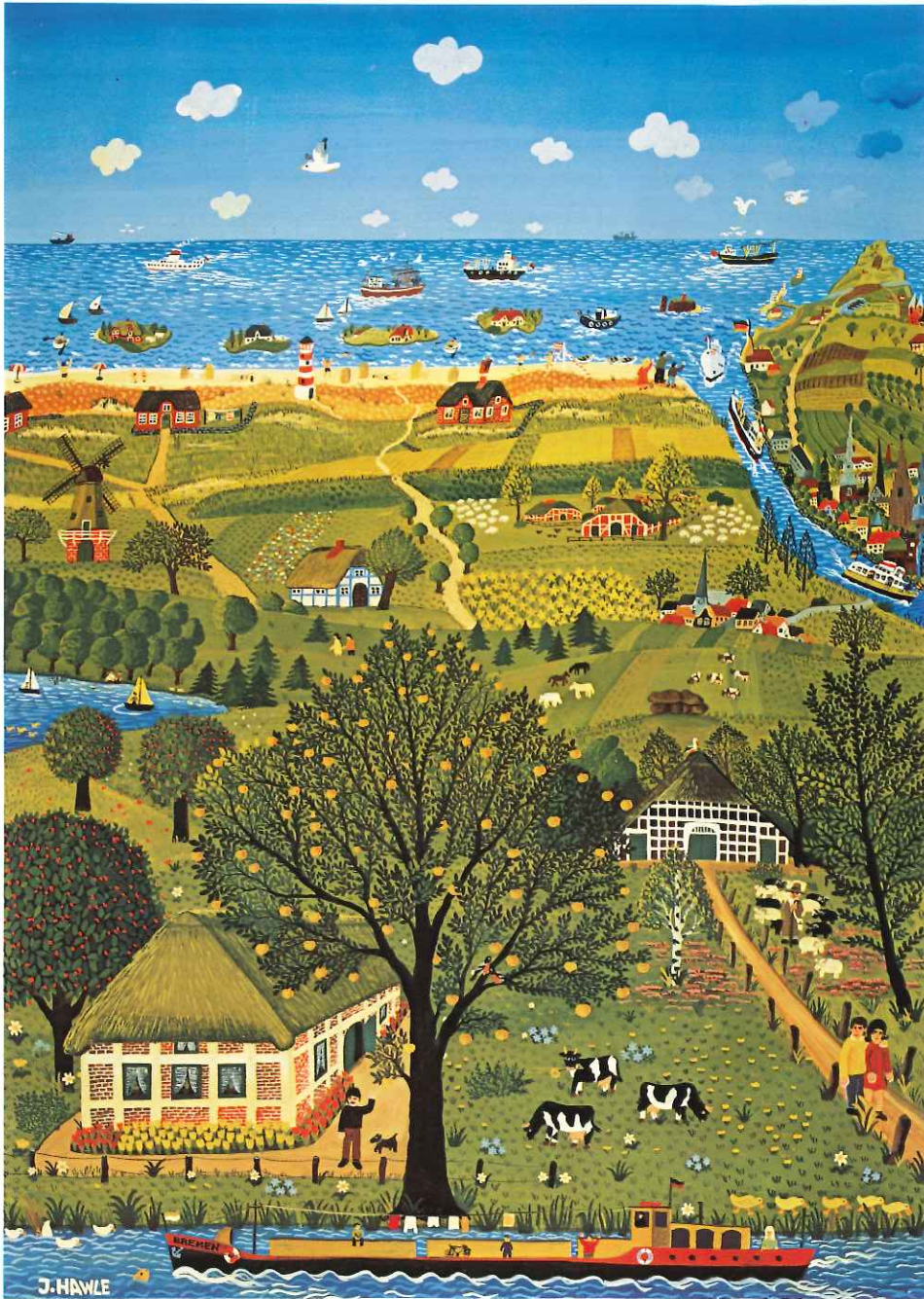
Arbeit. Hawle malt nicht, um damit in den Augen der Betrachter Gefallen zu finden, sondern zunächst zur eigenen Erbauung. Vielleicht ist dies ein Grund dafür, daß er sich nicht gerne von seinen Bildern trennt.

Die naive Malerei entspricht – bei aller Professionalität der Ausführung – dem Empfinden und der Ausdrucksvorstellung des Künstlers. In Hawles Bildern zeigen sich seine Naturverbundenheit, die Sensibilisierung für eine



58
Lohmar,
Fachwerkhäuser

59
Nord-
deutschland



andere Betrachtungsweise der Natur, dann aber auch Forderungen an die Gesellschaft, die Dinge mit anderen Augen zu sehen.

Für seine Schaffensweise sind diese Vorstellungen gleichermaßen bedeutend. Hawle sieht zunächst einmal schöne Dinge, die jedoch z. B. als Gebäude in unserer Zeit meist verstellt oder verunstaltet sind. Nun beginnt für ihn ein Idealisierungsprozeß, in dem der frühere Zustand in der bildhaften Vorstellung nachvollzogen wird. Dabei nimmt der abstrahierte Hauptgegenstand des Bildes den zentralen Platz ein, um den herum die anderen Bildelemente angeordnet werden.

60
Frühlings-
anfang



61
Villa Keller,
Siegwerk



62
Siegburg,
Markt



63
Roden-
kirchen



Hier ergibt sich für Hawle das Bestreben, der Natur nahe zu bleiben, Farben und Bildelemente so auszuwählen, daß sie die dargestellten Gegenstände verstärken und so eine Stimmung beim Betrachter auslösen.

Verniedlichung ist dabei ein Element des Naiven, durch das die frohe Stimmung ausgedrückt werden soll; Farben, Formen und Komposition des Bildes bestätigen diese teils unbewußte Aussageabsicht und heben die gefühlsmäßigen Anteile des Bildinhalts hervor. So sind denn seine Bilder auch immer belebt, teilweise durch Menschen, Tiere und Pflanzen, die zu den Bauwerken gruppiert werden, in einer natürlichen Zuordnung und Harmonie zu ihnen stehen.

Hawle begrenzt die Sichtweise des Betrachters dabei auf das Blickfeld des Kindes, das die weniger heilen Dinge in seiner Umwelt nicht in dem Maße wahrnimmt, daß sie ins Bildgeschehen eingefügt werden müßten. Diese Betrachtungsweise rechtfertigt die Absicht der naiven Malerei, nur einen bestimmten Ausschnitt der Wirklichkeit zu zeigen, wobei sie die negativen Aspekte der Umwelt nicht bewußt verschweigt, sondern gemäß der beabsichtigten Grundstimmung die positive Aussage hervorhebt.

Hawle malt seine Bilder nach Vorlagen (Fotos) oder Skiz-



64
Birlinghoven,
Wasserschlößchen

zen, die er von den Objekten am Ort anfertigt. Die eigentliche Arbeit geschieht im Atelier mit Plaka- oder Ölfarben.

In der noch relativ kurzen Zeit seit seiner ersten Beschäftigung mit der naiven Malerei hat Hawle doch schon beachtliche Anerkennung gefunden. Einige Ausstellungen zeigten seine Bilder, verschiedene Verlage übernahmen seine Arbeiten für Kalender und Kinderbuchillustrationen. Zur Zeit arbeitet Hawle an einem Buch über die Stadt Münster, das mit seinen Darstellungen illustriert werden soll. Dies ist vielleicht ein Grund mehr, ihn in seiner Heimat besser kennenzulernen und zu fördern.

STREIT UM EINEN KLEINEN BACH

VON HELMUT SCHULTE

Feuer und Wasser waren für unsere bäuerlichen Vorfahren viel elementarer und direkter lebensnotwendige Elemente, weil sie über die Existenz der Familie (mit) entschieden. Um sie wurde gekämpft, ihr Wert wurde bedingungslos anerkannt. Man denke an die harten detaillierten Vorschriften für den Umgang mit Feuer und Wasser, wie sie sich in unserer Region vor allem seit dem Mittelalter entwickelten.

Es kann also nicht verwundern, wenn um Rechte bezogen auf diese Elemente unter Umständen jahrelang prozessiert wurde.

Im Familienarchiv Fred Birkhäuser (Spich) finden sich neben anderen Prozeßakten Abschriften eines für die Territorialgeschichte interessanten Prozesses zwischen dem „Ackerwirth“ Friedrich Wilhelm Birkhäuser und dem „Rittergutsbesitzer und Rentner Reichsfreiherrn“ Dietrich von Loe zu Haus Wissem.

Die Familie Birkhäuser hatte 1796 den zu der Zeit schon sehr desolaten „Burghof“ östlich der Taubengasse von Karl Franz von Nesselrode zu Ehreshofen gepachtet und 1802 gekauft¹. Sie ließ die Gebäude niederreißen und den Hausteich zuschütten und erwarb einen 1778 erbauten Hof an der Frankfurter Straße, der im Volksmund seit diesem Zeitpunkt als „Burghof“ bezeichnet wurde, vermutlich, weil er im Besitz des Eigentümers der Burghofländereien war². Die neue Hofanlage, die die Familie Birkhäuser im Bereich des alten Burghofs errichten ließ, entstand zu Beginn des 19. Jahrhunderts an der Taubengasse. Schräg gegenüber lag zwischen Taubengasse und Lohmarer Straße ein anderer (1728 erbaut) Hof der Familie Birkhäuser. In seiner unmittelbaren Nähe befanden sich zwei Teiche, die der Entnahme von Brauch- und Löschwasser dienten³.

Haus Wissem war seit 1833 im Besitz der Familie von Loe⁴. Als Clemens von Loe 1883 starb, fiel der Besitz an seinen jüngsten Sohn Dietrich.

Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts⁵ war Haus Wissem als vollständige Wasserburganlage vorhanden, mit Gräben und einem großen Teich; der allerdings bis zum Ende des 19. Jahrhunderts auf einen Hausteich im Südosten des Hauses zusammenschumpfte.

Die Teiche am Hof Birkhäuser und der Hausteich an Haus Wissem wurden aus ein und demselben Bach ge-

speist, dem *Heimbach*. Über der wechselweisen oder kontinuierlichen Wasserzuführung für die Teiche kam es zwischen Friedrich Wilhelm Birkhäuser und Dietrich von Loe 1889 bis 1892 zu einem Prozeßstreit.

Wie sich aus der beigelegten Situationskarte (Abb. 66) und den verschiedenen Zeugenaussagen entnehmen läßt, hatte der Heimbach im 19. Jahrhundert verschiedene Laufkorrekturen und -veränderungen erfahren.

Als Quelle wird der Flurbereich „an der Krone“ (an der Altenrather Straße) in der (damaligen) Gemeinde Sieglar genannt (a). Ein Hauptzweig des Heimbachs führte zum Zeitpunkt des Prozesses – wie heute – in östlicher Richtung, den Fischteich Finkelnburg (Leyenweiher) mitspeisend, durch Rotter und Poller Wiese zur Agger (b, s).

Im Punkt (b) zweigte ein zweiter Arm in südlicher Richtung bis (c) ab, wo er sich erneut in zwei teilweise parallel südwestlich verlaufende Bachsysteme teilte, die über (f, g, p) die Birkhäuserschen und Nonnschen Teiche (n, o) und schließlich den Elsenpfuhl (m) bzw. über (d, e, h) oder (f, g, h) den Hausweiher der Burg Wissem erreichten.

An Punkt (c) hatte Clemens von Loe um 1850⁶ ein gemauertes Sammelbecken, den sog. *Brunnenkeller*, errichten und von dort eine Rohrleitung zu seinem Haus führen lassen. Das von dort kontinuierlich entnommene Brauchwasser beeinträchtigte nach Zeugenaussagen den Wasserstand der übrigen Bacharme kaum.



65
Friedrich Wilhelm
Birkhäuser,
der den Prozeß
gegen
Dietrich von der Loe
führte und gewann.

Der eigentliche Streit der prozessierenden Parteien (Kläger: F. W. Birkhäuser) ging um den Punkt (g) und die Strecke (e–f).

Der am Leyenweiher vorbeiführende Arm des Heimbachs, der sog. *Neubach*⁷, war zu Beginn des 19. Jahrhunderts gegraben worden, um das Feld vor großen Überschwemmungen durch den Heimbach zu schützen. Vermutlich konnte der Wasserlauf an Punkt (b) – wie heute⁸ – durch ein Schütz entsprechend geregelt werden.

In den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts erhielt der Heimbach nach Rodung und Dränierung der Troisdorfer

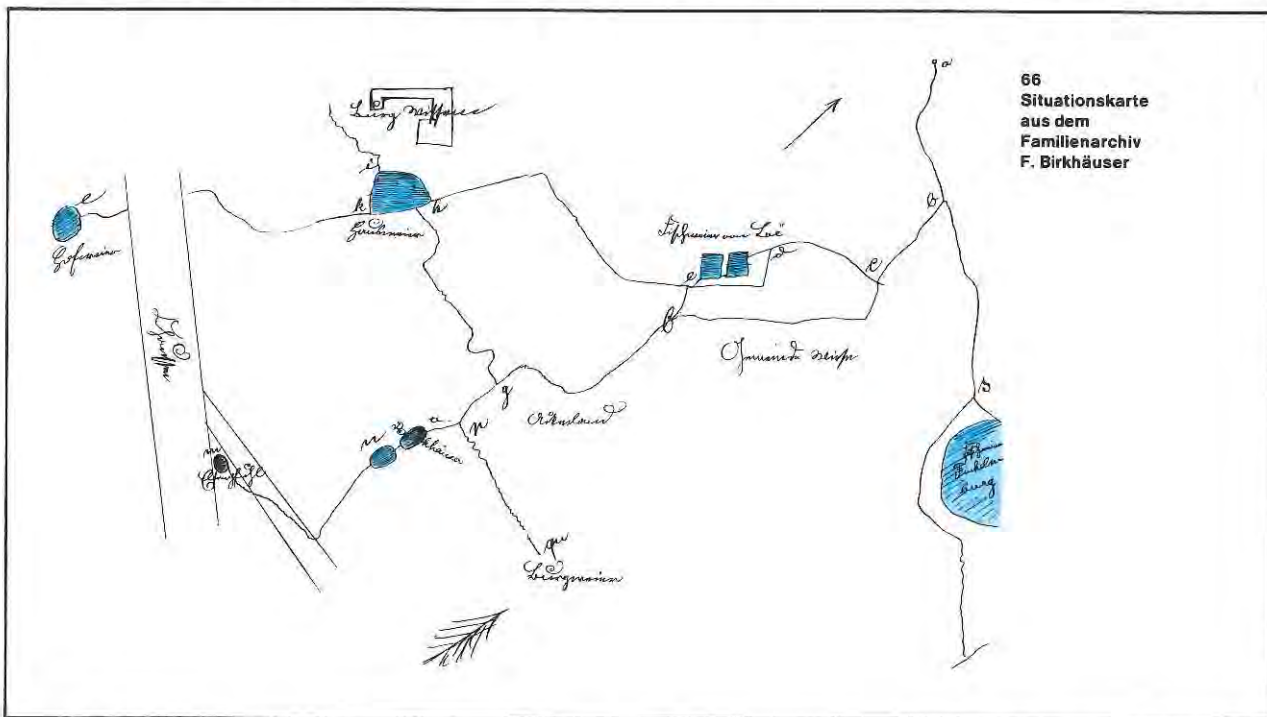
Gemeindewiese („im Broich“) – vorher hatte er sich mehr oder weniger wild durch die Gemeindewiese bewegt – ein der Situationszeichnung entsprechendes Bett (c, d, e, f). Etwa um die gleiche Zeit wurde durch Clemens von Loe bei Punkt (e) ein neuer Abfluß für den Heimbach geschaffen. Außerdem entstanden damals zwei Fischweiher mit Zufluß in (d) und Abfluß vor (e) – wie der Verfasser vermutet, im Bereich des heutigen Waldfriedhofs –.

Die Troisdorfer Bauern dämmten den zur Burg Wissem führenden Lauf des Heimbachs jeden Monat drei bis vier Tage zu und leiteten das Heimbachwasser dem Dorf zu. Wenn sich die Weiher und Pfuhe gefüllt hatten, hoben sie die Eindämmung wieder auf⁹. Das war nach den Aussagen der Zeugen¹⁰ alter unwidersprochener Brauch. 1887 hatte nun der Besitzer von Haus Wissem diesen Brauch unterbunden. Er hatte sich zwar auf Drängen des Klägers gegenüber einer Besichtigungskommission bereit erklärt, an der fraglichen Stelle (e) auf eigene Kosten eine Schleuse einbauen zu lassen, war aber dann merkwürdigerweise hingegangen und hatte im Winter 1888/89 die Bachbettstrecke (e–f) in einer Länge von 15 Metern zuschütten lassen, so daß der Zufluß zu den Weihern (o, n, m) ausblieb.

Obwohl Dietrich von Loe auf seinem Grund und Boden gem. Art. 644 ff. Code Civile verfahren konnte – und dazu gehörte auch der Bereich (e–f) –, war er jedoch verpflichtet, den ungestörten Ablauf des Baches zu gewährleisten. Da Friedrich Wilhelm Birkhäuser gezwun-

sei von (c) nach (f) nicht als Bach geflossen, das von (b) kommende Wasser habe sich in der Nähe von (e) vielmehr willkürlich über das zwischen (c) und (f) liegende Land ergossen und dieses und die tiefer liegenden Ländereien, die ihm selbst gehörten, versumpft. Diese Flächen seien heute noch – und da berief er sich auf die Zeugen der Anklage – versumpft. Erst in den 40er Jahren habe die Gemeinde den Bach von (c) in Richtung (d) und weiter geführt, während „der Rechtsvorgänger des Beklagten“ (Clemens von Loe) den Bachlauf in den 50er Jahren etwas unterhalb von (c) gelegt, einen Brunnenkeller zur Sammlung des Wassers und eine Röhrenleitung zur Zuführung des Wassers zum Gut angelegt habe. Der Beklagte bestritt ausdrücklich, daß die Linie (f–e) einen Zuleitungsgraben oder ein Bett des Heimbachs markiere. Es handele sich lediglich – das sei deutlich zu erkennen – um eine Rinne, eine Abflußfurche, die von Clemens von Loe zur Kultivierung der um (f–g) herumliegenden Wiesen angelegt worden sei.

Für den Fall, daß diese Aussage bestritten werden sollte, wurde ein Sachverständigengutachten angekündigt. Außerdem sei offensichtlich, daß der Heimbach nie über die Punkte (e, f, g) gelaufen sein könne, da der Punkt (f) bedeutend höher liege als der Punkt (e). Deshalb könne der Kläger folgerichtig kein Heimbachwasser von seinem Gebiet her beziehen. Es könne deshalb aus der bisherigen Handhabung kein Recht des Klägers abgeleitet werden, es stehe ihm (Dietrich von Loe) vielmehr frei, dem Kläger das Recht der Wasserentnahme und des



gen war, seine notwendigen Wasservorräte aus dem Dorf herbeizuschleppen, beantragte er beim „Königlichen Amtsgericht Siegburg“ die Zahlung einer Geldstrafe von 10 Mark als Entschädigung und die Androhung weiterer Geldstrafen in Höhe von 10 Mark, falls der ursprüngliche Zustand nicht wiederhergestellt werde. Das war der Auftakt zu einem dreijährigen Prozeß gegen Dietrich von Loe.

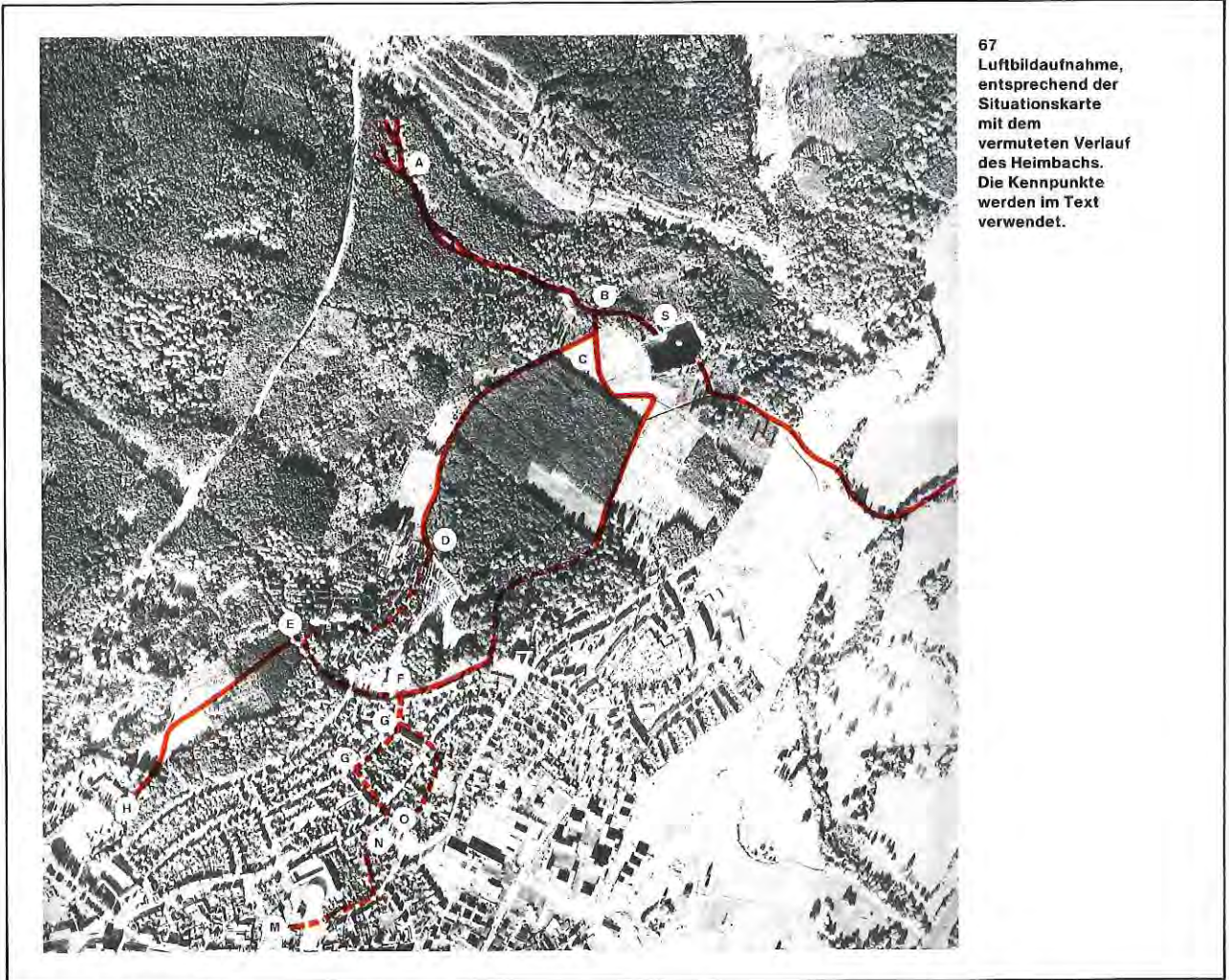
Dietrich von Loe behauptete seinerseits, der Heimbach

Betretens seiner Grundstücke zu entziehen. Der Bach sei bei (c) einige Male bei Nacht und Nebel zugehämmert worden, ohne daß es ihm oder seinem Personal gelungen sei, „den Täter“ anzutreffen. Nach der Wahrnehmung sei die Dämmung jedesmal beseitigt worden. Trotz Beschwerde beim Bürgermeisteramt habe er von dort nie eine Reaktion erfahren.

Offensichtlich hielten die Troisdorfer (Bauern) gegen von Loe zusammen.

Objektiv mag sich die Situation etwa so darstellen: Mit ziemlicher Sicherheit war der Heimbach – das sagt auch sein Name (Bach, der nach Wies-heim – Heim in der Wiese – Wis-hem/Wissem – führte¹¹) – in seiner Wasserführung auf Haus Wissem bezogen, so wie der Rotter Bach (Annonisbach) – in fast gleicher Richtung – Haus Rott mit Wasser versorgte. Eine Mitversorgung des vermutlich an Haus Wissem („die Burg“) gebundenen Burg-hofs (q) ist anzunehmen. Das sind sicher die ursprünglichen alten Bachläufe. Die Anlage des Neubachs zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde schon angesprochen. Wenn der Wasserzulauf tatsächlich so groß war, mag die Bachverlängerung zum Elsenpfehl bzw. durch die Wassergräben des Hauses Wissem zum Hofweiher dem

nahme spricht die Tatsache, daß der Graben bei (f) ein mehr verengtes Querprofil hat als weiter unten zum Punkt (g) hin. Der Graben von (g) zu den Teichen am Hof Birkhäuser wurde nur angelegt, um diesen das von (f) nach (g) fließende Wasser zuzuführen. Der Graben (e–f) mit seinem stärkeren Querprofil – die obere Breite war scheinbar 80 cm – diente als Zuleiter, um den Graben bei (f) zu speisen. Da die Wassergräben in der hiesigen Gegend nicht zweckentsprechend, sondern auch willkürlich in Breite und Tiefe gegraben werden, so ist der Eindruck, den die Grabenanlage macht, durchaus unmaßgeblich. Der Gutachter hält es für möglich, daß der Graben (f–g) früher im oberen Teil breiter und tiefer war als heute, da sich die Gräben schnell verengen und



67
Luftbildaufnahme,
entsprechend der
Situationskarte
mit dem
vermuteten Verlauf
des Heimbachs.
Die Kennpunkte
werden im Text
verwendet.

Wasserstandsausgleich gedient haben. Bei Rott entsprach der Wasserzulauf wohl der Verdunstung in den Gräben; möglicherweise reichte das bei Wissem nicht aus.

Im Prozeß zwischen Birkhäuser und von Loe war der Kreiswiesenbaumeister und Kulturtechniker Blum als Sachverständiger der entscheidende Mann. Bei den Profil-, Tiefen- und Sohlemessungen kam er zu folgendem Ergebnis:

Der Graben von (f) nach (g) stellt sich im oberen Teil nach dem „Längen-Nivellement“ als Bewässerungsgraben dar, im unteren als Entwässerungsgraben, ebenso die Abzweigung von (g) zur Burg Wissem. Für diese An-

erhöhen, wenn sie nicht regelmäßig gereinigt werden, vor allem in Wiesenbereichen. Der Vergleich der Bachsohltiefen ergibt, daß (e) 17 cm tiefer liegt als (f), jedoch liegt das Terrain bei (e) 5 cm höher als bei (f), so daß ein Abfließen des Heimbachs von (e) nach (f) bei entsprechender Grabentiefe möglich wäre, zumal sich bei der Kontrollmessung am 16. Mai der Wasserspiegel bei (e) 12 cm über die Sohle bei (f) erhob. Dieser Unterschied ließe sich bei Anstauen des Heimbachs noch erheblich steigern. Trotz ansteigender Grabensohle in Richtung des Birkhäuser-Teichs ist ein Wasserzufluß durch Anstauung gewährleistet, vor allem bei einer Abdämmung des Zuflusses zum Hausweiher der Burg Wissem in (g). Bei entsprechend sorgfältiger Sohlen-

regulierung der Gräben ist ein kräftiger kontinuierlicher Zufluß zu dem Teich des Klägers möglich.

len, schlage er Wiederherstellung des Grabens (g-f) und entsprechende Sohlenvertiefung vor. Dadurch würde sowohl der Kläger mit Wasser versorgt, als auch die Drainage der versumpften Wiesen des Beklagten bewirkt. Die minderwertigen Gräser und Unkräuter würden durch den Entzug ihrer Lebensbedingungen verschwinden und nahrhaften edlen Gräsern Platz machen, die Qualität des gewonnenen Futters würde sich infolge dessen verdoppeln. Er schlägt ein Tiefenmittel von 70 cm vor und

Der Sachverständige schließt sein Gutachten mit der Feststellung, daß er sich für keine der beiden Parteien entscheiden kann, da beide Möglichkeiten („Zufluß zum Teich“ – Kläger, „Bewässerungsgraben“ – Beklagter) nach dem Befund möglich sind. Da der Heimbach genügend Wasser führe, um beide Parteien zufriedenzustel-

Bei allen Eingaben ist das nachstehende Aktenzeichen anzugeben.

68
Auszug
aus dem Urteil
zum Prozeß
Birkhäuser gegen
von Loe
vom 6. Mai 1892

I C. 224/89

notariell
18/3-91

In Sachen

des *Indust. realf. Birkhäuser,*
Rechtsanwalt zu Troisdorf
Kläger *6*

gegen *den* *Präsidenten des* *Landesgerichts* *und* *Landesrat*
Rechtsanwalt *Dr. jur. v. Loe* *zu*
St. Louis
Beklagte *12*

wegen *Landnahme* *und* *Luftpollung*
ist — nach *Beendigung* *zur* *Fortsetzung* *der* *Verzeisnahme* *und*
zur mündlichen Verhandlung Termin auf *Donnerstag*

2/91

den *23* *ten* *Juni* 1891, *Um* *mittags* *9* *Uhr,*

vor dem *Königlichen* *Amtsgerichte* *hier* *selbst* (*Dirigenten* *2/*
Zimmer *№ 1*
bestimmt.

Sieburg, *den* *12* *ten* *Juni* 1891

Königsberg
Gerichtsschreiber des *Königlichen* *Amtsgerichts.*

An
Herrn
Prof. Dr. Paul Hager
zu *Sieburg*

befürwortet den Einbau einer Stauschleuse mit einem Schütz, das im geschlossenen Zustand 20 cm über der Grabensohle (e-f) läge und so genügend überschüssiges Wasser dem Teich des Klägers zuführen würde und gleichzeitig der Regulierung des Niveaus des Wissener Hausweihers diene. Dazu wären noch einige Korrekturen (Breite, Tiefe, Abböschung) in den umstrittenen Gräben notwendig. Als Staurhythmus schlägt Blum acht Tage vor (acht Tage geschlossenes Schütz, acht Tage geöffnetes Schütz - zur Trocknung der umgebenden Wiesen). Nach der Herstellung müsse die Reinigung der Gräben bzw. die Sohlenregulierung dem Kläger zufallen. Aufgrund der Zeugenaussagen und des Sachverständigengutachtens kommt es am 6. Mai 1892 zu folgendem Vergleich:

1. Der Beklagte verpflichtet sich, auf seine Kosten zwi-

schen (e) und (g) über (f) einen Graben herzustellen und in Zukunft zu erhalten, daß das Heimbachwasser zum Weiher des Klägers laufen kann, und bei den Punkten (e) und (g) je eine Schleuse zu errichten, die er in Stand zu halten hat. Zur Schleuse bei (g) erhält auch der Kläger einen Schlüssel.

2. Der Beklagte verpflichtet sich, in jedem Monat auf Verlangen des Klägers die Schleuse bei (e) fünf Tage lang zu schließen, damit das Wasser des Heimbachs durch den Graben (e-f-g) zum Weiher des Klägers fließen kann. Der Kläger verzichtet auf weitergehende Ansprüche zur Benutzung des Heimbachs sowie des Terrains des Beklagten und verpflichtet sich, falls der Beklagte wegen dieser „Servituteneinräumung“ (= Benutzungsgestattung) von Bewohnern des Unterdorfs, der Gemeindeverwaltung oder eines Dritten in Anspruch genommen wer-

Geschäftsnummer:

Auf Anordnung des Königl. Amtsgerichts werden Sie benachrichtigt, daß

auf dem Grundbuchblatte Nr. 13 be im Rumpfe (Militärpark) gehörenden, in Birkhäuser belegenden, im Grundbuche von Birkhäuser Band I Blatt Nr. 13

Birkhäuser 134

eingetragenen Grundstück *fl. Nr. 13: Nr. 1 Nr. 57/14*

folgendes eingetragen worden ist:

Abteilung I Spalte 1, 3, 4:

Nr. 4: Auf Grundstück fl. Nr. 13: 1. Der Beklagte verpflichtet sich, auf seine Kosten einen Graben herzustellen und in Zukunft zu erhalten, der das Heimbachwasser zum Weiher des Klägers führen kann, und bei den Punkten (e) und (g) je eine Schleuse zu errichten, die er in Stand zu halten hat. Zur Schleuse bei (g) erhält auch der Kläger einen Schlüssel. 2. Der Beklagte verpflichtet sich, in jedem Monat auf Verlangen des Klägers die Schleuse bei (e) fünf Tage lang zu schließen, damit das Wasser des Heimbachs durch den Graben (e-f-g) zum Weiher des Klägers fließen kann. Der Kläger verzichtet auf weitergehende Ansprüche zur Benutzung des Heimbachs sowie des Terrains des Beklagten und verpflichtet sich, falls der Beklagte wegen dieser „Servituteneinräumung“ von Bewohnern des Unterdorfs, der Gemeindeverwaltung oder eines Dritten in Anspruch genommen werden sollte, die Kosten der Abwehr dieses Anspruchs zu tragen.

geg. König, am 3. Februar 1892.

König
 Amtsgerichtsekretär,
 Gerichtsschreiber des Königl. Amtsgerichts.

69 Bestätigung, daß Friedrich Wilhelm Birkhäuser das Recht hat, das Wasser des Heimbachs an drei Tagen im Monat seinem Hof zuzuführen, 1907/1911.

den sollte, diesen zu vertreten und schadlos zu halten (zu denken ist etwa daran, daß bei regelmäßiger Wasserabnahme durch Birkhäuser der Überlauf des Wissemer Hausweihers zum Hofweiher versiegte).

3. Die Kosten des Rechtsstreites tragen die Parteien je zur Hälfte.

Eine nachträgliche Höheransetzung des Streitobjektes von 200 bis 300 auf 750 Mark, die der Anwalt des Beklagten beantragt hatte (entsprechend der Gebührenordnung konnte er dann mehr Honorar verlangen), wurde vom Gericht abgelehnt.

Dieser Vergleich war letztlich ein Sieg für ein Mitglied der immer sehr prozeßfreudigen Familie Birkhäuser. Er kennzeichnet gleichzeitig die eindeutige Abkehr von adeligen Privilegien, die hier Dietrich von Loe, einer der letzten adeligen Besitzer von Haus Wissem – das Haus ging 1939 in den Besitz der Gemeinde über –, erfahren mußte.

Offensichtlich war der Streit mit dem abschließenden Vergleich aber keineswegs ganz beendet, denn Friedrich Wilhelm Birkhäuser mußte sich – wie die beigelegte

Urkunde (Abb. 69) ausweist – 1907 und 1911 das Recht, in jedem Monat an drei Tagen das Wasser des Heimbachs seinem Hof zuzuführen, vom Amtsgericht neu bestätigen lassen, obwohl der Besitzer von Haus Wissem in dieser Zeit (bis 1926) nicht wechselte¹¹.

ANMERKUNGEN

- 1 Trippen, 373 f.
- 2 a.a.O., 258 und Prozeßakte Birkhäuser, 2b.
- 3 Prozeßakte Birkhäuser, Situationskarte (n) (o). Ein Teich war im Besitz Friedrich Wilhelm Birkhäusers, der andere gehörte Johann Nonn, der im Prozeß als Zeuge auftritt.
- 4 Trippen, 255.
- 5 TJH VI/VII, 166 ff.
- 6 Zahlreiche Zeugenaussagen in der Prozeßakte Birkhäuser. Clemens v. L. wird als „Rechtsvorgänger“ bezeichnet. Nach der Besitzerfolge kommt nur er infrage, vgl. Trippen, 255.
- 7 Prozeßakte Birkhäuser, 3.
- 8 Die „alte“ (20. Jahrhundert) Regulierungsstelle, an der immer wieder „Unbefugte“ Veränderungen vornahmen (es war für uns Kinder aber auch wirklich aufregend schön, das Wasser mal durch den Leyenweiher, mal durch den Broich, mal zum Friedhof umzuleiten. Da gab es sowohl am Schütz als am Brunnenkeller reichlich Gelegenheit), wurde vor einiger Zeit aufgegeben und die neue weiter bachauf verlegt, ein neuer Zufluß zum Leyenweiher geschaffen und die Regulierungsstelle in einen großen Maschendrahtkäfig gesetzt.
- 9 Zum hier Gesagten und dem Folgenden vgl. Prozeßakte Birkhäuser.
- 10 Peter Schütthut, 77 Jahre, Stellmacher; Joseph Sommerhäuser, 73 Jahre, Schreiner; Johann Nonn, 67 Jahre, Ackerer; Jakob Laufenberg, 83 Jahre, Tagelöhner.
- 11 Trippen, 255.

ORNAMENTE IN METALL UND STEIN

VON HELMUT SCHULTE

Wir haben in den Jahreshäften auf die wenigen rettbaren und erhaltenswerten Fassaden Troisdorfs hingewiesen, schöne Türen in Oberlar und Kopfdarstellungen an Troisdorfer Häusern in den Blick gerückt. Das waren verhältnismäßig „auffällige“ Objekte. Und manches wurde inzwischen „gerettet“, anderes allerdings auch trotzdem „zerstört“.

Es ist eine Frage an die Troisdorfer Bürger, an ihren Willen zur Urbanität, die ohne Basis, ohne Tradition, leer und aufgesetzt wirkt, wie sie die Zeugen ihrer Vergangenheit, ihrer einfachen bäuerlichen und bürgerlichen Herkunft ansehen, mit ihnen umgehen.

Wenn wir heute alte Städte bewundern, ihre Lebensqualität herausstellen, dann geschieht das nur sinnvoll, wenn die Pflege der kulturhistorischen Objekte einhergeht mit einer zeitgemäßen Nutzung. Eine rein musealkulinarische Erhaltung alter Substanz – wie dies in den Ländern des Ostens heute mit den Kirchen geschieht, oder im Westen zu reinen Fremdenverkehrszwecken –

ist auf Dauer keine Lösung, ist eher nostalgische Leichenkosmetik.

Im Gebiet der Stadt Troisdorf kann es nur darum gehen, sich gegenseitig die Augen zu öffnen für die einfache, oft ganz verhaltene Schönheit baulicher Elemente und sie bei Sicherungs- und Erneuerungsmaßnahmen zu erhalten und zu restaurieren und sie nicht unstrukturierten, geistlosen „modernen“ Bauelementen zu opfern, weil diese vermeintlich haltbarer und pflegeleichter sind.

Denn – ein Stadtbild wird durch eine Vielfalt detailreicher Elemente geprägt, aufgelockert und belebt.

Oft aber wissen „die Leute“ nicht um den Wert dieser Details. Da wird ein altes Gitter durch einen Jägerzaun ersetzt. Da wird ein Jugendstil-Klingelknopf einer Sprechanlage geopfert. Da werden Keramikfriese hinter Rauputz versteckt – und und.

Der Verfasser ist mit seiner Kamera auf die Suche gegangen. Er hat noch vieles gefunden an verborgenen kleinen Schätzen, die kaum einer beachtet, die bald vielleicht gedankenlos auf dem Müll landen.

DER JUGENDSTIL BLÜHT VOR DEM FABRIKTOR

Es wird sicher bald notwendig sein, den baulich interessanten Bereich Louis-Mannstaedt-Straße/Kasinostraße, in dem die Klöckner-Mannstaedt-Werke für ihre führenden Angestellten und Obermeister imposante Bauten errichten ließen, vorzustellen. Hier seien zunächst ein paar Details in den Blick gerückt, die der Beachtung wert sind. Dabei ist das letzte Haus vor dem Fabriktor an der Louis-Mannstaedt-Straße allein schon einer Abhandlung wert.

Von der Straße erkennen wir auf der ersten Etage ein halbrundes Blumenbankgitter am Erker, das seine Charakteristik durch eckige Jugendstilvoluten erhält

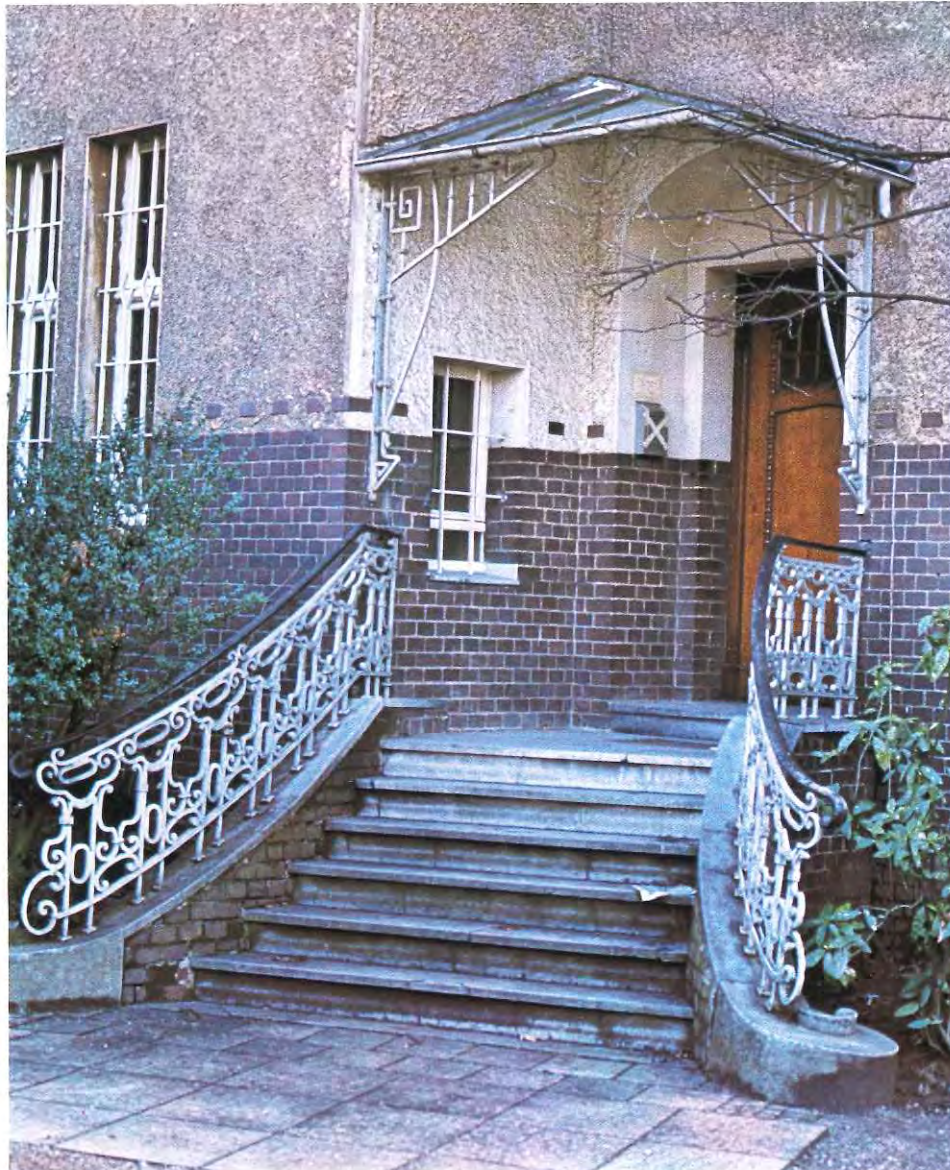


70
Jugendstil-
Gitter an der
Blumenbank



71
Schöner
Zier-Klingel-
Knopf

(Abb. 70). Zur vorderen Haustür führt eine breitausladende Freitreppe mit einem schön gestalteten Geländer. Ovale Formen und verschiedene gestaltete Einrollungen (Voluten) geben ihm das Aussehen einer blumengeschmückten Barockmauer. Stilistisch ist es zwischen Historismus und Jugendstil anzusiedeln (Abb. 72). Die ornamental gestalteten Stützschrägen des Türbaldachins zeigen in ihrer geometrischen Strenge (eckige Voluten) eindeutig Jugendstil (Abb. 72). Wenn wir vor der Tür stehen, überrascht uns der schöne



72
Imposante
Freitreppe
mit Historismus- und
Jugendstil-
Elementen und
Jugendstil-
Baldachin



73
Jugendstil-
Geländer
am Kellerabgang



74
Jugendstil-
Treppen-Geländer
mit Empire-
Anklängen

barockverzierte Klingelknopf, der ein Muschelmotiv und einen umgebenden Bänderkranz (Jugendstil) simuliert (Abb. 71). Auf der Hofseite ist vor allem das Gitter am Kellerabgang zu beachten: ein für Troisdorf einmaliges handwerkliches Meisterstück mit feiner Jugendstil-Blütengestaltung, deren Struktur durch die dickaufgetragene Farbe z. T. zugedeckt wird (Abb. 73).

Das Treppengeländer zur hinteren Haustür zeigt in seiner einfachen Jugendstilstreng Anlehnungen an das Empire (Abb. 74). Es wurden offensichtlich verschiedene Handwerker (Gitterschmiede) beauftragt, um dem Bauherrn den Wunsch nach schöngestalteter Sicherheit zu erfüllen.

Im Bereich dieses Hauses lassen sich noch zahlreiche

kunsthistorische Details nachweisen bis hin zu einer Jugendstil-Hoflampe und einem Pavillon.

Wenn wir die Louis-Mannstaedt-Straße in Richtung Innenstadt zurückgehen, so führt unser Weg am alten Mannstaedt-Kaufhaus I (Konsum) vorbei. An seiner Hofseite hat sich ein schönes altes Gitter erhalten, dessen Pfosten der Form alter Hydranten ähnelt und dem Historismus zuzuordnen ist (Abb. 75).



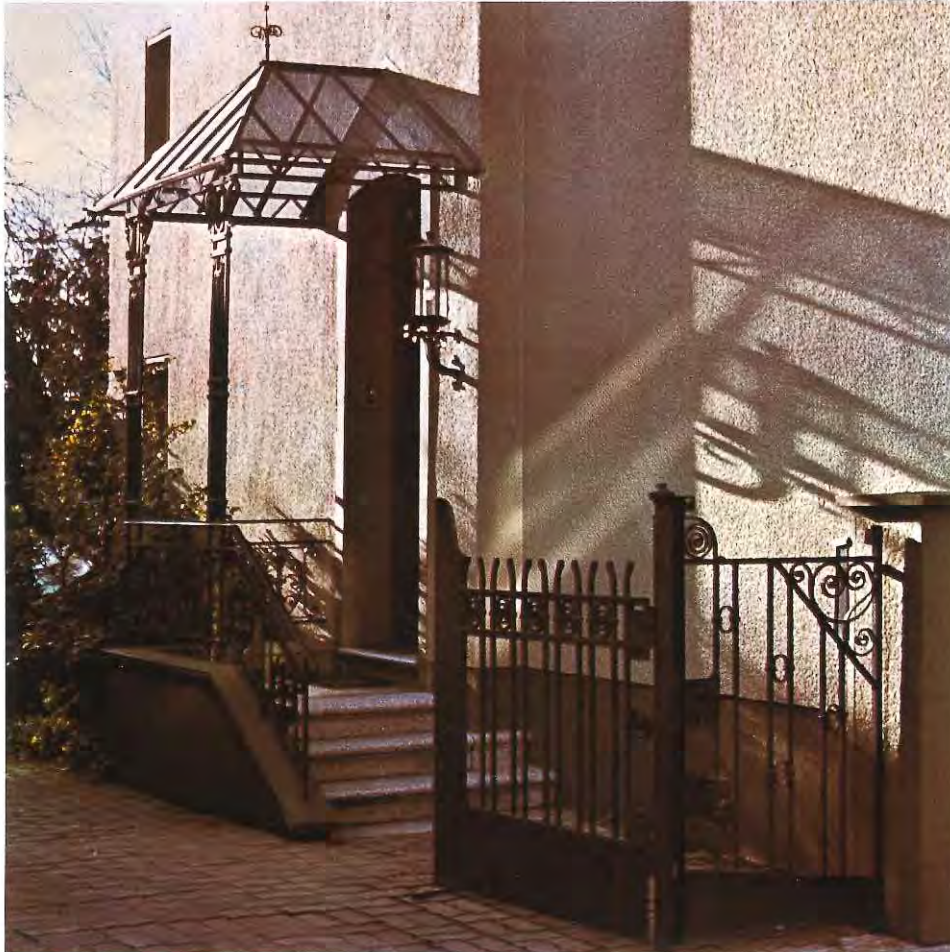
75
Gitter-Pfosten
hinter dem
ehemaligen
»Konsum«



76
Tor am
Fischer-Platz.
Historismus
und Jugendstil

JUGENDSTILGITTER IM STADTZENTRUM

Wir folgen der Louis-Mannstaedt-Straße und treffen hinter der Unterführung auf die Ringstraße. Ein paar Schritte nach rechts führen uns zur Wiege eines alten Troisdorfer Handwerksbetriebs, der Gitterschmiede Hamacher. Schon am Eingangsbereich, besonders aber am herrlich gestalteten Haustürbaldachin (sehr geschmackvoll restauriert!) wird die handwerkliche Meisterschaft des Betriebes vorgestellt. Strenge Jugendstilornamentik, wenn auch nicht rein, herrscht vor (Abb. 77).



77
Schönes Gitter
und eleganter
Baldachin
des Jugendstils
in der Ringstraße

Gehen wir das Stück Weg zurück, dann die Kuttgasse und Hippolytusstraße hoch und biegen zum Fischerplatz ein, so fällt neben dem schönen, meist von Ärzten bewohnten Häuserensemble (das zu einer detaillierten Restaurierung anregt!), ein interessant gestaltetes Gittertor auf, das seine Elemente aus Historismus und Jugendstil mischt (Abb. 76).

Am Bürgerhaus vorbei zur Wilhelmstraße und durch die Viktoriastraße zur Paul-Müller-Straße führt uns der Weg in den Bereich beidseitiger Ensembles der Jahrhundertwende mit guter Bausubstanz. Die Vorgärten sind viel-



78
Jugendstil-Gitter
mit übernommenen
Historismus-
Elementen
vor dem Haus
Paul-Müller-
Straße 2



79
Jugendstil
und
Neue Sachlichkeit
an der
Paul-Müller-
Straße 4



80
Jugendstil
und
Neue Sachlichkeit
an der
Paul-Müller-
Straße 6

fach durch schöne Gitter und Tore von der Straße getrennt. Auf der linken Seite finden wir vier gute Beispiele für Jugendstil und Übergangszeit zur Neuen Sachlichkeit (Abb. 78–80, 84). Über die Emil-Müller-Straße gelangen wir auf die Kölner Straße. Schräg gegenüber mündet die Hohenzollernstraße. An ihrem Anfang leuchtet uns ein auffällig gelb/rotbraun renoviertes Haus entgegen. Zwischen den Mauerpfeilern des Vorgartens (Jugendstilandeutungen) schützt ein Historismus-Gitter vor Beschädigung und Zutritt (Abb. 82).

Wenden wir uns zur Kölner Straße zurück, so begrüßt uns auf der gegenüberliegenden Seite an der Kölner Straße ein gut in grün-weißen Farben renoviertes Haus eines Malerbetriebes. Daneben hat vor 71 Jahren ein



82
Historismus-
Gitter
an der
Hohenzollern-
straße



81
Jugendstil
mit
Palette und Pinseln
von 1909



83
Jugendstil
mit Zirkel,
Reißschleife,
Dreieck, Pinsel,
Staffelei und
Bauplan
von 1909



84
Gittertür
aus der
Übergangszeit
zwischen
Jugendstil
und
Neuer Sachlichkeit
an der
Paul-Müller-
Straße 5

Maler mit zwei feinen Jugendstil-Gittern vor seinen Türfenstern und Darstellungen seines künstlerischen Handwerkzeugs auf seinen Beruf hingewiesen (Abb. 81/83).

Beenden wir hier den kurzen Gang durch Troisdorf, der vor allem ein wenig Schmiedekunst in den Blick rückte.

Es gibt da noch viel mehr in allen Troisdorfer Ortsteilen – das hier war zum Appetitanregen.



85
Weinranken
in Holz
geschnitzt,
Poststraße 34



86
Löwenblumen,
Hippolytus-
straße 8



87
Briefschlitz
in der Tür
des renovierten
Hauses
Kirchstraße 41



88
Keramik-Fries,
Canisiusstraße



89
Keramik-Fries
an der
Johanneskirche



90
Kranzfries,
Haus
Viktoriastraße 9

HOLZSCHNITZARBEITEN, ORNAMENTE IN METALL UND STEIN

Ein ähnlicher Gang wäre möglich, um Holzschnitzkunst vorzustellen, Metall oder Stein. Hier soll aber ein Antippen genügen.

Z. B. Die Holzschnitzarbeiten an den Türen der Häuser Poststraße 34 und Hippolytusstraße 8; ein Weinrankenmotiv und Blumenlöwen (Abb. 85/86). Der gußeisernerne



91
Stein-Fries,
Maienstraße 11



92
Stein-Fries,
Maienstraße 12

Briefschlitz in der Tür des Hauses Kirchstraße 41 (Abb. 87). Die Keramik- und Steinfriese am Haus Canisiusstraße (Abb. 88), an der Johanneskirche (Abb. 89), an Haus Viktoriastraße 9 (Abb. 90) und an den Häusern Maienstraße 11, 12 (Abb. 91/92).

Vielleicht gelingt es dem Verfasser wieder, Anregungen zu geben, sehen zu lernen, zu suchen, zu finden und – zu erhalten!

DIE UNHEILIGEN EINSIEDLER VOM RAVENSBERG

DIE
EREMITAGE
IN DEN
JAHREN
1743 bis 1762

VON ALBERT SCHULTE

Ernte waren im Volk beliebt, nicht zuletzt weil man nach der langen Prozession und dem sicherlich schönen „Feldgottesdienst“ an der Kapelle zum gemütlichen Teil überging, nämlich zum „Picknick“, wie wir heute sagen würden, und zum Umtrunk, der gelegentlich aber auch in Volltrunkenheit und üble Schlägereien ausartete.

Die Eremitage lag bis zum Jahre 1933 auf Sieglarer Gelände, und also war der Sieglarer Pastor, damals der würdige Pfarrer Johann Heribert Weinreis, Vorgesetzter der Eremiten. Diese hielten sich aber lieber an den viel schneller erreichbaren und wohl auch nachsichtigeren Pastor von Troisdorf, und im übrigen suchten sie die Protektion der einflußreichen Herren von Cortenbach auf der nahen Burg Wissem. Diese hielten sich damals einen Hauskaplan (namens Elbertz) und betrachteten die Eremitage als eine Art Hauskapelle, allerdings ohne jeden Rechtsanspruch. Besonders wenn vornehmer Besuch auf Burg Wissem weilte, zog man mit ihm gern zu einem vom Hauskaplan zelebrierten privaten Renommiergottesdienst auf die Eremitage, und die auf starken Rückhalt bedachten Eremiten, für die bei solcher Gelegenheit auch wohl finanziell etwas abfallen mochte, ließen sich's gern gefallen. Der Erzbischof von Köln war weit weg, und das Troisdorfer Hemd war den Einsiedlern näher als der



93
Ravensberg,
Schriftzug
aus einer Karte
des Sieglarer
Burgbanns 1766

EIN UNTERGEGANGENES „KLOSTER“ AUF SIEGLARER GEBIET

Im Jahre 1670 hatten die Herzöge von Berg der Errichtung einer für damalige Verhältnisse stattlichen Einsiedlerklausen in ihrem bevorzugten Jagdgebiet am Rand der großen Heide auf dem Ravensberg zugestimmt, sei es, daß sie sich von den frommen Eremiten ein tägliches Gebet für Hochdero Herzogliches Seelenheil versprochen, sei es, daß sie die mitten im Wald lebenden Einsiedler als bessere Jagdhüter betrachteten¹.

Die Klausner lebten vom „Termin“, also vom Betteln, waren aber bei der Bevölkerung in Troisdorf, Sieglar, Spich, Altenrath, Lohmar und darüber hinaus wohl gelitten, auch wenn sie gelegentlich ein Gläschen über den Durst tranken und sich zu allen Schlachtfesten, Kinderkommunionen und Kirmessen als ungebetene, aber doch nachsichtig geduldete Tischgäste einfanden. Die Pfarrprozessionen zum Ravensberg, etwa zum Antoniusfest am 17. Januar, zum Karfreitag oder nach der

Sieglarer Rock. Wie man sieht, speist sich das auch heute noch interessante Verhältnis der Sieglarer zu den Troisdorfern aus vielerlei Wurzeln.

Seit 1740 weilte ein neuer Eremit, Paulus Müller mit Namen, auf der Eremitage. Er bezeichnete sich bald als deren „Senior“, drängte seinen braven Mitbruder Johannes Esch ziemlich in den Hintergrund, versuchte aus dem Verkauf von „Souvenirs“ (Ringe aus Zinn, Plaketten und wohl tönernen Schalen) an die Wallfahrer ein Geschäft zu machen, vor allem aber sich der Oberaufsicht des Sieglarer Pastors zu entziehen. Dabei hielt er sich an die Herren von Cortenbach, an den einen oder anderen ihm gewogenen Pastor aus der Umgebung, und dann an die 1745 zur Kontrolle aller Eremiten des Erzbistums Köln eingesetzten „Comissarios“. Diese veranstalteten einmal im Jahr zentral für alle „rechtsrheinischen“ Eremiten einen Exerzientag, an dem auch praktische Fragen besprochen wurden. Hier wußte sich Paulus Müller immer gut in Szene zu setzen, und nebenbei auch immer ein wenig Politik zu seinen Gunsten zu machen.

STREIT UM DAS FEST MARIAE GEBURT. ERSTE RUNDE 1743–1748

Der Pfarrer Weinreis in Sieglar mag sich über Müllers clevere Eigenmächtigkeiten schwarz geärgert haben. 1743 lief Weinreis die Galle über, und er versuchte beim Erzbischof – damals der großmächtige und gar nicht so sehr auf's Geistliche bedachte Clemens August aus dem Hause Wittelsbach – einen ersten Vorstoß gegen seinen widerspenstigen Eremiten. Weinreis verschaffte sich Rückendeckung bei seinen Sieglarer Sendschöffen und Meistbeerbten, beim Schultheiß und beim Kirchenmeister – ein bißchen viel für den bettelnden Einsiedler Müller – und bat den Erzbischof, die bis dahin übliche Sieglarer Prozession und den Gottesdienst auf der Eremitage anlässlich des Festes Mariae Geburt (8. September) für das Jahr 1743 zu untersagen. Die religiösen Feierlichkeiten endeten, so hieß es in dem Sieglarer Schreiben, regelmäßig in „Volltrinken mit Brandenwein“ und in Schlägereien, „daß man Menschen wie tot an Brandenwein auf den Wegen liegen findet“. Man prügele sich am Ende so sehr, „daß Stecken und Hölzer wie mit Blut gefärbt werden“. Die Knechte und Mägde kämen nicht zur gehörigen Zeit nach Hause und schon gar nicht am folgenden Tag zur Arbeit, und das Ganze sei nicht ein erbaulicher kirchlicher Festtag, sondern ein vulgäres Ärgernis. Pfarrer Weinreis wußte noch eine ganze Skala von Eigenmächtigkeiten des Eremiten Paulus aufzuzählen: Er hatte eine Kanzel in der Kapelle anbringen lassen, einen Beichtstuhl aufgestellt, eine Monstranz und das dazugehörige Tabernakel besorgt, all das ohne Wissen und Zustimmung seines Pfarrers. Im übrigen nehme er es auch mit seinen seelsorglichen Pflichten nicht genau, vor allem nicht mit dem Besuch der Gottesdienste in der Pfarrkirche zu Sieglar².

Köln reagierte sofort und wies den „Pfarrer von Sieglar und Ravensberg“ an, die Prozession zu untersagen und das hohe Kirchenfest einschließlich des damit verbundenen Alasses in der Pfarrkirche „St. Johannes ante Portam Latinam“ zu feiern. Aber mit dieser erzbischöflichen Weisung war das Problem keineswegs gelöst. Pfarrer Weinreis wußte um die Beliebtheit der September-Wallfahrt zur Eremitage und bemühte sich um weitere Verstärkung, indem er die Pfarrer der Umgebung zu einem Konvent nach Sieglar einlud. Nur drei Pfarrer folgten seiner Einladung, von denen ihm Geylen aus Menden und Averdunck aus Siegburg im großen und ganzen zustimmten, während Pfarrer Delhaes aus Lohmar für den Eremiten Paulus Partei ergriff. Immerhin habe der Hauskaplan von Burg Wissem regelmäßig den Schlüssel des Tabernakels an sich genommen, so daß dem Allerheiligsten auf der Eremitage keine Verunehrung widerfahren sei, und im übrigen habe der Einsiedler Paulus nur das ausgeführt, was der Herr von Cortenbach von ihm verlangt habe, nämlich daß der Gottesdienst „nach alter Sitte“ gehalten werde.

In der Tat störte sich Cortenbachs Kaplan Elbertz auch weiterhin nicht an das erzbischöfliche Verbot, hielt – zur Genugtuung des Eremiten Paulus – nach wie vor Gottesdienst in der Kapelle und gerierte sich überhaupt als eine Art „Pfarrer vom Ravensberg“. Elbertz war schon ein seltenes Exemplar seines erlauchten Berufsstandes, hatte man ihn doch schon früher „wegen alter Übeltaten, Streitigkeiten und Trunkenheit“ gemäßregelt. Weinreis

sah sich genötigt, auch gegen ihn Beschwerde zu führen, was dem Elbertz 1748 die „suspensio a divinis“, also das Verbot der Ausübung geistlicher Ämter eintrug. Er mußte in Köln acht Tage lang strenge Exerzitien absolvieren und danach bei Weinreis in Sieglar in aller Form „Abbitte“ leisten. 1749 erneuerte der Erzbischof noch einmal sein Verbot der Prozession zum Feste Mariae Geburt und damit, so meint Rolf Müller abschließend in seinem schönen Aufsatz über den „Gottesdienst in der Eremitenklaue“, „wurden keine Klagen mehr über die Eremiten laut“.

DIE ZWEITE RUNDE 1752–1754

Aber im Jahre 1752 ging's mit dem Einsiedler Paulus Müller schon wieder los. Im Frühjahr 1753 beschwerte sich Pfarrer Weinreis erneut in Köln, „daß der Eremit Paulus Müller die strengen, eindeutigen erzbischöflichen Dekrete verachte und übertrete“, indem er am Feste Mariae Geburt des Jahres 1752 erneut durch einen Augustinermönch aus Rösrath zu derselben Zeit, als in der Pfarrkirche zu Sieglar ein feierliches Fest mit vollkommenem Ablaß gefeiert wurde, in der Eremitenkapelle ein Hochamt mit Predigt und Sakrament halten ließ. Ebenso habe er am verflossenen Rochusfeste (16. August) für die Pfarrangehörigen aus Spich durch den Kanonikus Reiner Löltgen aus Vilich eine Predigt halten und den sakramentalen Segen erteilen lassen. Außerdem besuche der Eremit nie den Pfarrgottesdienst in Sieglar, auch nicht an den höchsten Festen oder zum Vierzigstündigen Gebet, und er sei überhaupt ein „Ärgernis der Pfarrkinder“. Erneut ersuchte Pfarrer Weinreis den Generalvikar, den Eremiten Paulus zu maßregeln.

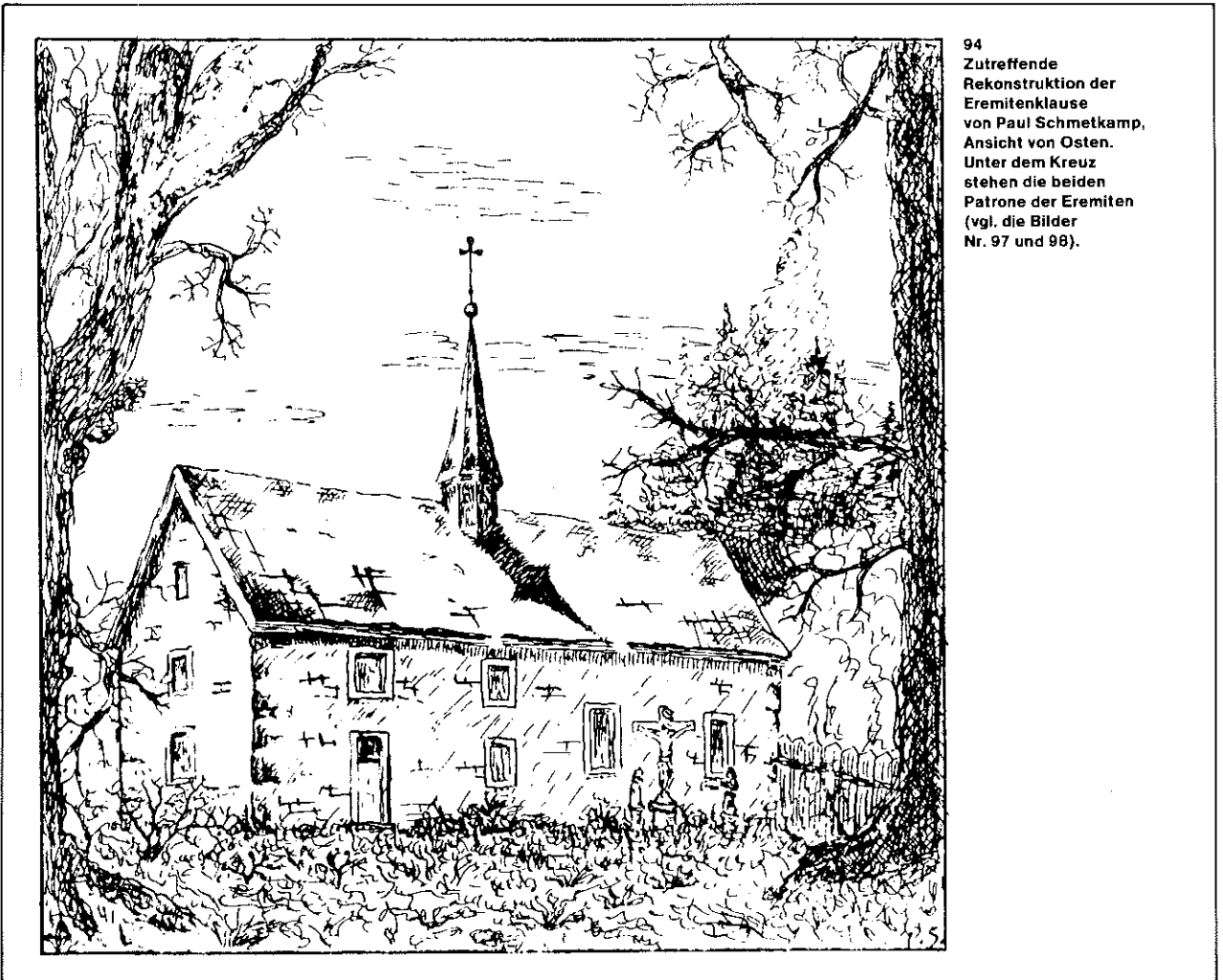
Die Kölner Antwort ließ nicht lange auf sich warten. „Obwohl dem Eremiten Paulo schon mehrmals unter schwere Straf verboten worden“, so hieß es in dem Schreiben an Weinreis, „in seiner Kapelle nichts zum Nachteile der Pfarrkirche zu unternehmen, so haben wir doch mißfällig vernehmen müssen, daß er am Feste Mariae Geburt ein Hochamt etc. habe halten lassen. Wir befehlen daher nochmals ernstlich, sich nicht mehr zu unterstehen, ohne Erlaubnis des Pfarrers Gottesdienst in der Kapelle zu halten, widrigenfalls er durch unangenehme Mittel zum Gehorsam angehalten werden wird.“

In der Tat wurde das Fest im Jahre 1753 auf der Eremitage nicht begangen, aber nicht nur der Eremit Paulus, sondern auch die Gläubigen der Umgebung und sogar einige Pfarrer der Nachbarschaft waren darob so erbost, daß sie am 18. Oktober 1753 ein Protestschreiben nach Köln richteten, in welchem sie sich über die „nicht ohne große Ärgernis zerstörte und verhinderte Andacht“ beklagten und auf folgendes hinwiesen: 1. sei „seit undenklichen Zeiten“ zur Mariae Geburt in der Eremitage ein Ablaß gewonnen worden. Man fügte eine gedruckte Ablaßbulle Papst Benedikts XIV. aus dem Jahre 1750 bei, durch welche dieser Ablaß erneut bestätigt wurde. 2. hätten die „verstorbenen Pfarrer Wenzeslaus Broichhausen (1707–1726) und Franziskus Oepfen (1725–1731) und ihre Vorgänger zu Sieglar alljährlich mit ihren Gläubigen eine feierliche Prozession zur Kapelle gehalten und dem Hochamte beigewohnt. 3. könne auch der jetzige Pfarrer Weinreis nicht bestreiten, daß er nach dem Beispiele seiner Vorgänger gehandelt und teils sogar selber in der Eremitage gepredigt habe oder bei Ver-

hinderung die Predigt durch einen anderen Pfarrer habe verrichten lassen. 4. hätten sich an der Feier immer die Herren von Cortenbach vom Rittersitz Wissem beteiligt, die überdies die Eremitenklaue auf dem Ravensberg protegierten. 5. hätte sich nichts Unglaublicheres begeben können, als daß auf Ersuchen des Pfarrers Weinreis diese ehrwürdige Andacht zum allgemeinen Ärgernis vernichtet und den Gläubigen von Sieglar und Spich verboten würde. 6. lasse es sich in keiner Weise rechtfertigen, daß „durch den Eigensinn und die Willkür eines passionierten Menschen“ (Weinreis!) ein so altes Fest zerstört und der allerseeligsten Jungfrau die Verehrung entzogen, der vollkommene Ablaß untergehen und dem Gespött der Akatholiken unter die Füße getreten werden solle. 7. hätten die Eremiten mit ihrer Klaue früher nach Troisdorf gehört und sie wären auch dort begraben worden, ehe sie eine eigene Grabstätte auf dem Ravensberg hatten³. Zum Schluß der Bittschrift wurden „alle und jede hohe und höchste Obrigkeit gebeten, das Verbot aufzuheben und das Ärgernis wieder gut zu machen“.

fen, Vorsteher, Gemeindemänner und Kirchenmeister aus Lohmar, Scheiderhöhe, Altenrath, Troisdorf, selbst aus Sieglar und Spich. Namentlich genannt werden A. J. C. von Cortenbach, Domherr zu Lüttich, Anselmus Averdunck, Pastor von Siegburg (1734–1770), Hermann Joseph Brandts, Pastor in Altenrath (1752–1777), Edmund Peter Hermes, Pastor von Troisdorf (1717–1764) und der Kanonikus F. H. Baum von St. Andreas in Köln⁴.

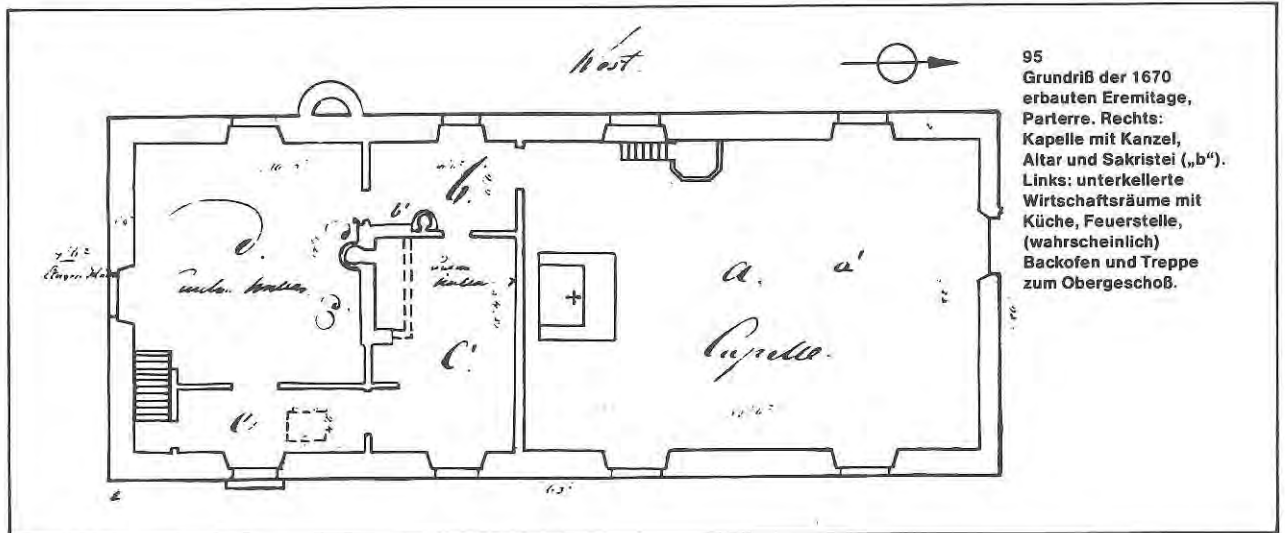
Einen Monat später gelang es den Beschwerdeführern, noch einen weiteren wichtigen Mann, nämlich den unmittelbaren Vorgesetzten der Eremiten, den Erzbischöflichen Kommissar Hebberling, Pfarrer von Blankenberg, für ihre Sache zu gewinnen. Auch er befürwortete in Köln die Aufhebung des Verbotes, das Pfarrer Weinreis angeblich nur durch „sinistra narrata“, also „verleumderische Reden“ erlangt habe. Der Eremitenkommissar wurde 1754 noch einmal in Köln vorstellig: „Er wies dabei nochmals darauf hin, daß durch das Zeugnis der benachbarten Pfarrer und sovieler glaubwürdiger



94
Zutreffende
Rekonstruktion der
Eremitenklaue
von Paul Schmetkamp,
Ansicht von Osten.
Unter dem Kreuz
stehen die beiden
Patrone der Eremiten
(vgl. die Bilder
Nr. 97 und 98).

Aufgesetzt wurde das Schreiben auf der Burg Wissem, sicherlich also auf Betreiben der Cortenbachs. Unterschrieben wurde es am 18. Oktober 1753 zu „Wissem, Droistorff alisque in locis confinibus“, also auf Wissem „an und anderen benachbarten Orten“. Unterzeichner waren „Mehrestbeerbte, benachbarte Pastores, Schef-

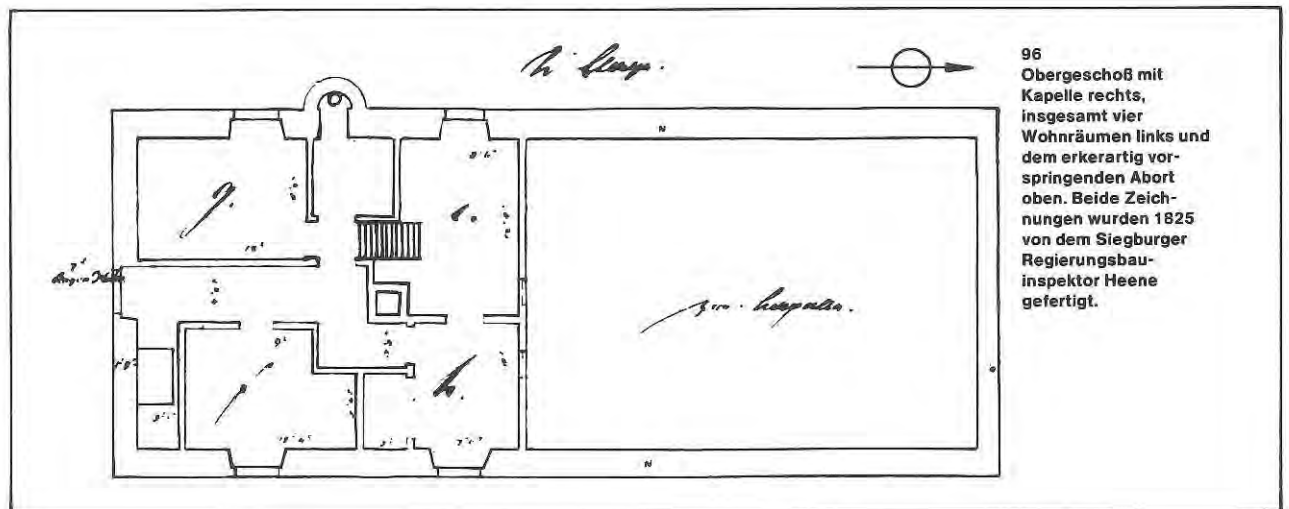
kleriker und Laien die Aussagen des Pfarrers Weinreis völlig entkräftet seien“. („Cuncto a Domino Pastore allegata et narrata omnino enervante“). Aber der Erzbischof blieb fest und hielt weiterhin zu Pfarrer Weinreis. Der streitbare Eremit Paulus Müller, der ja hinter all dem steckte, hatte wieder das Nachsehen, aber immerhin



95 Grundriß der 1670 erbauten Eremitage, Parterre. Rechts: Kapelle mit Kanzel, Altar und Sakristei („b“). Links: unterkellerte Wirtschaftsräume mit Küche, Feuerstelle, (wahrscheinlich) Backöfen und Treppe zum Obergeschoß.

eine ganze Reihe honoriger Leute auf seiner Seite. Am wichtigsten für ihn war dabei der seit 1745 für die auf dem rechten Rheinufer ansässigen Eremiten vom Erzbischof eingesetzte „Eremiten-Commissarius“, der damalige Pfarrer von Blankenberg an der Sieg, Heinrich Hebberling, der sich, wie oben ersichtlich, für die Eremitage und gegen den Pastor von Sieglar einsetzte, und zwar nur, weil Einsiedler Müller „es mit ihm konnte“, den Commissar gegen den Sieglarer Pfarrer ausspielte (siehe Anmerkung 4).

war einverstanden, aber damals hatte die Äbtissin von Gerresheim den Müllers'schen Plan vereitelt, und der wohl einheimische Johannes Esch blieb bis zu seinem Tode am 4. Dezember 1758 auf dem Ravensberg. 1749 also fand der Konvent der Eremiten am 3. Mai in Lohmar statt, und unser Paulus Müller war, wie auch in den folgenden Jahren, ein aufmerksamer, anscheinend fromm ergebener Teilnehmer an diesen „Eremiten-Kapiteln“. Als der hochangesehene Lohmarer Pfarrer und „Eremiten-Commissarius“ – sein Dechant nannte ihn



96 Obergeschoß mit Kapelle rechts, insgesamt vier Wohnräumen links und dem erkerartig vorspringenden Abort oben. Beide Zeichnungen wurden 1825 von dem Siegburger Regierungsbaupinspektor Heene gefertigt.

DIE LOHMARER EREMITEN-KONVENTE, 1749–1752

Der erste, vom Bischof in Köln angeordnete Konvent der rechtsrheinischen Eremiten hatte 1749 in Lohmar unter dem Vorsitz des Pfarrers Markus Engelbert Delhaes (1734–1752) stattgefunden (und auch schon dieser erste Eremiten-Kommissar hatte sich, wie wir gesehen haben, für Müller und gegen Weinreis eingesetzt). Schon 1747 hatte der Paulus Müller über den Pfarrer Delhaes versucht, den zweiten auf der Eremitage lebenden Einsiedler, den harmlosen Bruder Johannes Esch, mit dem sich Müller zerstritten hatte, vom Ravensberg zu entfernen und ihn gegen einen von der Eremitage Grafenberg bei Düsseldorf „auszutauschen“. Delhaes

ehrend „eine Zierde unseres Convents“ („decus capituli nostri“) – 1752 starb, sollten die jährlichen Zusammenkünfte der Eremiten eigentlich nach Sundern bei Bilstein verlegt werden, da in der dortigen Eremitage genügend Unterkünfte zur Verfügung standen, während sich die Einsiedler in Lohmar ein Notquartier bei den Bauern hatten besorgen müssen. Die Eremiten selbst, immerhin 23 an der Zahl, schlugen die Pfarrer von Drolshagen, Veischede oder Kolhagen als Kandidaten für den neuen Kommissar vor, doch wurden ihre Vorschläge übergangen. Wohl auch, damit die Eremiten auf ihrem Weg zu den Kapiteln keine „unkatholischen Orte zu passieren brauchten“, in denen sie nicht selten Hänseleien ausgesetzt waren, hatte Dechant Johann Petrus Jakobs aus Uckerath den Pfarrer Hebberling aus Blankenberg,

„virum optimae vitae et morum, etiam discretum“ (also, „einen Mann von allerbestem Lebenswandel und guten Sitten, auch verschwiegen“), zum neuen Kommissar vorgeschlagen, der auch bald, nämlich am 15. Mai 1752, ernannt wurde.

PAULUS MÜLLER AUF DEN BLANKENBERGER „KAPITELN“ DER JAHRE 1753–1756

Die Konvente in Blankenberg, zu denen sich etwa zwölf Eremiten aus dem Gebiet des Herzogtums Berg einfanden, begannen morgens um sechs mit dem „Primum Sacrum“, also der kanonischen Hore „Prim“ des Breviers, der, nach römischer Stundeneinteilung, ersten Stunde des Tages. Es folgte die Vorbereitung auf Beichte und Kommunion, gegen neun eine kurze Bittandacht,

solches, von Pfarrer Weinreis unterschriebenes Papier vorweisen konnte, aber er scheint nichtsdestoweniger seine Bettelienz regelmäßig erhalten zu haben.

Paulus Müller, der sich bei diesen „Eremiten-Kapiteln“ gern als „Senior vom Ravensberg“ anreden ließ – sein meist ebenfalls anwesender Mitbruder Johannes Esch spielte bei diesen Zusammenkünften nur eine Statistenfigur –, war regelmäßig zugegen, sprach dem Kommissar nach dem Mund und war zum Schluß des Kapitels der einzige, der unter dem „Punkt Verschiedenes“, wie man das heute nennen würde, etwas vorzubringen hatte.

Seit 1753 mußte er auf der Ravensberger Eremitage mit einem dritten Mitbruder zusammenleben, der wohl etwas ernster zu nehmen war, als der gutmütig-dümmliche „Esche Hännnes“. Es handelte sich um einen gewissen Johannes Rupertus Wolter (oder vielleicht auch Welter), der sich als Eremit den Vornamen „Arsenius“



97
Paulus Eremita
mit dem Raben,
der ihm in der Wüste
täglich im Schnabel
ein Brot zutrug.
Beide Skulpturen
stehen heute am
Eingang der
Sieglarer Pastorat.
Aufnahme: 1950



98
Der Eremitenpatron
Antonius mit dem
„Schächerkreuz“ oder
„Antoniuskreuz“ auf
dem Schulterumhang
und dem Schwein zu
seinen Füßen.
Ursprünglich als Symbol
der Überwindung des
Bösen gemeint, machte
das Schweinchen den
h. Antonius beim
frommen Kirchenvolk
schließlich zum Patron
der Haustiere
(„Ferkestünn“).
Aufnahme: 1950

um halb zehn ein feierliches Hochamt mit Diakon und Subdiakon und „einer Predigt über das heilige Kreuz als Mittel, den Menschen von den Sünden abzuziehen“. Im „Capitulum Disciplinae“ wurden anschließend etwaige Vergehen der Eremiten besprochen und gegebenenfalls bestraft, und dann kam der für die Bettelbrüder wichtigste Punkt der Tagesordnung, nämlich die schriftliche Verlängerung ihres „Termins“, d. h. der Bettelerlaubnis. Dazu mußten die Eremiten ein gutes Leumundszeugnis ihres Ortspfarrers vorlegen. Es ist schwerlich anzunehmen, daß unser Paulus Müller ein

zulegte, wohl mit Bezugnahme auf seinen Vorgänger auf der Eremitage Arsenius Tripmann, der dort einen Stationsstein gestiftet hatte (der heute noch steht). Dieser Johannes Rupertus oder Arsenius Wolter war bis zum Jahre 1753 Lehrer in Asbach gewesen, hatte von dort auch ein gutes Abgangszeugnis mitgebracht, und war nunmehr, durch wessen Vermittlung auch immer, als dritter Eremit auf dem Ravensberg erschienen. 1754 hatte er brav am Eremitenkapitel teilgenommen, aber im nächsten Jahr bekam er Schwierigkeiten. Man hielt ihm vor, „sich in einer Wirtschaft zu einer Predigt des Pfarrers

von Sieglar, Weinreis, abfällig geäußert zu haben“. Wir entsinnen uns, daß es in diesen Jahren wieder einmal um die Prozession zum Feste Mariae Geburt ging und daß Müller zum zweiten Mal gegen Weinreis verlor. Sollte der kleine Intrigant Müller die Courage, eigentlich die Unverfrorenheit besessen haben, den Wolter, den er gern vom Ravensberg entfernen wollte, beim hohen Eremiten-Commissarius als unliebsamen Kritiker des Pfarrers Weinreis (Müllers Intimfeind) anzuprangern, und damit für die neuerlichen Querelen um das Mariae-Geburts-Fest verantwortlich zu machen? Dann wäre Müller in puncto Prozession das Odium als Renitent und gleichzeitig den unliebsamen, weil intellektuell gleichwertigen Arsenius Wolter losgeworden. Aber beim Kapitel des Jahres 1755 wurde Wolter von den alten Vorwürfen freigesprochen. Zähneknirschend muß Paulus mit seinen Mitbrüdern Arsenius und dem alten Johannes von Blankenberg aus die Sieg hinunter zum Ravensberg zurückgewandert sein.

Auf das Kapitel des nächsten Jahres bereitete sich Müller besser vor, d. h. er „sammelte Material“ gegen seinen ihm widerwärtigen Mitbruder Wolter und trug dies dem hohen Eremiten-Commissarius vor. Übrigens war Müller auch jetzt wieder der einzige der zwölf oder mehr bei den Kapiteln anwesenden Eremiten, der den Mut aufbrachte, in diesem heiklen Capitulum das Wort zu ergreifen. Müller machte geltend, daß sich mit Wolter einfach nicht friedlich zusammenleben lasse. Er muß Einzelheiten über das pikante Gemeinschaftsleben auf dem Ravensberg genüßlich vorgetragen haben, und tatsächlich gelang es ihm, den guten Pfarrer zu überzeugen. „Da es sich herausgestellt hat“, so heißt es in den Kapitelakten, „daß die Brüder am Ravensberg nicht friedlich zusammen leben, wird, um den Stein des Anstoßes auszuräumen, verfügt, daß der Bruder Arsenius in Sundern wohnen wird“. Tatsächlich wurde Arsenius mit einem bis dahin in der Eremitage Sundern bei Bilstein im Sauerland hausenden Eremiten „ausgetauscht“. Er hat sich selbst zu den gegen ihn erhobenen Vorwürfen nicht geäußert. Aber auch nach seiner „Strafversetzung“ nach Sundern besuchte er weiterhin die Exerzientage. Daß er als ehemaliger Lehrer geistig reger war als die meisten seiner Mitbrüder, mag sich auch daraus erweisen, daß er auf dem Capitulum des nächsten Jahres vom Kommissar ausgewählt wurde, während des gemeinsamen Mahles aus den Schriften des Hl. Thomas von Kempen vorzulesen.

PAULUS MÜLLER CONTRA ADOLPHUS DE SANCTA CLARA, IN MENDEN 1757

Im Jahre 1756 war der gute Blankenberger Pfarrer und Eremitenkommissar Hebberling gestorben. Sein Nachfolger als Kommissar wurde der Pfarrer von Menden, Peter Geylen (1742–1771), so daß man es vom Ravensberg aus zum „Kapitel“ des Jahres 1757 nicht weit hatte. Als Pfarrer Geylen – unerfahren wie er mit diesen seltsamen Eremiten war – seine erste Zusammenkunft in Menden vorbereitete, versuchte er, die „Tagesordnung“ so erbaulich wie möglich zu machen. Um sieben Uhr morgens begann man mit Andacht und Beichte. Um acht zog man in einer kleinen Prozession mit dem Allerheiligsten über den Kirchhof. Danach war Hochamt mit Pre-

digt „über das geduldige Ertragen der Widerwärtigkeiten des Lebens“ und dann kam das wichtige Disziplinkapitel. Nach dem Mittagsmahl gab es eine Ermahnung zu Zucht, Mäßigung und Friedensliebe, eine Erneuerung der Profeß, „welche mit lauter Stimme vorgelesen wurde“ und danach betete man zur „Verehrung der heiligen fünf Wunden Christi mit ausgebreiteten Armen fünf Pater Noster und Ave Maria“. Es folgte eine Katechese „de bonis operibus“, und schließlich kam man zu dem für die Eremiten wichtigsten Punkt der „Tagesordnung“, der Erneuerung der „Lizenz zum Terminieren“, also der offiziellen Bettelerlaubnis. Nach einem Vesperbrot sang man gemeinsam die „Ambrosianische Hymne“, das Te Deum, und dann wurden die Einsiedler in ihre zum Teil weit entfernten Klausen entlassen.

Selbstverständlich spielte Paulus Müller auch auf diesem Kapitel eine Starrolle und hatte zum zweiten Mal Erfolg. Der von Sundern aus für den Wolter zum Ravensberg versetzte Eremit trug den klangvollen Namen Adolphus de Sancta Clara. Auch er muß ein – nennen wir es so – „Individualist“ gewesen sein, und das konnte bei dem engen Zusammenleben mit Paulus Müller auf dem Ravensberg nicht gut gehen. Im gestrengen „Capitulum Disciplinae“ hielt der sicherlich von Müller informierte Pfarrer Geylen dem neuen Eremiten vor, „umherzuschweifen, den Arzt und Chirurgen zu spielen, sich in den Wirtshäusern ärgernismäßig zu betrinken und mit dem Senior Paul Streit zu beginnen. Das Schlimmste ist, daß er einer gewissen Frau, die ihn aber heldenmütig abgewehrt habe, schimpfliche Anträge gemacht habe. Er ist dem Trunk ergeben und wurde betrunken unter einem Baum liegend gefunden. Er sei nicht Kurkölnischer oder Jülich-Bergischer Untertan, sei verheiratet gewesen, habe aber kein Zeugnis über den Tod seiner Frau“. Pfarrer Geylen wußte nicht, was er mit dem sauberen Einsiedler anfangen sollte und stellte die Entscheidung dem Generalvikariat anheim. Adolphus wurde schlicht aus dem Eremitenstand entlassen und damit war seine kurze Gastrolle auf dem Ravensberg beendet.

Paulus Müller konnte zum zweiten Mal zufrieden von einem Kapitel nach Hause pilgern. Der einzige noch verbleibende Mitbruder, Johannes Esch, der an dem Mendener Konvent von 1758 noch teilgenommen hatte, verstarb im Dezember des gleichen Jahres. Für ihn kam bald ein neuer Eremit auf den Ravensberg, Antonius Flegel, von dem wir weiter nichts hören, der sich also dem Paulus Müller angepaßt haben wird. Im übrigen wurde es bald ganz still auf dem Ravensberg, denn am 8. November des Jahres 1762 ist Paulus Müller in der Eremitage friedlich im Herrn entschlafen, und Antonius Flegel überlebte seinen „Senior“ bis zum 7. April 1770.

DAS UNRÜHMLICHE ENDE 1833

Der anscheinend wirklich fromme Eremit Arsenius Tripmann hatte vor 1740 schon einiges am Ravensberg mobil gemacht. Sein Nachfolger Paulus Müller brachte mit einer imponierenden Mischung von Gottergebenheit und Bauernschläue in den Jahren 1740 bis 1762 noch viel mehr zuwege. Aber der letzte Eremit, der Düsseldorf Dittges, der hier von 1820 bis 1825 „wirkte“, sollte alle Rekorde schlagen. Er betrieb das Betteln in großem Stil und lebte selbst nicht schlecht dabei. Er

wohnte nicht einmal mehr auf der Eremitage, sondern – zusammen mit dem damaligen Troisdorfer Pastor Blotz – in der Gastwirtschaft der Wittib Schumacher, einer geborenen Mühlens (im späteren Gasthaus Mörsch). Dittges hatte hochfliegende Pläne – und hätte sie um ein

Nur ein Heinrich George oder ein Jean Gabin hätte diesen Düsseldorfer Radschläger Dittges, den letzten „Vorsteher der Eremitage auf dem Ravensberg“, im Film darstellen können, aber vielleicht stellen wir ihn bald wenigstens literarisch vor.



99
Das einzige, das uns von der ganzen, gut 150 Jahre währenden Eremitenherrlichkeit blieb, ist eine mächtige am Ort „natürlich“ gewachsene Quarzitplatte, die als Fundament von Teilen der Kapelle diente.
Aufnahme: 1950

Haar verwirklicht –, nämlich die inzwischen 150 Jahre alte Kapelle von Grund auf zu erneuern, auch noch ein wunderhübsches Einsiedlerhäuschen für sich selbst dazu zu bauen, um dann hier stilvoll seinen Lebensabend zu verbringen, – mit dem König von Preußen im Rücken.

Obwohl Bürgermeister, Landrat und Regierungspräsident, obwohl Ortspfarrer, Dechant und Erzbischof, die ja alle ihre Erfahrungen mit den merkwürdigen Männern in den Eremitenkläusen hatten, obwohl also alle weltlichen und kirchlichen Instanzen sich mit Händen und Füßen gegen des Dittges großartige Pläne wehrten, gelang es ihm, ein Patent des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen in Berlin zu erwirken, der sich selbst über seinen Innenminister Altenstein hinwegsetzte und dem angeblich frommen Einsiedler Dittges das Betteln in der ganzen Rheinprovinz erlaubte. Dittges trieb sich in den Wirtschaften an der Mosel von Coblenz bis Trier herum, brachte die erstaunliche Summe von 487 Talern zusammen und der Erzbischof von Köln und der Oberpräsident der Rheinprovinz brauchten ein halbes Jahr dazu, den sauberen Eremiten zu Fall zu bringen. Denn wenn der König persönlich das Betteln und den Wiederaufbau der Eremitage erlaubt hatte, so konnte auch nur Seine Majestät der König diese Erlaubnis wieder entziehen. Und da der Monarch sich dabei vor aller Welt – vom Minister abwärts bis zum letzten Sieglarer Ackerer – blamiert hatte, dauerte dies seine Zeit.

Aber dies ist die neue, die letzte Geschichte der auf ihre Weise traditionsreichen Eremitage auf dem Ravensberg. Sie wurde 1833, damit ähnliche Hochstapeleien sich nicht mehr ereignen konnten, auf Betreiben des Kölner Erzbischofs unter Aufsicht des Sieglarer Bürgermeisters abgerissen.

ANMERKUNGEN

- 1 C. H. Th. Deltos, Geschichte der Pfarreien des Dekanates Siegburg, Köln 1896, S. 332 f.; Carl Breuer, „Die Eremitage am Ravensberg“, in Troisdorf im Spiegel der Zeit, hg. v. W. Hamacher, Siegburg 1950, S. 91 f.; ders., Sagen der Wahner Heide, Heimatblätter des Siegkreises, 11. Jgg. S. 49 ff.; C. Füssenich, Zur Geschichte der Eremiten in der Erzdiözese Köln, in Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein, Band 74, 1902, S. 139 ff.
- 2 Die Schwierigkeiten des Pfarrers Weinreis mit dem Eremiten Paulus in den 40er Jahren des 18. Jahrhunderts entnehme ich dem schönen Aufsatz von Rolf Müller, Gottesdienst in der Eremitenklause auf dem Ravensberg, in den Heimatblättern des Siegkreises, Heft 76, S. 30. Das Wiederaufleben dieser Differenzen in den 50er Jahren ist von mir aus dem Aktenband „Sieglar“ des Erzbischöflichen Historischen Archivs in Köln zusammengestellt.
- 3 Daß „die Eremiten früher nach Troisdorf gehört“ hätten, trifft nicht zu. Sie waren von der Gründung der Eremitage 1670 bis zu deren Auflösung 1826 stets dem Pfarrer von Sieglar untergeordnet, scheinen sich aber daher bei den Pfarrern von Troisdorf viel wohler gefühlt zu haben. In der Tat sind einige von ihnen auf dem Troisdorfer Friedhof beerdigt worden, aber „eine eigene Grabstätte auf dem Ravensberg“ hatten sie zu keiner Zeit. Wahrscheinlich wechselte man schon 1753 Tripmanns „Fußfallstein“ mit einem Grabstein.
- 4 Zu den in diesem Aufsatz genannten Pfarrern des unteren Siegkreises vgl. Deltos (a.a.O.) S. 72, 127, 143, 303, 322 und 336, sowie Maassen, Geschichte der Pfarreien des Dekanates Königswinter, Köln 1890, S. 152 und 444. Die bei Deltos S. 333 angeführte Liste der bekannten Eremiten ist unvollständig und in der Reihenfolge irrig. Der unter Nr. 2 genannte Bruder Paulus und der unter Nr. 9 genannte Bruder Paulus Müller müssen identisch sein.
- 5 Die bisher unbekanntenen Angaben über einzelne Eremiten sowie ihr Gebaren bei den seit 1749 veranstalteten „Eremiten-Kapiteln“ in Lohmar, Blankenberg und Menden verdanke ich dem im Erzbischöflichen Archiv in Köln hinterlassenen, ungedruckten Manuskript „Zur Geschichte der Eremiten der Erzdiözese Köln“ und weiteren Notizen des als Heimatforscher tätigen Kölner Sanitätsrats Rudolf Creutz, der dazu anscheinend auch Quellen des Erzbischöflichen Archivs in Paderborn verwertet hat. Rektor Neuman, Köln, hat mich freundlicherweise auf die Schrift aufmerksam gemacht.

ANDREAS SARTOR KUNST DES LICHTES

TJH
INTERVIEW
MIT
EINEM
JUNGEN
FOTOGRAFEN

100
Andreas
Sartor
mit
seiner
Hasselblad



Bisher haben die Troisdorfer Jahreshefte verschiedene bildende Künstler aus dem Stadtgebiet vorgestellt. Auch in diesem Heft ist dies der Fall. Ein TJH-Mitarbeiter führte diesmal außerdem ein Gespräch mit einem 25jährigen freischaffenden Fotografen. Einige Passagen dieses Gesprächs sollen hier wiedergegeben werden und ein wenig Kommentar zu den abgebildeten Fotos liefern.

TJH: *Herr Sartor, es ist sicher nicht die intelligenteste Frage, aber wir stellen sie trotzdem: Wie sind Sie zur Fotografie gekommen?*

Andreas Sartor: Ein Lehrer, ein Onkel, das Haus der Offenen Tür – Herr Heinz Müller (DN-Fotoclub) führte dort Lehrgänge durch – waren die ersten Anreger. Ich fotografiere erst seit acht Jahren. Für die Fotografie eine sehr kurze Zeit. Nach einem Versuch auf der Fachschule für Metallverarbeitung in Sieglar, der fehlging, und einigen unbedeutenden Jobs wurde mir das Hobby „Fotografie“ immer wichtiger. Die Freundschaft zu dem Sohn eines bekannten Troisdorfer Industriefotografen gab den Ausschlag, das Hobby zum Beruf werden zu lassen. Ich überbrückte die Zeit, bis die Lehrstelle bei dem Fotografen frei wurde, mit dem Beginn einer kaufmännischen Lehre in einem großen Fotogeschäft in Köln und einigen Jobs und begann danach die Ausbildung zum Industriefotografen – zunächst als Fotolaborant, danach als Fotograf.

TJH: *Können Sie noch einiges über die Ausbildung sagen – und wie kam es schließlich zu dem Schritt vom Industriefotografen zum künstlerischen Fotografen?*

Andreas Sartor: Die Ausbildung prägte vor allem ganz bestimmte Grundmuster. So die absolute Sauberkeit im chemischen Bereich und die Ausdauer und Ruhe bei der Ausarbeitung von Vergrößerungen; aber auch den Umgang mit Kameras und Zusatzgeräten. Dabei wurde auch die Fertigkeit trainiert, mit einfachsten Hilfsmitteln und unter ungünstigen Bedingungen zu ansprechenden Ergebnissen zu kommen.

Neben und vor allem nach meiner Ausbildung begann ich damit, mir die übrigen Gebiete der Fotografie systematisch zu erarbeiten. Man braucht für jeden Bereich seine Zeit. Und ich mache in dieser Zeit kaum etwas anderes.

TJH: *Wir haben vor einiger Zeit Fotos von Ihnen im „Meeting“ (Gaststätte für Jugendliche in der Poststraße in Alttroisdorf) gesehen. Damals war eine junge Spanierin ihr bevorzugtes Objekt. Heute sehen wir bei Ihnen vor allem Landschaftsaufnahmen.*

Andreas Sartor: Das bestätigt ja das, was ich sagte. Die Ausstellung im Meeting fiel mit dem Abschluß meiner Porträtarbeiten zusammen. Heute eigne ich mir die Landschaftsfotografie an. Ich fahre dazu ins Bergische Land oder in die Eifel, in Gebiete, die für mich Ursprünglichkeit und Ungestörtheit repräsentieren. Auch die Lichtverhältnisse sind wichtig, Tages- und Jahreszeit. Störungen durch den Menschen – Bauten, Industrie, Straßenverkehr, Menschen selbst – sehen Sie in meinen Bildern nicht!

TJH: *Ja, es fällt auf, daß Sie die „heile Welt“ suchen – die Schöpfung. Haben Sie kein Verhältnis zu sozialkritischer Fotografie?*

Andreas Sartor: Die sozialkritische Fotografie ist nicht



101
Reduktion
auf wenige
Farben,
exzentrische
Landschafts-
Behandlung

meine Fotografie. Diese Art zu fotografieren überlasse ich den Stern-Reportern, die leisten da Erstaunliches. Ich betrachte das Foto als Kunstwerk, als Einzelstück, das durch Aufnahme- und Dunkelkammertechnik zustande kommt. Sie sehen ja auch, welche Mühe ich der Rahmung und Präsentation meiner Bilder widme.

TJH: Wenn wir Ihre Bilder durchgehen, fällt auf, dass Sie ein relativ kleines Format bevorzugen, obwohl Sie überwiegend mit der Mittelformatkamera arbeiten.



102
Auch hier
Farbreduktion,
aber
zentrische
Anordnung



103
Durch
Farbbeschränkung
in Form einer
Tontrennung
wirkt das
Teleskop unwirklich-
galaktisch

Andreas Sartor: Meine Schwarzweißbilder mache ich fast ausschließlich im 6 × 6-Format, in Zukunft sogar im 9 × 12-Format, Farbdias aber überwiegend mit der Kleinbildkamera. Die Größe einer Fotografie ist nicht entscheidend, wohl ihre Qualität. Sie sehen hier getonte Fotos und farblich gestaltete. Hier die neuesten Arbeiten aus dem Nahbereich. Nach der Landschaftsfotografie – die nach meinen letzten Reisen nach Amerika und Marokko noch einmal einen Höhepunkt erlebte – steht dieser Bereich jetzt zur Erarbeitung an.

TJH: Herr Sartor, wir nehmen an, daß Sie nichts dagegen haben, wenn wir Ihre Freundin, die sehr oft mit Ihnen zusammen ist, in unsere Gesprächsthematik einbeziehen. Ist es für sie eigentlich leicht, mit einem Fotografen be-



104
New York,
farblich schöne
Steinwüste

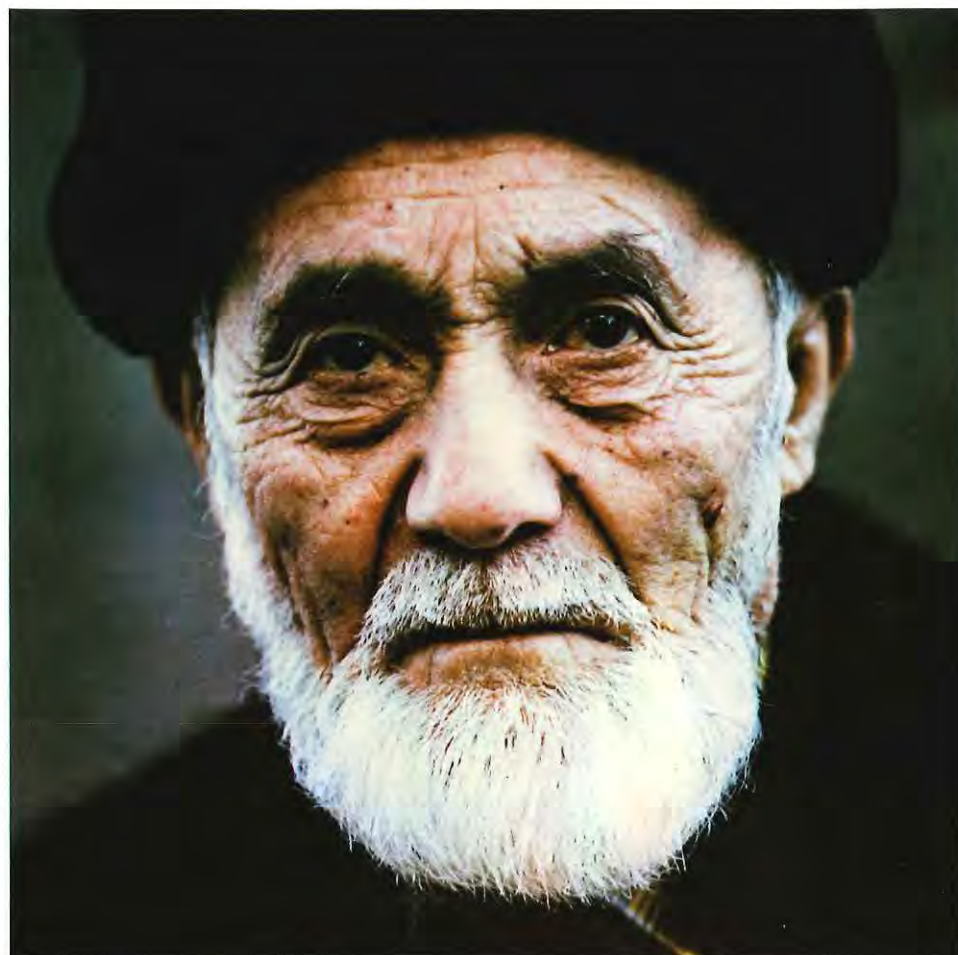
freundet zu sein. Gibt es da Schwierigkeiten? Wir sehen, daß Ihre Kamera aufnahmebereit im Wohnzimmer steht, wir erkennen aber kein einziges Foto Ihrer doch recht attraktiven Freundin.

Andreas Sartor: Das ist ein gewisses Problem, das Sie da ansprechen. Meine Freundin ist im Gegensatz zu vielen anderen Mädchen, die sich gerne und effektiv vor der Kamera produzieren, ausgesprochen kamerascheu. Es gibt nur sehr wenige Fotos von ihr. Vielleicht ist wirklich etwas an der Feststellung dran, daß Fotografie Gefühle zerstört. Außerdem mußte sich meine Freundin zuerst daran gewöhnen, daß „Fotograf“ wirklich ein Beruf und nicht nur ein Hobby sein kann.

TJH: Sie beide haben engen Kontakt zur Galerie Donath. Hat dieser Kontakt – wenn wir uns hier bei Ihnen umsehen, könnte man das annehmen – auch Einfluß auf die künstlerische Aussage Ihrer Fotografie gehabt?

Andreas Sartor: Ich glaube, das kann man sagen. Zumindest was Farbgebung und Präsentation angeht. Auch die bei Frau Donath gezeigte Kunst ist selten gesellschaftskritisch; sie ist vor allem ästhetisch, aber sie geht weit über rein ästhetische Dekoration hinaus!

TJH: Wir dürfen aber noch einmal zu den fotografischen Bereichen zurückkommen. Sie sagten eben, daß Sie in der Aufbauphase die verschiedenen Gebiete der Fotografie intensiv erarbeiten wollen. Ihr Ziel ist aber wohl



105
Porträt eines
alten
türkischen
Mannes,
aufgenommen in
Troisdorf-Bergheim

letztlich das Porträt. Sind Sie dazu auch entsprechend ausgerüstet?

Andreas Sartor: Es ist richtig, daß ich mich bald als Porträtfotograf in Troisdorf niederlassen möchte. Für eine anspruchsvolle Porträtfotografie bin ich mit entsprechenden Studiogeräten ausgerüstet. Eine Großformatkamera wird bald dazukommen. Meine derzeitige Tätigkeit als Foto-Fachverkäufer ebnete mir den Weg zu den notwendigen profihaften Anschaffungen. Ich hoffe, in einem der nächsten Jahreshefte mein Können als Porträtfotografie in einer Bildreportage über „Menschen in Troisdorf“ unter Beweis stellen zu können.

TJH: Auf dieses Angebot kommen wir gerne zurück. Aber jetzt wollen wir noch einmal versuchen, das Charakteristische Ihrer Fotokunst zusammenzufassen. Wie würden Sie es selbst ausdrücken?

Andreas Sartor: Ich versuche, das Schöne im Foto festzuhalten bzw. darzustellen. Was in meinen Bildern mit Sicherheit nie vorkommen wird, sind alltägliche Szenen, die sich örtlich und zeitlich zuordnen lassen. Ich halte zeitlose heile Welt fest. Gesellschaftskritik ist wichtig, sie entzieht sich aber der künstlerisch-zeitlosen Darstellungsform.

TJH: Vielen Dank! Wir nehmen an, daß Ihre Aussagen zusammen mit den hier vorgestellten Bildern einen Ein-



106
Der Makro-Bereich verlangt millimetergenaue Scharfeinstellung und ein Feingefühl für sachgerechte Präsentation

druck von Ihrer Arbeit vermitteln können; und da Fotografie für Sie – wie Sie es selbst einmal ausdrückten – wichtiges Erfolgserlebnis ist, wünschen wir Ihnen: Viel Erfolg!

WEGKREUZE UND HEILIGEN HÄUSCHEN IN ESCHMAR

VON HEINRICH BRODESSER

Im letzten Troisdorfer Jahresheft (Nr. IX) haben wir in unserem Aufsatz „Kultmale am Wege“ damit begonnen, die Kreuze und Heiligenhäuschen im Stadtgebiet Troisdorf vorzustellen.

Nachdem wir uns zuerst mit den westlichen Stadtteilen Bergheim und Müllekoven befaßt haben, möchten wir uns diesmal den Kultmalen im Eschmarer Gebiet zuwenden.

Wir finden hier vier schöne Wegekreuze:

- das Passionskreuz von 1797,
- das Braschoskreuz von 1815,
- das Neumüllerskreuz von 1836,
- das Pohlskreuz von 1855.

Als Heiligenhäuschen ist das kleine, heute nicht mehr vorhandene Antoniusheiligtum zu erwähnen.

DAS PASSIONSKREUZ VON 1797

steht an der ehemaligen Kleinbahn-Haltestelle in Eschmar zur linken Hand der Rheidter Straße, wo diese auf die Bahnlinie stößt.

Der Name Passionskreuz, der heute kaum noch geläufig ist, wird auf die Symbole der Leidensmale des Kreuzaufsatzes zurückzuführen sein.

Der Kreuzaufbau zeigt einen dreigliederten Grundsockel, einen Schaft mit Inschrift, eine Altarplatte mit Konsole, darauf einen oberen Schaft mit Muschel-nische, eine konkave Dachplatte, eine Standplatte und endlich den Kreuzaufsatz. Dieser besteht aus drei Teilen: dem aufrecht stehenden Balken, dem Querbalken und dem senkrechten Abschluß. Die Kreuzenden zeigen einen Wulstsattel. Das Kreuz, zu Ehren der Hl. 5 Wunden errichtet, wie die Aufschrift sagt, trägt die Symbole dieser Wunden: die Hände rechts und links im Querbalken, das Herz und die beiden Füße, letztere in gekreuzigter Form, im senkrechten Teil und zusätzlich die Dornenkrone im Abschluß.

Im ganzen macht das Kreuz, das aus andesitischem Gestein besteht, den Eindruck eines relativ guten Erhaltungszustandes.



107
Passionskreuz
von 1797

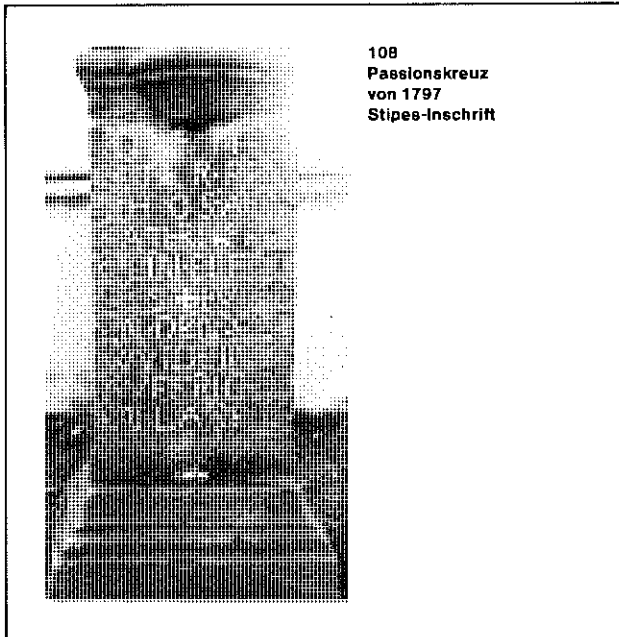
Die Inschrift im unteren Schaft gibt Entstehungsjahr und Stifter wieder.

Sie lautet:

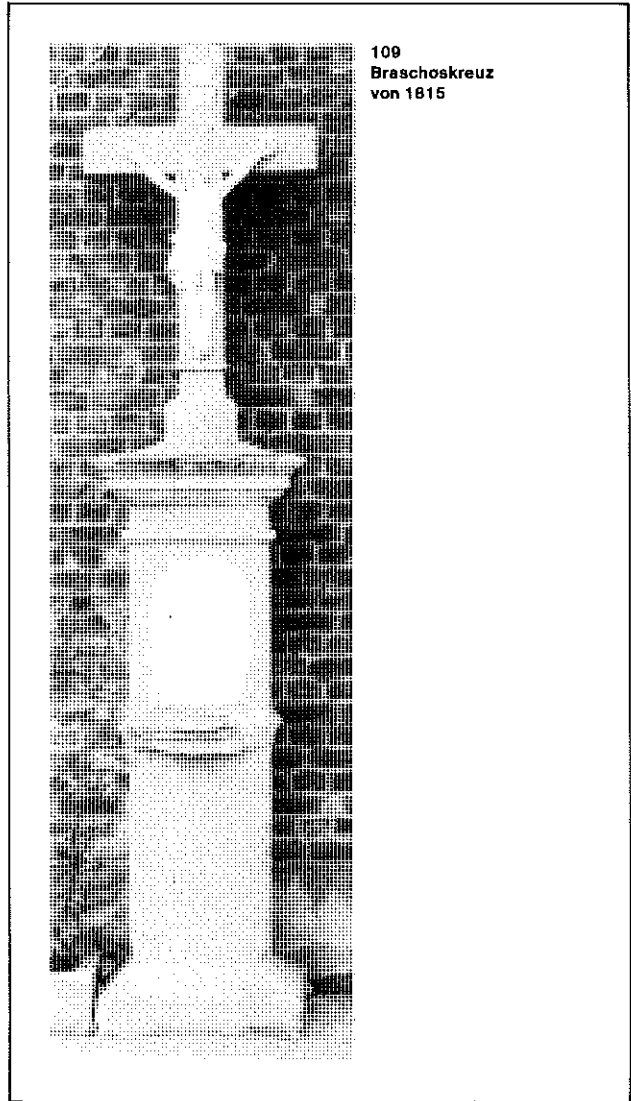
Anno 1797. HAT
PETER. PRA
SCHOS. ANNA.
CATHARINA.
KLEIN. ELEV.
DIS + ZV EHR
EN. DEN. H. 5
WVNDEN
AVFFRICHD
EN. LASEN

Die Eheleute Peter Braschos sind der Familie Braschos auf dem Müllerhof – heute Bergheimer Straße 1 – zuzurechnen. Im 18. Jahrhundert waren sie die Halbleute des abteilichen Präsenzhofes und zugleich der abteilichen, später herzoglichen Mühle zu Eschmar; so bezeugen Urkunden von 1763¹.

Am 18. Mai 1774 verkaufte die Abtei Siegburg die Mühle an den Herzog von Berg. Dieser gab seinem Rentmeister Frantz in Niederdollendorf den Auftrag, die „Eschmarer Mahl Mülh und Zubehör“² an den Meistbietenden zu verpachten. Dadurch verlor die Familie Braschos die Mühle aus ihrer Pacht und wurde seither die „Ahlmöllesch“ (Altmüllers) genannt.



108
Passionskreuz
von 1797
Stipes-Inschrift



109
Braschoskreuz
von 1815

Indes kann der obengenannte abteiliche Pächter Braschos – er hieß auch Peter und war verheiratet mit einer Katharina – nicht der Erbauer jenes Passionskreuzes gewesen sein. Er ist nämlich schon vor 1774 gestorben, da seine Ehefrau Katharina in den Urkunden dieses Jahres als Witwe bezeichnet wird.

Sein Sohn, wiederum ein Peter Braschos, ehelichte eine Anna Barbara Kuhlhaß³ und scheidet daher ebenfalls als der Stifter des Kreuzes aus.

Dessen Bruder, der Advokat Johann Heinrich Braschos, geb. 1759 zu Eschmar, gest. am 2. Februar 1821 zu Eschmar, war übrigens der 1. Bürgermeister der Gemeinde Sieglar von 1810–1821 und erledigte seine Amtsgeschäfte vom alten Müllerhof aus.

Ein Sohn des zweiten Peter Braschos, ebenfalls ein Peter, wird es gewesen sein, der die Anna Katharina Klein gehehlicht hat. Wir müssen demgemäß in ihm den Stifter des vorgenannten Wegekreuzes sehen. Er könnte auch den säkularisierten abteilichen Präsenzhof aus dem preußischen Staatsbesitz erworben haben.

Die Familie Braschos stellte im Verlaufe des 19. Jahrhunderts die Ortsvorsteher von Eschmar. Der 1808 geborene Peter Josef Braschos sollte im Jahre 1853 Bürgermeister der Gemeinde Sieglar werden. Obwohl er dazu ordnungsgemäß gewählt war, lehnte ihn die Kölner Regierung ohne Angabe der Gründe ab. Dagegen konnte später sein Sohn Bertram dieses ehrenvolle Amt übernehmen. Er baute in seiner Amtszeit von 1886 bis 1906 ohne jede Genehmigung neben seinem Hof zu Eschmar das 1. Sieglarer Bürgermeisteramt auf eigene Kosten, das allerdings nach seinem Tode am 27. Mai 1906 unter seinem Nachfolger Joh. Lindlau wieder geschlossen wurde. Der Familienbesitz ging an seinen Sohn Theodor, von diesem an dessen Sohn Heinrich Braschos über.

DAS BRASCHOS-KREUZ AUS DEM 19. JAHRHUNDERT

steht rechts neben der Einfahrt zu der Backsteinhofanlage, Eschmar, Bergheimer Straße 1.

Es erhielt seinen Namen von diesem Gutshof des Heinrich Braschos.

Zuvor hat allerdings dieses Kreuz an anderer Stelle gestanden, und zwar am alten Spritzenhaus gegenüber der Gastwirtschaft Odenthal, neben der Einmündung der Rheider Straße in die Rheinstraße, auf dem Grund und Boden des alten Nesselrodeschen Burghofes.

Als man während des letzten Krieges in den Jahren 1942/43 das Spritzenhaus abriß – man hatte ein neues, modernes Feuerwehrhaus gebaut – sollte auch das Kreuz verschwinden, so hatten die Vertreter der NSDAP-Spitze beschlossen. Allein, der Betriebsleiter des gemeindlichen Wasserwerkes Johann Kurth (Waserkurth genannt oder auch Köschesch Hännens) hatte das spitz gekriegt und gab dem Gutsbesitzer Heinrich Braschos den entscheidenden Wink. Dieser holte kurz entschlossen, trotz der langen Gesichter einiger Parteimitglieder, das Kreuz vor seinen Hof und baute es dort an der jetzigen Stelle wieder auf. Dort diente es seit dieser Zeit als Prozessionskreuz.

Das Aussehen des Kreuzaufbaues zeigte eine große Ähnlichkeit mit dem Strunckschen Kreuz aus Bergheim: Auf einer verwitterten Bodenplatte steht der untere

Schaft, der eine kaum lesbare Inschrift zeigt, abgedeckt von der nur wenig vorkragenden Altarplatte, darauf der obere Schaft mit Nische, in der eine in Stein gemeißelte Mutter Gottes zu sehen ist. Darüber ein mehrteiliges Gesims und ein flachgeschrägtes Dach. Standplatte und Kreuzaufsatz bilden den Abschluß. Der am Kreuz hängende Corpus wurde aus Stein gefertigt.

Corpus, Inschrifttafel mit den Buchstaben INRI (Jesus Nazarenus Rex Judaeorum – Jesus von Nazareth, König der Juden), Nische und Madonna sind weiß gestrichen. Im übrigen ist das Kreuz mit graublauer Farbe zugekleistert. Darunter zergeht der Stein. Da die Farbe das ganze Kreuz abdeckt, ist die Gesteinsart schwer zu definieren. An einigen schadhaften Stellen im Fuß und unteren Schaft scheint ein trachytisches Gestein erkennbar zu sein. Das Kreuz macht stellenweise einen stark verwitterten Eindruck.

Die Kreuzinschrift ist nur bruchstückhaft erhalten. Selbst diese Überreste sind kaum lesbar. Ich glaube, folgende Textstücke noch erkennen zu können:

.....

 (hab)en dieses
 Kreuz aufgerichtet
 zur Ehren
 der schmerzhaften
 (Mutter Gottes)

Nach Aussage des alteingesessenen Eschmarer Bürger Heinrich Fritzen hat der vollständige Text wie folgt gelaute:

Johann Braschos
 Anna Chatarina Neuhöfers
 haben dieses
 Kreuz aufgerichtet
 zur Ehren
 der schmerzhaften
 Mutter Gottes
 1815

Das Madonnenbild ist dargestellt als Mutter der sieben Schmerzen, die daher von 7 Schwertern umgeben wird.

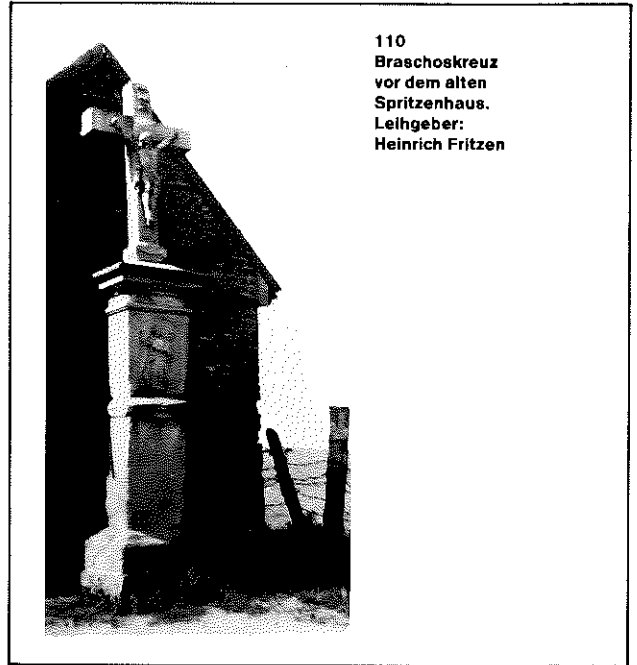
Da in obengenannter Familie Braschos (Altmüllers) keine Ehefrau Anna Chatarina Neuhöfers bekannt ist und das Kreuz auch ursprünglich vor einem anderen Anwesen gestanden hat, hegen wir die Vermutung, daß eine andere Familie Braschos, die vom Hohnshof (de Hoans), als Stifter anzusehen ist.

DAS NEUMÜLLERSKREUZ VON 1836

steht am Ausgang des Ortes Eschmar in Richtung Mondorf links neben der Rheinstraße, kurz bevor diese die Bahnlinie überquert.

Der Name ist zurückzuführen auf den Familienbeinamen der Stifterin.

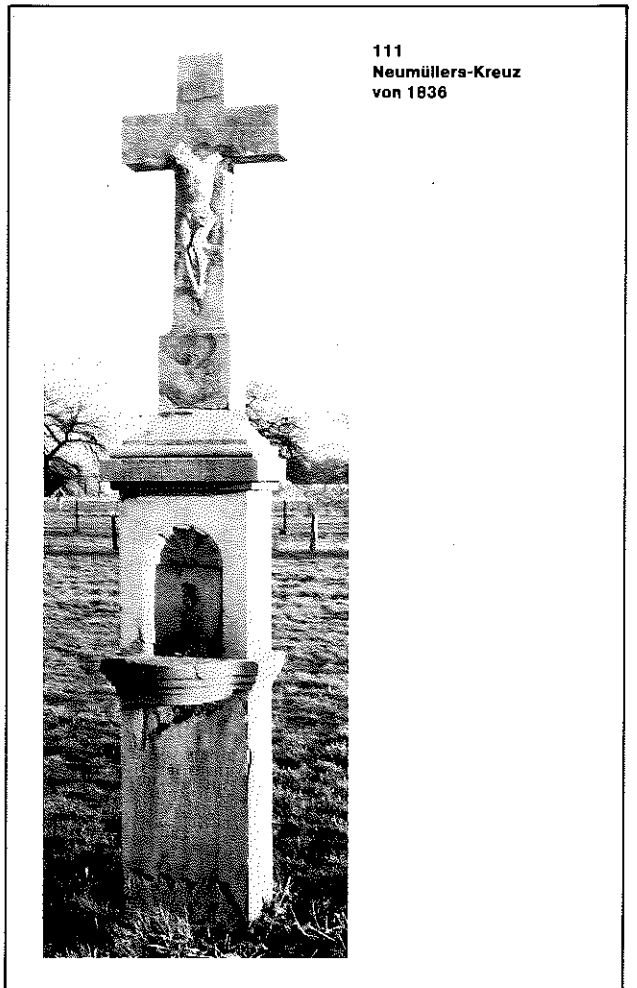
Das Kreuz besteht aus einer Sockelplatte, dem unteren Schaft mit Inschrift, einer vierstufigen Altarplatte, dem oberen Schaft mit Muschelnische, aus der eine durch Eisenklammern festgehaltene Figur entfernt wurde, dem mehrschichtigen Dach, dessen abgeschrägter Ab-



110
 Braschoskreuz
 vor dem alten
 Spritzenhaus.
 Leihgeber:
 Heinrich Fritzen

schlußplatte, dem folgenden Kreuzsockel und dem Kreuzaufsatz. Am Kreuz hängt ein metallener hohler Corpus (wahrscheinlich aus Blei).

Das gesamte Kreuz macht einen verfallenen Eindruck. Der braungelbe Sandstein ist sehr verwittert und



111
 Neumüllers-Kreuz
 von 1836

droht in Platten auseinanderzubrechen. Die Inschrift ist noch erhalten und deutlich lesbar:

ZV. EHREN. DER. SCH -
MERZHAFTER. MVTTER.
GOTTES. ERRICHTET.
VON. AMALIA. BECKER.
WITWE. DES. MATHIAS.
ENGELS. ZV. ESCHMAR.
1836

Einige Schriftzeichen lassen erkennen, daß der Steinmetz des Schreibens nicht besonders geübt war. Er verdreht z. B. das D und schreibt statt dessen C.

Die Stifterin Amalie Becker, Witwe des Mathias Engels, ließ also das Kreuz zu Ehren der „Schmerzhaften Mutter Gottes“ errichten. Vielleicht hat sie besonderes Leid erfahren und wollte sich auf diese Weise dem Schutz Mariens empfehlen, vielleicht wollte auch sie einer der Sitten der damaligen Zeit folgen und stellte darum in die Altarnische eine Mutter der 7 Schmerzen oder auch eine Pieta, die leider später weggenommen wurde.

Die Familie Becker, heute noch wohnhaft in Eschmar, Berghheimer Straße 10, in einem schönen Fachwerkhof des 18. Jahrhunderts, hat den Beinamen „Neumüllers“. Dieser Zweitname ist darauf zurückzuführen, daß die Familie Becker, bzw. ihre Vorfahren aus der Familie Engels, 1774 Pächter der berg. herzoglichen „Kameralmühle“ zu Eschmar wurden. Sie lösten damit den Eschmärer Halben Braschos in der Mühlenpacht ab. Seither heißen die Engels bzw. Beckers Neumöllesch (Neumüllers).

Es ist ein interessantes Spiel des Zufalls, daß die Amalie Becker mit dem Mathias Engels verheiratet war, während unter ihren Nachfahren eine Amalie Engels einen Mathias Becker ehelichte.

DAS POHLSKREUZ VON 1855

steht zwischen dem Ort Eschmar und der Gartenstadt unter einer Linde an der Stelle, wo die Kapellenstraße und die Rubensstraße auf die Bahnlinie stoßen.

Die Herkunft seines Namens ist ungewiß.

Der heutige Zustand des Kreuzes geht auf eine Renovierung in den 60er Jahren zurück. Von dem alten Kreuz, das an gleicher Stelle stand, ist nicht viel übrig geblieben; nur Dach und Gesims wurden unverändert und voll-

ständig übernommen. Bei dieser gründlichen Erneuerung wurden genau die ursprüngliche Form und der ehemalige Aufbau wiederhergestellt.

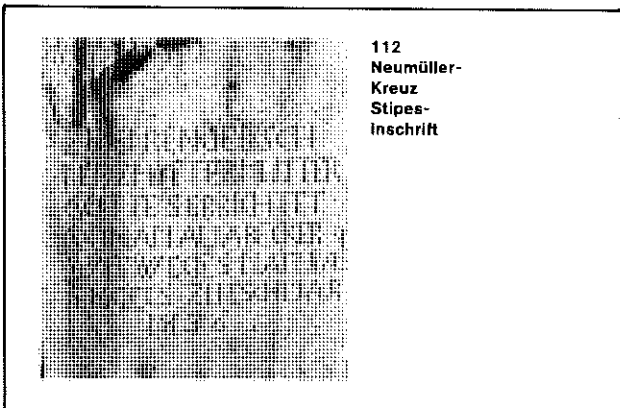
Nur die alte Inschrift war damals bereits so zerstört, daß man sie nicht mehr lesen konnte. Sie wurde daher leider nicht auf das neue Kreuz übertragen. Damit ging ein wichtiges Dokument dörflicher Geschichte unter. Auch wurde das Bild eines Kelches in der Muschelnische nicht übernommen.

Heute macht das Kreuz einen recht gepflegten Eindruck:

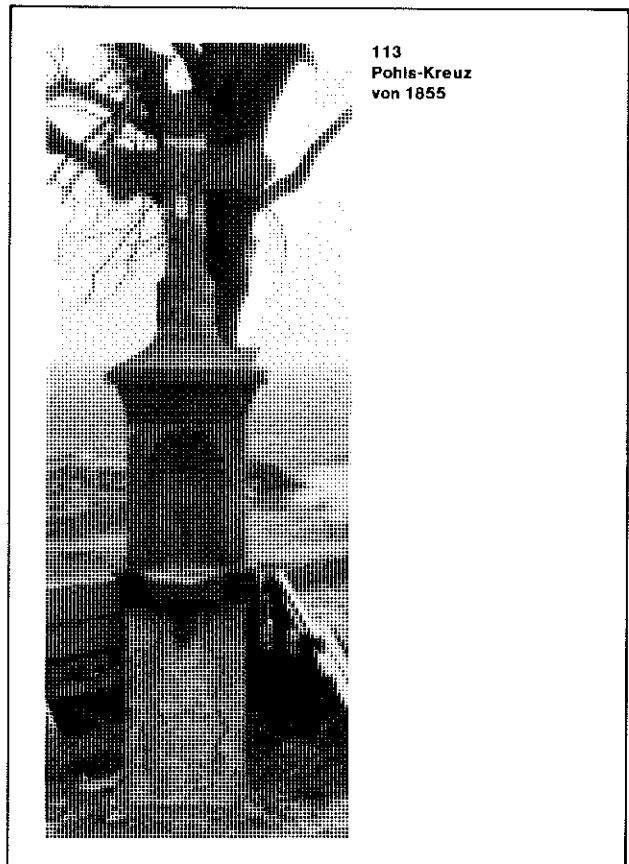
Auf einer Fußplatte, die fast im Erdboden verschwindet, steht der untere Schaft, abgedeckt von einer vierstufigen Altarplatte; darauf folgen der obere Schaft mit Muschelnische, ein vierschichtiges Gesims, ein geschrägtes Dach, eine fast kubische Standplatte und schließlich der Kreuzaufsatz mit Dreipaßenden und einem steinernen Corpus. Fast alle Teile sind wie gesagt neuerer Entstehung, aus einem hellen gelblich-bräunlichen Gestein. Nur das Dach und das Gesims bestehen aus einem grauen Sandstein, dem oben erwähnten Relikt des ursprünglichen Kreuzaufbaues.

Das Pohlskreuz gibt uns einige Rätsel auf:

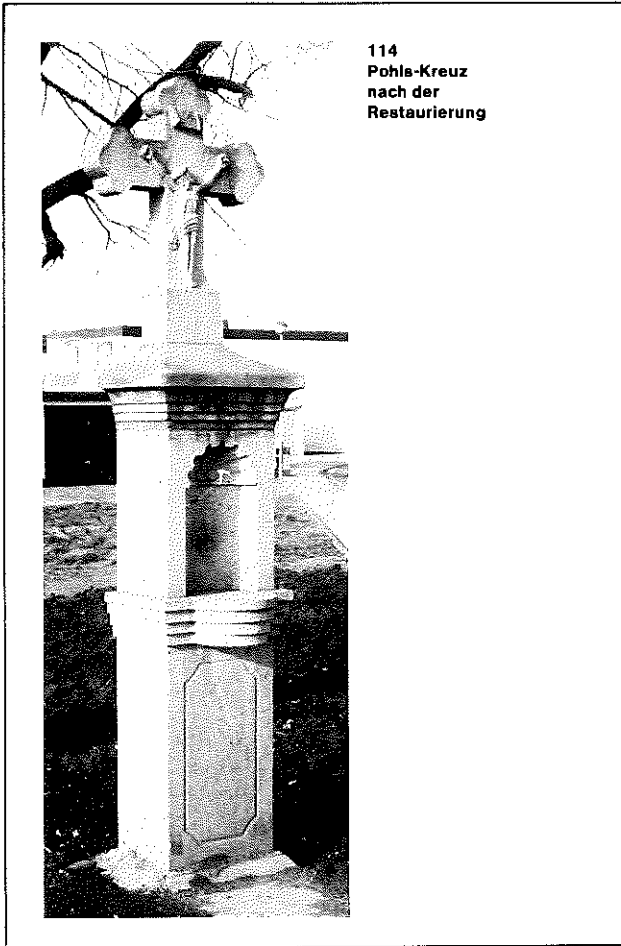
Dem Aussehen, der Form, den einzelnen Stilelementen nach (Dreipaßenden des Kreuzaufsatzes, Muschelnische, steinerner Corpus u. a.) könnte es im 17. Jahrhundert erbaut worden sein. Der Resttext, den ich Anfang der 60er Jahre fotografiert habe, lautete:



112
Neumüller-
Kreuz
Stipes-
inschrift



113
Pohls-Kreuz
von 1855



114
Pohl-Kreuz
nach der
Restaurierung

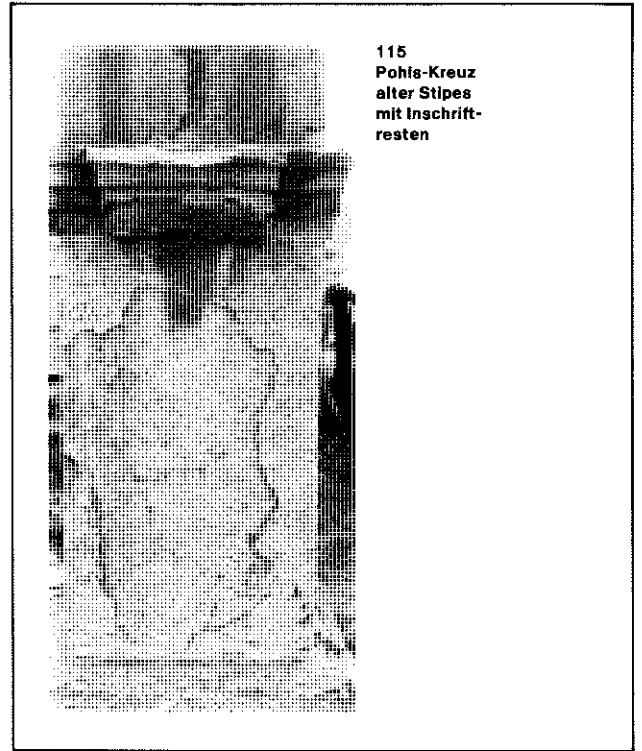
Dieses Kreuz haben
die Braschos
.
(zu Eschmar)
. der
. (z)ur
.
. es
M a
. (1)855

Glücklicherweise wurde mir vor einiger Zeit eine Fotografie überlassen, die den Zustand des Kreuzes aus der unmittelbaren Nachkriegszeit zeigt und den vollständigen Text der Inschrift wiedergibt:

Dies Creuz haben
die Ehel. Braschos
und
Kerp zu Eschmar
erneuet und wieder
aufgerichtet zur
Ehre der
Unbefleckte Gottes
Mütter Maria
im Jahre 1855

Damit ist zweifelsfrei geklärt, daß wiederum die Familie Braschos vom Müllerhof sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts des zerfallenen Kreuzes angenommen hat, und zwar waren es diesmal die Eltern des langjährigen Bürgermeisters Bertram Braschos (1886–1906), nämlich der Peter Joseph Braschos und seine Gattin

Maria Christina, geb. Kerp. (In der Mitte des vorigen Jahrhunderts führten vor Bertram Braschos die Brüder seiner Mutter das Gemeinderegiment; von 1834–1853 war der Johann Kerp Bürgermeister der „Sammetgemeinde“ Sieglar, nach seinem Tode sein Bruder Wilhelm von 1853–1886).



115
Pohl-Kreuz
alter Stipes
mit Inschrift-
resten

Nun, die „Erneuerung“ und „Wiederaufrichtung“ des Kreuzes im Jahre 1855 setzt voraus, daß an dieser Stelle ein viel älteres Vorgängerkreuz gestanden haben muß. Und in der Tat reicht die Bezeichnung „Pohlkreuz“ eine geraume Zeit weiter zurück.

Wir finden in den Handrissen und Urkatasterkarten um 1823⁶ bereits die Flur „Am Pohlkreuz“ als alten Flurnamen eingetragen.

Waren die ersten Stifter jenes Kreuzmales vielleicht die Besitzer des Pohlshofes zu Eschmar?

Ein solcher stand in der jetzigen Rheinstraße der heutigen Schule gegenüber zwischen dem Anwesen Kursescheid/Rutz und Honnecker/Becker. Seinen Namen soll er (nach unglaubwürdigen Aussagen älterer Dorfbewohner von Eschmar) von dem „Wegge-Pohl“, einer Weidenweiche, in der Nähe des Hauses bekommen haben. Solches kann nur vermutet werden und ist weder erwiesen, noch wahrscheinlich. Die Bezeichnung Pohlhof ist möglicherweise von einem Familiennamen aus älterer Zeit abzuleiten.

Der alte Pohlshof, ein Fachwerkbau, wurde nach dem Kriege wegen Baufälligkeit abgerissen. Er hat sicherlich einmal eine besondere Rolle im Dorfe Eschmar gespielt. Um die Jahrhundertwende war er im Besitz der Familie Immendorf. Der Wilhelm Immendorf, der „Pohls Wellem“, ist den alten Eschmarern noch ein Begriff.

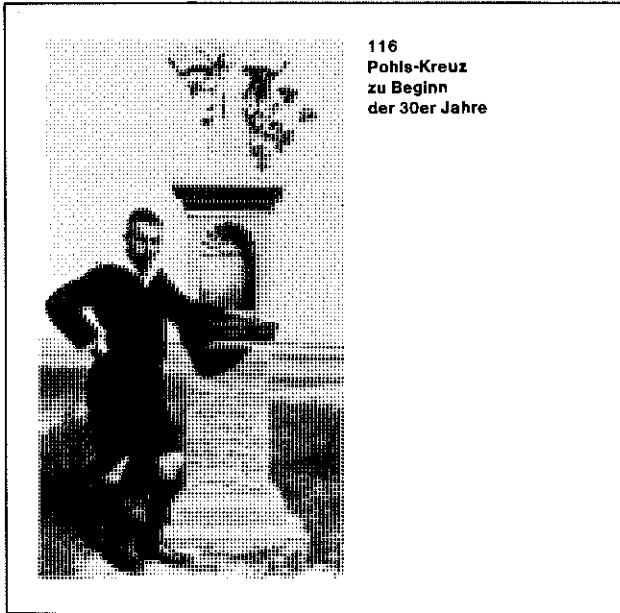
Um 1700 gehörte das Gut der Familie Mülhens. Der 1688 in Rheidt geborene Heinrich Mülhens heiratete nämlich

die Magdalena Offermann, über die der Pohlhof an die Familie Mülhens kam.

Ein Urenkel, der Wilhelm Mülhens, ist der Gründer des Hauses 47117.

Sollte die Familie Mülhens mit unserem Wegekreuz, das übrigens in früheren Jahren als Prozessionskreuz diente, in Verbindung zu bringen sein?

Wir müssen zunächst ehrlicherweise die vielen unbeantworteten Fragen offen lassen.



116
Pohlis-Kreuz
zu Beginn
der 30er Jahre

DAS HENSELERS ANTONIUS-HEILIGENHÄUSCHEN VON ETWA 1920

Nach dem Ersten Weltkrieg stiftete die in Siegburg wohnende, aus Eschmar stammende Familie Henseler im Heimatort ein Heiligenhäuschen zu Ehren des hl. Antonius von Padua. Es stand an einem Feldweg, der am Fuß des Niederterrassenhanges entlang führte, etwa 20 m neben der Mauer des Anwesens Bouserath, der Eschmarer „Villa“, in Richtung Wasserwerk.

Das kleine gemauerte Häuschen beherbergte in einer vergitterten Nische eine Figur des hl. Antonius mit dem Jesuskind. Diese Stiftung mag aufgrund eines Versprechens zustande gekommen sein, da der Heilige, der in dieser Zeit besondere Verehrung fand, im Volksbewußtsein als der Helfer in Not galt, der jeder Bitte Gewährung schenkt und Verlorenes wieder herbeischafft.

Als bei der Landzusammenlegung der 20er Jahre der Weg eingezogen wurde, an dem das Kapelchen stand, nahm man damit dem kleinen Heiligtum sehr bald jeden Zugang, und es fiel in Vergessenheit. Nur wenn im Winter

die Kinder mit ihrem Schlitten den „Wolfsgarten“, eine Baumwiese, hinunterrodelten, stießen sie am Ende ihrer Rodelbahn auf jenes Häuschen und wurden darauf aufmerksam.

Da es aber nicht mehr gepflegt wurde, schritt der Zerfall schnell fort; heute ist es ganz verschwunden.

ANMERKUNGEN

- 1 Joh. Stärk, Geschichte der Eschmarer Mühle, HbIS., 7. Jg. Heft 1/2, Seite 6–10.
- 2 ebd.
- 3 Schulte, Sieglar, Seite 15.
- 4 Vgl. Joh. Stärk, Geschichte der Eschmarer Mühle, in HbIS., 7. Jg., Heft 1/2, S. 6–10.
- 5 Von Herrn Heinrich Fritzen, Eschmar.
- 6 Archiv des Katasteramtes in Siegburg.
- 7 J. G. Bach, Scheffe Jacob Mülhens in Troisdorf, in: HbIS., 15. Jg., Heft 2, Seite 86–90.

Literaturverzeichnis

1. Arntz, Ludwig: Wegekreuze und Wegebild, in: Zeitschrift für christliche Kunst, Jg. XXXV (1912), S. 70 ff.
2. Bach, J. G.: Drei Kreuze auf der Wahner Heide, in: HbIS, 13. Jg., Heft 4 (1937), S. 3 + 4.
3. Bücher, Johannes: Wegekreuze und Bildstöcke im Gebiet der Stadt Beuel, aus der Reihe „Studien zur Heimatgeschichte der Stadt Beuel am Rhein“, Heft 10, 1968.
4. Delvos, Chr. H. Th.: Geschichte der Pfarreien des Dekanates Siegburg, Köln 1896.
5. Fischer, Karl Heinz: Die alten steinernen Grabkreuze im Kölner Raum. Eine Typenuntersuchung (Dissertation), vorgelegt bei der Techn. Hochschule in Darmstadt, 1956.
6. Freudenberg, J.: Wegekreuze bei Königswinter, in: Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinland, Heft LXII (1878), S. 185.
7. Gerlach, Herm. Josef: Zwei Wegekreuze in Siegburg und Albach bei Birk/Siegburgkreis, HbIS, Heft 74/S. 36/37.
8. Hörter, Fridolin: Bildstöcke und Wegekreuze aus der Umgebung von Mayen, in: Zeitschrift des Rhein-Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz, Jg. 15 (1922), S. 76 ff.
9. Kisky, Hans: Hölzerne Wegekreuze im Siegburgkreis, in: HbIS, Heft 66/S. 14–22.
10. Kreuzberg, J. P.: Wegekreuze am Niederrhein, in: Zeitschrift des Rhein. Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz, Jg. 1912, S. 186 ff.
11. Kuhfahl, Adolf: Der Stand der Steinkreuzforschung, in: Korrespondenzblatt des Dt. Geschichts- u. Altertumsverein, Jg. 1919, S. 241.
12. Link, Robert: Wegekreuze unserer Heimat, in: HbIS, Heft 62/S. 18–21.
13. Müller, Rolf: Ein wiedergefundener Fußballstein in Troisdorf, in: HbIS, Heft 79/S. 78.
14. Zuppke, Emil: Wegekreuze im Godesberger Raum, in: Godesberger Heimatblätter, Heft 1–8 (1963–1971).
15. Gronewald, J.: Unveröffentlichte Tagebuchnotizen.

SANKT JOHANNES FARBIG UND SCHÖN

VON HELMUT SCHULTE

... wenn es heute in Sieglar, dem Troisdorfer Ortsteil, der wegen seiner geschichtlichen Herkunft die kommunale Vereinnahmung am schwersten schluckte, die „schönste Kirche“ gibt, dann hat das sicher mehrere Ursachen. Da kann man die besondere Liebe der Sieglarer zu ihrer Kirche nennen, das anerkannte Engagement von Pfarrer Heimers, eine nostalgische Restaurierungskotterie unserer Zeit oder – den Zufall.

DER BEFUND

Als vor ca. acht Jahren Mitglieder des Arbeitskreises Troisdorfer Jahreshefte „St. Johannes vor der lateinischen Pforte“ besichtigten und bei der Gelegenheit auch zwischen Dachhaut und Gewölbe im Dachstuhl balancierten, war der Gesamteindruck zwar nicht gerade positiv, aber die Negativa hielten sich in Grenzen. Natürlich war die Gruppe nicht in der Lage, den desolaten Zu-



117
Die renovierte
Kirche, vom
Mühlengraben
aus gesehen

stand des Dachstuhls, des Gewölbes und der Pfeiler richtig einzustufen. 1973 holte dies eine Untersuchungskommission aus Mitgliedern der Diözesanbaubehörde, des Landeskonservators, des Kirchenvorstandes, dem Architekten Hanns Fritz Hoffmanns und dem Statiker Werner Krings nach. Es gelang, die kirchlichen und staatlichen Behörden von der Notwendigkeit einer grundlegenden Restaurierung zu überzeugen und ent-

sprechende Gelder zu lockern. Und dabei ging es um erheblich viel Geld! Eine erste überschlägliche Kostenschätzung ergab 1 731 559 DM.

Die genauere Prüfung der notwendigen Arbeiten – das ist i. d. R. immer so – förderte größere Schäden zutage, als ursprünglich angenommen. Eine Aktennotiz vom 24. Mai 1973 hält fest: „Die gesamte tragende Konstruktion der . . . eingeschobenen Empore zeigt starken Anobienbefall („Pochkäfer“). $\frac{1}{3}$ der Stützkonstruktion ist durch Trockenfäule und Schwamm bzw. Destruktionsfäule zerstört, zumindest sehr geschwächt. Die übrigen Stützen sind durch Anobienbefall stark geschwächt. Die gesamten Köpfe der Deckenbalken (Empore), innerhalb der Mauerzone, sind durch Fäulnis ebenfalls zerstört. Ebenso ein großer Teil der Anfänge der aus Eichenholz

bestehenden Gewölberippen, die auf der durchgehenden Stützenkonstruktion aufliegen.

Sämtliche Deckenbalken, die das Mittelschiff überspannen, weisen sehr starken Anobienbefall und Fäulnis auf, und sind damit so geschwächt, daß sie als tragende Konstruktionselemente nicht mehr in Betracht kommen. Dies gilt auch für die beiden durchgehenden Unterzüge, die auf den Holzstützen der Empore aufliegen bzw. eingebunden sind. Hier besteht akute Gefahr. . . Die Untersuchungen haben ergeben, daß im klassizistischen Teil der Kirche die gesamte Empore und das Gewölbe einschließlich Dachkonstruktion nicht mehr zu erhalten ist. Dies gilt auch für das neugotische Gewölbe, welches in konstruktiver Hinsicht sehr mangelhaft ausgeführt wurde. Die Dachkonstruktion wurde im Laufe



118
Klassizistisches
Kirchenschiff,
vor der
Restaurierung

der Zeit des öfteren verändert. Sie befindet sich in einem konstruktiv schlechten Zustand. Sie steht auf der durchlaufenden horizontalen Balkenkonstruktion, wie vorher schon erwähnt . . .

Eine grundsätzliche Trockenlegung des Mauerwerks ist erforderlich. Der stellenweise stark durchfeuchtete und durch Feuchtigkeit zerstörte Boden aus Solnhofener Platten muß erneuert werden. Dies gilt auch für die Holzpodeste unter den Bänken.

Das Mauerwerk im neugotischen Teil ist generell zu sanieren, einschließlich der Putzflächen. Hier wird es unumgänglich sein, die gesamten Fugen zu erneuern. Der über diesem Teil der Kirche befindliche Dachstuhl zeigt stellenweise starken Hausbockbefall. Eine aussichtsreiche Bekämpfung ist gegeben. Zusätzliche zimmermannsmäßige Überarbeitung wird erforderlich . . .“

Der im Juli 1973 vorgelegte Bericht des Statikers Werner Krings bestätigt den Befund, wirkt sogar noch erschreckender, weil die Schadstellen in allen Einzelheiten herausgekehrt werden.

MASSWERK VERLETZTE KIRCHENBESUCHER

Einen beängstigend „schlagenden Beweis“ – das war der „Zufall“ – für die umfassende Schadhaftheit der Sieglerer Kirche lieferte dann während einer Messe herabstürzendes Maßwerk. Da wurde es nun wirklich Zeit, die Urteile der Experten ernstzunehmen.

Die ersten baulichen Bewegungen kamen dann 1974 zustande, nachdem sich Diözesanbaumeister Dr. Schlombs von den Substanzschäden überzeugt hatte und die Vollplanungs-Verträge mit Architekt Hoffmanns und Statiker Krings abgeschlossen worden waren. Ein erster Nachtrag zum Kostenvoranschlag I ließ die Summe auf 2013309 DM hochklettern. Die vorgesehenen „Gewerke“ seien einmal kurz aufgezählt: Abbruch-, Erd-, Maurer-, Beton- und Gewölbearbeiten, Stahlkonstruktion, Isolierung, Zimmerarbeiten, Dachdecker-, Klempner- und Blitzschutzarbeiten, elektrische und sanitäre Installation, Heizung, Öltank, Innenputz, Schlosser-, Schreiner- (Treppen, Empore)arbeiten, Glaserarbeiten, Dauerpläne für Abdichtung, Natursteinarbeiten, Malerarbeiten, Beleuchtungskörper, Aus- und Einbau der Orgeln, Gerüstbauarbeiten, Drainage, Außenanlagen, Pflaster, Einrüstung, Auf- und Abbau einer Trennwand, Aus- und Wiedereinbau der bleiverglasten Fenster und – durch den „Unfall“ bedingt – Aus- und Wiedereinbau des Maßwerks.

Die Liste der Arbeiten macht selbst dem Laien, der die Größe des Bauobjektes kennt, deutlich, daß der 1973 angesetzte Betrag bei weitem nicht ausreichen konnte.

Der 1. Bauabschnitt beginnt im Februar 1974. Ein Großteil der Kirchenmöbel wird in den Saal „zur Küz“ ausgelagert, eine Trennwand zwischen Vierung und Langhaus errichtet. Die gottesdienstlichen Handlungen finden im neugotischen Teil der Kirche statt, während im klassizistischen Teil die Bauarbeiten beginnen. Im Kostenvoranschlag für 1974 (ca. 400 000 DM) werden folgende Arbeiten vorgesehen: Einrichten der Baustelle, Herstellen von Gerüsten und Schablonen für die Gewölbe, Verlegen der Orgelteile, Abbruch der Dachkonstruktion, Abbruch der Empore, Neukonstruktion des Dachstuhls,





119
Das sanfte
Sonnenlicht
bringt die
Schönheit der
Restaurierung
voll zur Geltung



120
Blick auf die
Sieglarer Kirche,
wie er sich dem
Maler Jean Esch
von der alten Brücke
her darbot.
Besitz: Trude Kropp



121
Nach der Reinigung
sind die Details
der Kreuzigungsgruppe
gut sichtbar

Klempner- und Installationsarbeiten, Injektionen, Umsetzen des Gerüsts, Ausbau des alten Holz- und Steinbodens, Einfüllen von Rollkies, Gießen der Bodenplatten aus Beton, Herstellung der Fundamente für die tragenden Stützkonstruktionen und der tragenden Konstruktionen selbst.

Es war zuerst auch geplant, die tragenden Säulen und Joche im klassizistischen Teil in einer Eisenkonstruktion auszuführen, ebenso die Dachträger. Man kam aber davon wieder ab und verwendete werkstoffgerecht Holz.

Die Landesbeihilfe beträgt 1974 60 000 DM, den Rest zahlt das Erzbistum aus Kirchensteuerbeträgen.

BAUSTELLE ST. JOHANNES

Ende 1974 werden im Kirchenvorstand die weiteren Renovierungsarbeiten diskutiert. Es kommt die Trockenlegung und ein neuer glatter Innenputz für den neugoti-

schen Teil zur Sprache. Ein Dachreiter wird wegen möglicher Komplikationen im Dachbereich (Dichtigkeit, Sturmanfälligkeit) abgelehnt. Der Putz des Turmes soll geprüft werden. Ein Dach – wie ursprünglich am alten Standort – für die Kreuzigungsgruppe wird in Erwägung gezogen. Eine Fußbodenheizung, glatte Naturstein-Bodenplatten und neue Kirchenbänke (für den klassizistischen Teil) werden vorgesehen. Auf die Sprüche an den Emporenbrüstungen soll – weil sie nicht ursprünglich seien – verzichtet werden. Der Orgelprospekt soll restauriert werden; die Türwindfänge aus Stahl möchte der KV erhalten. Für die Räume unter den Emporen werden Beichtkammern vorgesehen. Dem Taufstein soll ein neuer Platz zugewiesen werden. Der Hochaltar soll vervollständigt und neugefaßt werden. Ein neuer Volksaltar wird vorgeschlagen. Die drei Chorfenster und die Fen-



122
Die Betonung
der Fenster
und die Strukturierung
des Mauerwerks
wirken stilgerecht



123
Der romanische
Turm, vor der
Restaurierung

ster an den Seitenaltären wie auch der Kreuzweg sollen erhalten bleiben, die übrigen neugotischen Fenster erneuert werden.

Im November 1974 legt der leitende Architekt aufgrund der Einzelkostenvoranschläge der beteiligten Firmen eine neue Gesamt-Kostenschätzung vor. Sie ist inzwischen auf 2 590 961,59 DM gestiegen.

Auf die für 1975 vorgesehene Bausumme von 300 000 DM genehmigt der Regierungspräsident in Köln im Namen des Landes NW 80 000 DM.



125
Dezente Farbgebung
und feine
Ornamentierung
kennzeichnen die
Seitenfenster
im klassizistischen
Teil

1975 werden die Arbeiten des 1. Bauabschnittes (Abbruch und Grobsanierung) fortgesetzt. Im Pfarrgemeindebrief (Heft 2, Juli 1975) schreibt Pfarrer Heimers: „Die Arbeiten in der Kirche gehen gut voran. Nach Entfernung des Dachstuhls und Ausbau der schwer beschädigten Emporen wurde ein provisorisches Flachdach aufgelegt. Der Fußboden, in dem alte Sandsteinplatten zum Vorschein kamen und eine Handwerkerurkunde aus dem Jahre 1935, unterschrieben von Pastor Boehm, Rendant Johann Krechel, Fritz Schade, Peter Schade und Peter Josef Brungs von der Firma Henrichs, Siegburg, – wurde 60 cm tief ausgehoben. Nach Einfüllen einer Kiesschicht kam eine eisenarmierte Betonschicht, darauf 4 cm starke Styroporplatten, darüber wieder Beton. Für die Fußboden-Warmluftheizung sind gewellte Eternitplatten 5 cm hoch aufgelegt. Diese



124
Weiß gegen Blau.
Herrlich leuchtet
der neugefaßte Turm
gegen den Himmel.

werden oberhalb wieder mit Beton ausgefüllt und darauf kommt der Natursteinbodenbelag. Zusätzlich zur Beheizung des Fußbodens wird durch Roste noch Warmluft einströmen, um den gesamten Raum zu erfassen. Sogar der „Lauchmann“ (Bereich unter dem alten Turm) wird mitgeheizt, obwohl eine Glastüre ihn vom Schiff der Kirche trennen soll... Am 10. Juni wurden die Holztüren für die Emporen und das Dach angeliefert. Es sind verleimte Fichtenholzsäulen 30 X 30 cm und 11,80 Meter lang.“ Der Dezember-Pfarrgemeinde-Brief ergänzt: „Die Bodenarbeiten im Langschiff der Kirche sind bis auf den Fußbodenbelag abgeschlossen. Es wurde besonderer Wert auf eine Bodenisolierung gelegt, damit keine Bodenfeuchtigkeit mehr in den Fußboden oder die Pfeilersokkel eindringen kann... Zur Zeit wird in der Pfarrkirche an dem Gewölbe gearbeitet. Die Gewölbebogen sind bereits hergestellt und liegen in der Kirche zum Trocknen. Sie sollen in Kürze eingebaut werden, so daß zu Beginn des neuen Jahres mit den Putzarbeiten begonnen werden kann. Nach den Putzarbeiten... erfolgt der Aufbau der Empore. Diese wird in ihrem ursprünglichen Zustand erstellt, genau so wie alle anderen Teile der Kirche einschließlich des Gewölbes, dessen 8 Felder jeweils unterschiedliche Größen haben. ... Der Putz (außen am Langhaus) ist mittlerweile abgeschlagen, wird aber in der alten Form einschließlich Feldereinteilung wiederhergestellt. Unabhängig von den bisherigen Bauarbeiten sind die Fenster im Seitenschiff (gemeint ist das Querschiff) und im Chor neu vermessen und die Verstrebrungen in Auftrag gegeben worden. Zu Beginn des neuen Jahres sollen die Fenster Zug um Zug restauriert werden...“

DER ZWEITE BAUABSCHNITT

Die für 1976 vorgesehenen Arbeiten werden zunächst mit 400 000 DM veranschlagt und vom Land mit 50 000 DM bezuschußt, klettert aber dann doch auf 744 000 DM. Das Programm sieht die Erneuerung der Gewölbe-

rippen, die Entfernung des Innen- und Außenwandputzes, die Erneuerung der Gesimse, die Säuberung der Innen- und Außenwandflächen mit dem Sandstrahlgebläse, Fugendichtung, Torkretierung (Füllen mit Spritzbeton) und die Injektion der Innenwandflächen mit Traßkalksuspension vor. Mit diesem Sanierungsprogramm beginnt der 2. Bauabschnitt (klassizistischer Bauteil).

Im Juli 1976 schreibt Pfarrer Heimers im Pfarrgemeinde-

bestand dort fast unberührt von Splittern.' ... Für die Gewölbekappen nahm man Alu-Streckmaterial. Darunter kam der Putz, darüber eine doppelte Lage Glaswoll-Isolierung . . . "

Für 1977 sind folgende Arbeiten vorgesehen: Fußbodenbelegung, Anbringung der Holzkapitelle und der Rundsäulenverkleidung, der Emporenverkleidung und der Holztreppen, Minerosarbeiten an den Sockeln, Ge-



126
Farblich gekonnt und organisch wirkt der Blick vom Altar in den klassizistischen Teil und auf die Orgel. Die historische Kanzel dient als Kontrapunkt.

Brief: „Die Besucher der Pfarrkirche sehen an der Baustelle die dicken Eichenbohlen liegen. Es sind die Abfallstücke der neuen Gewölberippen im erneuerten klassizistischen Teil der Kirche. Die Gewölbe sind alle erneuert und fertig bis auf den Anstrich. Warum nahm man das Holz der Spessarteiche? Die Zimmerleute haben es uns erklärt: „Im Krieg waren im Spessart keine Kampfhandlungen und keine Bombenabwürfe. Darum ist der Holz-

simen und Natursteingewänden, Versetzen des Trenngerüsts und der Trennwand, Anlage der Heizung, Arbeiten an Turm und Emporen, Wandflächenputz in Chor und Querschiff entfernen, torkretieren und injizieren, Fugen des Ziegelmauerwerks säubern, neu verfugen, Maßwerke der gotischen Fenster aus Ettringer Tuffsteinmaterial erneuern, Strebepfeilerabdeckungen ersetzen, Säubern der Gewölbe (gotischer Teil), Aufbringen eines

wärmedämmenden Perlit-Anstrichs, Dachüberarbeitung, Elektroinstallation, Überarbeitung der klassizistischen Fenster, Neuerstellung der Fenster im gotischen

1 968 000 DM ist der Ansatz für das Jahr 1977, zu dem das Land NW 80 000 DM beisteuert.

1978 bringt die nahtlose Fortsetzung der 1977 angesprochenen Bauvorhaben, dafür werden weitere 1 114 000 DM veranschlagt.

DIE BRETTERRWAND FÄLLT

Im Herbst 1978 kann dann nach vierjähriger Bauzeit die Trennwand zwischen Langhaus und Querschiff niedergelegt werden. Zum erstenmal wird der Blick freigegeben auf das ganze Werk, und es besticht, obwohl noch längst nicht fertig, durch seine klaren strengschönen Formen, die elegante zwingende Bindung zwischen den beiden Stilbereichen.

Dann beginnt die große Zeit von *Walter Dorn* und seinem Malerteam aus Buir bei Kerpen. Im neugotischen



127
Die Emporen
haben ihre
intime
Eigenwirkung



128
Die Qualität
der Malerarbeiten
wird vor allem in der
Kappen-Behandlung
in Vierung und Chor
deutlich

Teil, Einbau von Ganzglastüren, Aufstellen der alten Orgel, Wegnahme der Chororgel, Maler- und Anstreicherarbeiten innen und außen, Anbringung von Beleuchtungskörpern . . .

Mit dem Überwechseln der Bauarbeiten in den neugotischen Teil der Kirche beginnt der 3. und letzte Bauabschnitt. Die Gemeinde zieht in dieser Zeit in den halbfertigen klassizistischen Teil.

Teil werden herrliche Kapitelle, Gewölberippen und Gewölbekappen gestaltet, ausgehend von vorgefundenen Resten alter ursprünglicher Malerei. Dem kalten Weiß der Säulen geht Dorn durch Nachahmung einer Sandsteinmaserung aus dem Weg. Der klassizistische Bau erhält sein passendes Farbkleid. Weiße Schlußsteinrosetten, schöngestaltete Säulen und Säulenkapitelle, liebevolle Ausmalung der Spruch- und Figurenfelder auf

der Empore und schließlich die farbliche Abstimmung des Orgelprospektes ergibt eine Gesamtwirkung, die man als klar, rein, als fröhlich und schön bezeichnen möchte. Es kommt zwar nicht unbedingt meditative Stimmung auf, es fehlt aber auch die kalte Pracht vieler moderner Renovierungen. Die Kirche regt zu frohem Lied und Gebet an.

In diesen Rahmen fügen sich später der vervollständigte und aufgefrischte Hochaltar, der Volksaltar (zumindest wenn er von Altartuch und Antependium bedeckt ist), die Seitenaltäre, die Kanzel und die Figuren des Johannes ein. Ob die gewählte Marmorfarbe optimal ist, kann bestritten werden, ein Nachgilben ist vielleicht zu wünschen.

Aber wir greifen hier schon zu weit. 1979 stand für die Restaurierung noch allherhand auf dem Programm, wofür immerhin noch 936 780 DM veranschlagt wurden. Davon sollten die Arbeiten an den Altären, an den Sakristeien, an der Kirchenbestuhlung, an Orgel und Fenstern und die restlichen Malerarbeiten bestritten werden.

Die Firma Klais aus Bonn nahm den Aus- und Einbau, die Überarbeitung und Intonation der beiden Orgeln vor. Am 4. April 1979 erklang die Hauptorgel wieder in einer kirchenmusikalischen Veranstaltung, bei der auch die Weihe vollzogen wurde.

Aus-, Einbau und Restaurierung der Fenster besorgte die Firma Derix, Rottweil und Taunusstein. Ihr obliegt auch die Gestaltung der Chor- und Seitenschiffenster nach Entwürfen von Prof. Johannes Schreiter aus Langen bei Frankfurt.

Am 7. April 1979 konnte die Gemeinde mit der Weihe des neuen Volksaltars – Entwurf Rudolf Peer aus Köln-Sürth – und der Einbringung der Reliquien ihr neues altes Gotteshaus wieder voll in Dienst nehmen.

Nach sechs Jahren (geht man von der Planung aus) erstrahlte die Kirche St. Johannes vor der lateinischen Pforte in einem Glanz, den sie mit Sicherheit vorher niemals erlebt hatte.

ST. JOHANNES FARBIG UND SCHÖN

Außer grundlegenden notwendigen Sanierungsarbeiten, die eigentlich am Turm mit dem Beginn des klassizistischen Baus, am klassizistischen Bau mit Beginn der Arbeiten am neugotischen Teil notwendig gewesen wären, die den ganzen Bau grundlegend sicherten, neben stilistischen Bereinigungen im Gewölbe- und Dachbereich, gelang es außen – deutliche Abhebung der drei Bauperioden: Romanischer Turm weiß, klassizistisches Langhaus gelb, neugotisches Querschiff und neugotischer Chor Backstein – und innen – organische Verbindung und doch charakteristische Eigenbehandlung der drei Stilelemente –, die Eigenwilligkeit der Väter deutlich zu erhalten und doch miteinander zu verbinden. Daß dabei nicht nur ein museales Kunstwerk zustandekam, sondern ein funktionaler Bau für die Gemeinde, war eine dritte Aufgabe des Architekten *Hanns Fritz Hoffmanns* aus Rodenkirchen. In ständigem Kontakt zu Mitgliedern des Landeskonservators Rheinland, etwa Dr. Mörsch, ist ein für Troisdorf einmaliges, für die Rheinlande sicher beachtenswertes nutzbares Schmuckstück entstanden.

Daß eine solche jahrelange Arbeit kostenintensiv ist, versteht sich bei der Anzahl der zur Ausführung gelangenden Arbeiten und der Vielzahl der beteiligten Firmen fast von selbst. Die Addition der hier genannten Zahlen ergibt eine Summe von 3 534 780 DM. Darin sind allerdings die Architekten- und Statikerhonorare noch nicht enthalten. Auch die Ausgaben für die Außenanlagen und die restlichen Fenster (Johannes Schreiter) kommen noch dazu.



129
Detail der
Malerarbeiten:
Kreuz-Gewölbe
im Chor



130
Detail der
Malerarbeiten:
Kapitell

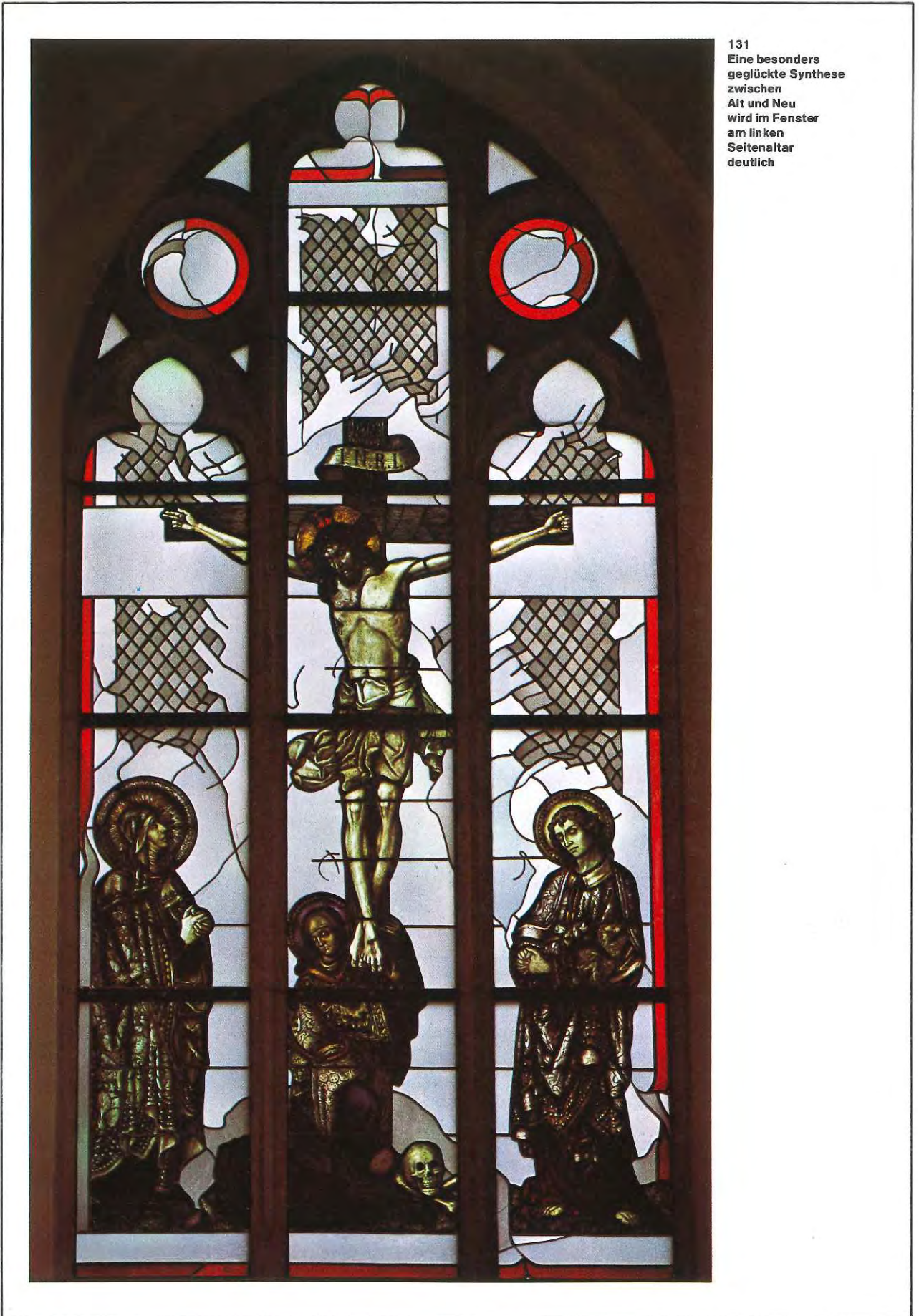
DIE SCHÖNHEIT STECKT IM DETAIL

Gehen wir noch einmal einigen Details nach, die die Schönheit und den gelungenen Wurf der Restaurierung unterstreichen.

Der beigefarbene Grundton aller Wände verbindet klassizistischen und neugotischen Bauteil, der Grundton aller Gewölbekappen und -rippen ist ebenfalls einheitlich (hell- bzw. mittelgrau). Die runden Säulen des klassizistischen Teils übernehmen das Grau der Rippen, während die Bündelpfeiler des neugotischen Teils unter den gold-roten Blattkapitellen heller gehalten werden, da die Schattenwirkung an ihnen zusätzliche Tondämpfung bringt. Das Sternengewölbe der Vierung ist geprägt von feiner Rankenornamentierung, die sich im Querschiff im Kreuzungsbereich der Rippen und in den Zwickeln verkleinert wiederfindet.

Die Gurtbögen, die den Übergang in die Querschiffbereiche und in den Chorraum leisten, verwenden die Grundfarbe, aus der das Rankenwerk gemalt wurde. Goldene Sternmuster lockern die dunkle Gurtfläche, sie alternieren mit den Kapitellen der Bündelpfeiler und den Sternmotiven der blauen Chorgewölbekappen.

Von ganz besonderer Wirkung ist die Mittelreihe der Schlußsteine, im klassizistischen Teil weiße „Lutherrosen“ mit vergoldeten Staubblättern, im neugotischen Teil eine Sternrosette in der Vierung, eine aufgemalte Strahlenblume und braun getönte Rippenenden im



131
 Eine besonders
 geglückte Synthese
 zwischen
 Alt und Neu
 wird im Fenster
 am linken
 Seitenaltar
 deutlich



132
Seit der Neugestaltung haben die Sieglerer wieder ihren kompletten Hochaltar. Eine historistische Arbeit, alten flämischen Vorbildern nachempfunden.

Chorbereich. Schön wirkt auch – vor allem von der Empore her gesehen – die Doppelreihe der Kapitelle im klassizistischen und neugotischen Teil und die Reihe der Rippenkonsolen.

Die neugotischen Altäre passen sich harmonisch in das Farbkonzept ein. Die Figur des Johannes alterniert mit der Kanzel, der Ambo mit dem Volksaltar. Der Standort des romanischen Taufsteins ist geblieben. Eine Aufstellung im Querschiff oder im ersten Joch des klassizistischen Langhauses (vom Turm her) wäre sicher glücklicher. Die durchgehende Langhausbestuhlung stört den Blick vom Eingang her, wirkt allerdings vom Altar her richtig. Einzelstühle würden insgesamt sowohl im Kirchenraum wie auf der Empore lockerer und eleganter aussehen.

Ob die stumpf-zylindrischen Beleuchtungskörper die

bestmögliche Lösung darstellen, wagen wir zu bezweifeln, vor allem in Verbindung mit den Wandleuchten auf der Empore.

Noch ein Wort zu den „neuen Fenstern“ im gotischen Bereich, wobei es vor allem darum geht, die alten Motive zu erhalten und in eine neue Fassung zu bringen, die farblich-dezent das Farbspiel des Kirchenraums unterstützt, ohne durch zu starke Eigenfarben abzulenken und Querschiff und Chorraum, die zur Zeit noch überstrahlt wirken, in gedämpfteres Licht zu ziehen und damit der Helligkeit des Langhauses anzupassen.

Das hier abgebildete Fenster über dem linken Seitenaltar zeigt eine gelungene Synthese zwischen Alt und Neu, greift auch die Ursache der Erneuerung (Zweiter Weltkrieg) thematisch auf, indem es herausgerissene Fensterflächen – wie ein löchriges Netzwerk – simuliert:



133
Der Hochaltar,
geschlossen

DREI SELTENE FARNE IM ALTENFORST

VON WINFRIED HELLMUND

Auf unseren floristischen Exkursionen in den Altenforst wollen wir diesmal drei Raritäten aus dem alten Geschlecht der Farne vorstellen. Alle drei lieben sie einen feuchten Standort, mögen sie sich im Erscheinungsbild auch noch so sehr unterscheiden.

Der unscheinbarste unter ihnen, der *Sumpffarn* (*Dryopteris thelypteris*), ist am engsten an den Wasserreichtum seines Standortes gebunden. Wurzelt er doch unmittelbar im Schwappmoorgürtel am Nordwestufer des stark verlandenden Kronenweiher, eine Tatsache, die das Photographieren dieser Pflanze auf dem unsicheren, saugenden und im wahrsten Sinne schwankenden Boden äußerst erschwert (Abb. 134/136). Teils erheben sich die Wedel, die nicht rosettig, sondern einzeln stehen, auch noch im modrigen ufernahen Wasser. Sie werden bis 50 Zentimeter hoch.

Am zarten zerbrechlichen Stengel entspringen eine Fingerspanne über dem Grund die relativ kurzen paarigen Fiederblätter, die sich wieder in spitzige Fiederchen aufteilen. Bei genauerem Hinsehen unterscheiden wir zwei Wedeltypen, die einen mit breiteren, die anderen mit

eine überzeugende Arbeit von Johannes Schreiter. Ein kleiner Schönheitsfehler fällt nur dem Kenner auf: die gewählten Rotgläser treffen leider nicht den Rotton im Nimbus des Gekreuzigten.

Jörg Schulz, der 1972 die Sieglarer Pfarrkirche mit zahlreichen anderen des 19. Jahrhunderts vorstellt und dabei auf die letzte Renovierung 1953 zurückgreift, könnte sicher nach der Restaurierung 1974–79 noch einige Negativschlenker seines Aufsatzes korrigieren. Der Gemeinde und ihrem tatkräftigen Pfarrer ein aufrichtig gesprochener „Herzlicher Glückwunsch“!

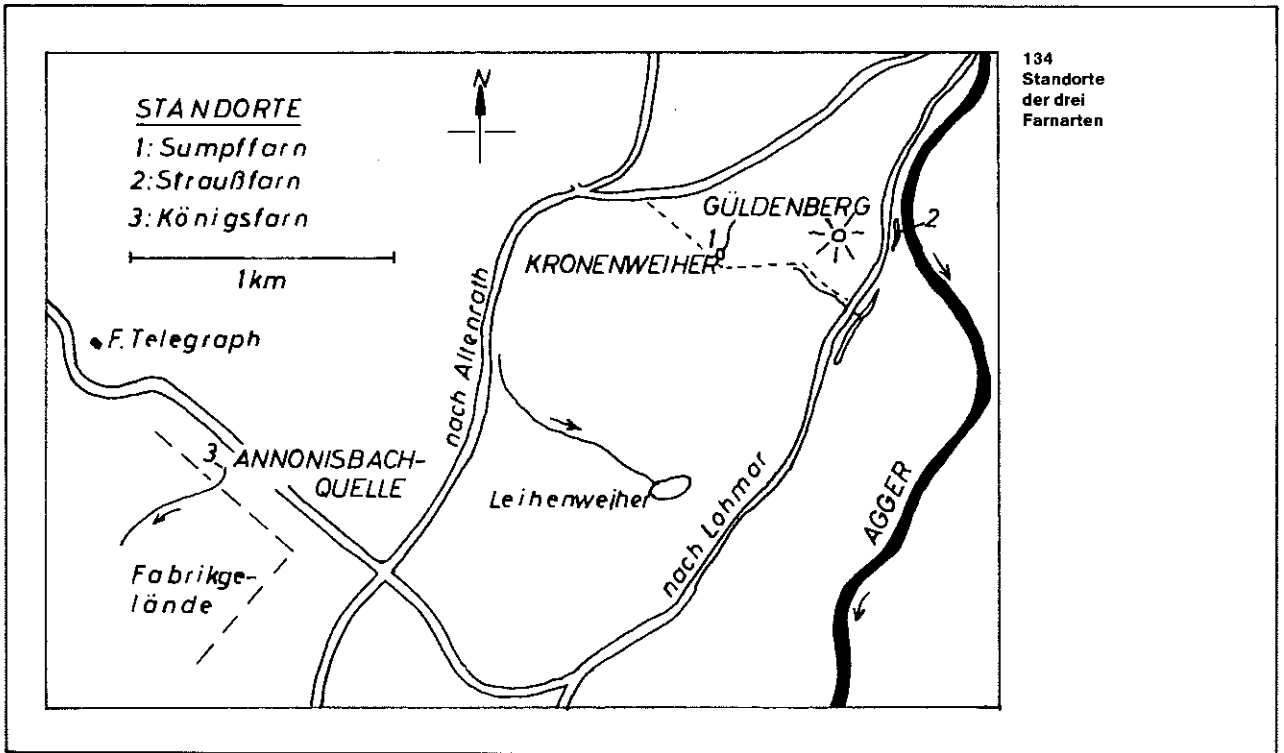
auffallend schmalen Fiederchen (Abb. 137). Das sind die fertilen Blätter, die Sporophylle, wie die Botaniker sagen. Nur sie tragen auf der Unterseite hinter dem umgebogenen Fiederchenrand die für die gesamte Pflanzengruppe charakteristischen Kapseln (Abb. 135), in denen ungeschlechtliche Keimzellen, die sogenannten Sporen, entstehen.

Aus diesen staubkorngroßen Zellen (Abb. 138) gehen nach der Keimung nicht Farnpflanzen, sondern unscheinbare, lappige Pflanzengebilde hervor, die Vorkeime. Da es wegen deren Kleinheit äußerst schwierig, wenn nicht unmöglich ist, sie in der Natur aufzuspüren, züchtete der Verfasser die Vorkeime auf geeigneten Nährböden in Petrischalen, um sie hier vorstellen zu können (Abb. 145). Auf diesen winzigen Vorkeimen spielt sich das „Geschlechtsleben“ der Farne also im Verborgenen ab. Das hat der ganzen Pflanzenabteilung den wissenschaftlichen Namen „Kryptogamen“ eingebracht, was soviel wie „verborgene Hochzeit“ bedeutet. In geschlechtlich differenzierten Organen dieser Vorkeime entstehen männliche und weibliche Keimzellen, aus deren Verschmelzungsprodukt endlich eine neue junge Farnpflanze hervorgeht.

Allerdings können sich die Farne auch vegetativ fortpflanzen. Dies geschieht mit einem unterirdischen Sproßteil, dem Wurzelstock, mit dessen Hilfe die Farne auch überwintern. Diese Fortpflanzungsart erklärt auch, daß unser Sumpffarn truppweise auftritt.

Das Vorkommen des Sumpffarns am Kronenweiher scheint das einzige in unserem Gebiet zu sein, auch dem Kenner heimischer Pflanzenwelt P. Rottland¹ war kein weiterer Standort bekannt. Nach H. Jahn² kommt die Pflanze überhaupt nur im Tiefland und dort nur selten vor. Er nennt als Beispiel die Krickenbecker Seen bei Kempen am Niederrhein.

Unweit vom Standort des Sumpffarns liegt der des stattlichen *Straußfarns* (*Matteuccia struthiopteris*); am Fuße des Guldensbergs nämlich, vom Fußweg nach Lohmar



nur durch ein Altwasser der Agger getrennt, bildet er einen ansehnlichen, für unseren Raum einmaligen Bestand (Abb. 134 und 139). Hier tritt der Auwald etwas zurück und gibt längs des Altwassers eine schmale Lichtung frei. Auf ihr öffnen sich die brusthohen Wedelkelche unseres Farns, die nicht nur durch ihre Höhe, sondern auch durch ihr Ebenmaß beeindruckend sind. In der Kelchmitte der meisten Pflanzen erheben sich von den äußeren Blättern abweichende rehbraune und olivgrüne Wedel, die in ihrer Gestalt an Straußenfedern erinnern und so namengebend geworden sind (Abb. 139 bis 141). Sie sind niedriger und starrer als die Außenwedel. Bei ihnen handelt es sich um die vor- und diesjährigen Sporenblätter (Sporophylle), die also im Gegensatz zu den unfruchtbaren Blättern den Winter überdauern. Bei näherer Untersuchung zeigt sich, daß die Ränder der Fiederblättchen zu gegliederten wurstartigen Gebilden über den Sporenkapseln verwachsen sind (Abb. 141). Aus diesen Behältnissen quellen die Sporenkapseln zu

136-144

Sumpffarn (*Dryopteris thelypteris*) im Schwappmoorgürtel des Kronenweiher (Mai 73).

Unterseite einer fertilen Fieder des Sumpffarns mit reifen Sporenkapseln; deren natürliche Größe beträgt $\frac{1}{4}$ mm.

Vergößertes Fiederchen des Sumpffarns mit Sporenkapselhäufchen; die gelben Körnchen sind ausgestreute Sporen (natürliche Größe $\frac{1}{20}$ mm).

Straußfarn (*Struthiopteris filicastrum*) am Guldenberg; Blick in einen Trichter mit vor- (braun) und diesjährigem (oliv) Sporenträger (August 79).

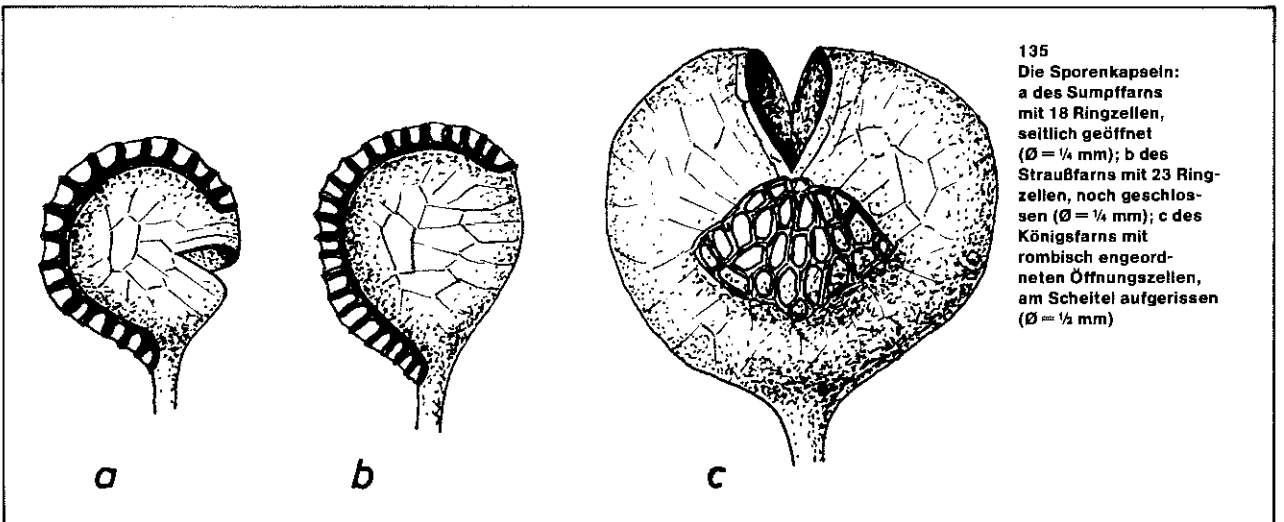
Ausschnitt des vorjährigen Sporenträgers; die Fiederränder sind alle zurückgekrümmt, die Sporenkapseln als braune Körnchen erkennbar (natürliche Größe $\frac{1}{4}$ mm).

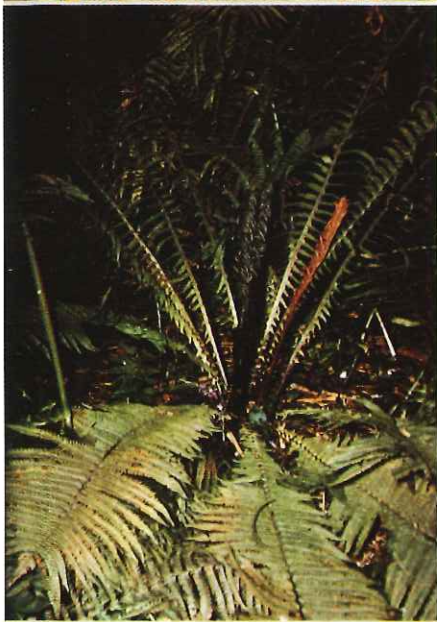
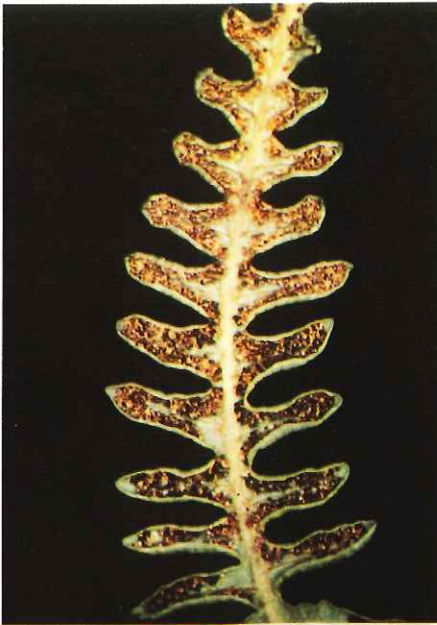
Ausschnitt des diesjährigen Sporenträgers; die Fiederränder sind meist noch über die Sporenkapseln gezogen; in der Mitte links ist die Fiederhaut aufgeplatzt, die Sporenkapseln werden sichtbar.

Königsfarn (*Osmunda regalis*), junge Pflanze an der Annonisbachquelle (Mai 77).

Fiederausschnitt des Königsfarns am Übergang zur Sporenrispe; rechts die zu Sporenkapselträgern umgewandelten Fiederchen; die natürliche Kapselgröße beträgt $\frac{1}{2}$ mm.

Stark vergrößerte Sporenkapseln des Königsfarns am Grunde der Sporenrispe; die Kapseln sind in einem Querspalte aufgesprungen, die Sporen ausgestreut.







145
Mikroskopische
Aufnahme vom
Vorkeim des
Sumpffarns;
40 Tage alt, natürliche
Höhe 2 mm; an der
Spitze der Rest der
Sporenhaut, darüber
eine Sporenkapsel.
Farbseite: Abb. 136–144

Hundertern und aber Hunderten bei der Reife hervor, um dann die Sporen auszustreuen (Abb. 140).

Dies geschieht wie beim Sumpffarn durch einen eigenartigen Mechanismus. Die Kapseln sind nämlich mit einem besonderen Zellring (Anulus) ausgerüstet, der Dreiviertel der Kapsel helmraupenartig umgibt (Abb. 135). Die Ringzellen besitzen stark verdickte Boden- und Seitenwände, während ihre Außenwände unverändert dünn sind. Auf Grund dieser Wandstruktur streckt sich beim Austrocknen der Ring, krümmt sich entgegengesetzt und reißt so die Kapsel auf. Schließlich schnellert er zurück und schleudert die Sporen fort.

Die Bedeutung unseres Straußfarnvorkommens wird deutlich, wenn wir hören, daß der nächstgelegene Bestand sich erst im Bröltal findet. Bedauerlicherweise ist der Straußfarn an unserem einzigen Standort auf ungewöhnliche Weise gefährdet. In den letzten Jahren hat sich nämlich entlang unserer Fluß- und Bachläufe ein floristischer Fremdling ausgebreitet, dem nichts gewachsen zu sein scheint. Es handelt sich um das Drüsige Springkraut (*Impatiens glandulifera*), das im vorigen Jahrhundert aus Indien nach Europa gebracht wurde und verwilderte. Diese rosablühende Pflanze verbreitet ihre Samen mit dem Schleudermechanismus ihrer Früchte. Viele gelangen ins Flußwasser und werden mit der Stömung am Ufer entlang verdriftet. So dürften sie auch auf unsere Lichtung gelangt sein. Jedenfalls überwuchern sie jetzt mit ihren bis zwei Meter hohen Stengeln unseren wertvollen Farn. Schon im Sommer 1979 hatte ich Mühe, die gewiß nicht kleinen Straußfarntrichter unter dem üppigen Springkrautwust auszumachen (Abb. 146). Ob der Farn dieser Biotopveränderung gewachsen ist, bleibt sehr fraglich. Eine manuelle Beseitigung des Springkrauts seitens der Forstverwaltung erscheint daher vor der neuen Samenbildung dringend geraten.

Der letzte und edelste unserer drei Farne, der prächtige *Königsfarn* (*Osmunda regalis*), wächst viel näher bei der

Stadt, nämlich im Quellgrund des Annonisbaches, und zwar auf der Westseite des Quellkessels, wo der grundlose schwankende Boden etwas fester wird (Abb. 134 und 142). Dieser Standort ist mir seit rund 30 Jahren bekannt, einen weiteren, nördlich des Spicher Broich, habe ich mittlerweile aus den Augen verloren. Aber an beiden Stellen war der Bestand schon immer recht spärlich. An der Annonisbachquelle zählte ich im Mai 1973 drei Trupps zu zehn, elf und fünfzehn Pflanzen, bei einer Kontrolle 1979 fand ich vier Trupps mit zwei, sechs, elf und zehn Pflanzen.

Die meterhohen Wedel sprießen mit ihren kräftigen Stielen zwar genähert aus dem Boden, doch bilden sie keinen Trichter. Breit laden die doppelgefiederten Wedel aus (Abb. 142). Ihre ganzrandigen Fiederchen sind groß und länglich lanzenförmig.

Die Sporen sind beim Königsfarn wieder in ganz anderer Weise untergebracht. Die Spreitenteile der Fiederchen sind nämlich an den Wedelenden reduziert und zu einem rispenartigen Sporenkapselträger ausgeprägt. Die zugehörigen Kapseln sind auffallend groß (Abb. 143).

Zu diesen kennzeichnenden Merkmalen tritt noch ein urtümlicher Öffnungsmechanismus der Kapsel. Die oben geschilderte Ringeinrichtung fehlt dem Königsfarn (Abb. 135c). Hier sorgen rhombisch angeordnete dickwandige Zellen, die auf einer Kapselseite unterhalb des Scheitels sitzen, beim Trocknen für das Platzen der Kapsel (Abb. 144). Die Sporen selbst haben das doppelte Volumen der Sumpffarnsporen. Auch die Vorkeime des Königsfarns werden größer und sind zudem auch langlebiger als die der anderen Farne³. All das kennzeichnet den Königsfarn als Angehörigen einer alten Familie, die bis ins Erdaltertum (250 Millionen Jahre) zurückreicht.

Daß die drei hier beschriebenen Farne, deren Vorkommen allgemein als selten gilt, streng geschützt sind, braucht wohl nicht besonders betont zu werden. Wenn der Verfasser dennoch die genauen Standorte ver-



146
Standort des
Straußfarns vom
Drüsigem Springkraut
überwuchert
(August 79)

öffentlich, so tut er das in der Überzeugung, daß nicht die wissenden Naturfreunde den Bestand unserer Flora gefährden, sondern mächtigere Institutionen (Militär, industrielle Unternehmen und Behörden) in Unkenntnis oder aus geschäftlichen und wirtschaftlichen Interessen. Leider hat sich diese Auffassung in Bezug auf die Sonnentaustandorte in der Heide und am Spicher Broich⁴ bereits bewahrheitet. Es bleibt uns also nur die Hoff-

nung, durch Aufmerksammachen das Ignorieren zu erschweren.

ANMERKUNGEN

- 1 Rottland in „Troisdorf im Spiegel der Zeit“, Siegburg 1950.
- 2 Jahn, „Unsere Farne“, Heft 14, Handschriftenreihe der Landesstelle MNU Recklinghausen.
- 3 Diels, Handbuch der Biologie, Bd. IV, S. 341 f., Frankfurt a. M., 1942.
- 4 Vgl. TJH IV, 1974.

